This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.



https://books.google.com





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HD WIDENER
HW IKBW 1

Educ P 119.2

Harvard College
Library



BOUGHT
FROM THE GIFT OF
CHARLES HERBERT THURBER





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek
der
katholischen Pädagogik.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Geh. Rat Dr. L. Kellner, Domkapitular Dr. Knecht und Geistl. Rat Dr. Hermann Rolfus

von

F. X. Kunz,
Direktor des luzernischen Lehrerseminars zu Hitzkirch.

II.

Mapheus Vegius und Äneas Sylvius:
Pädagogische Schriften.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Mapheus Vegius'

Erziehungslehre.

Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen

von

K. A. Kopp,
Rektor der Stiftsschule zu Beromünster.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Educ P 119.2

HARVARD COLLEGE
NOV [illegible] 1926
LIBRARY
~~Gift of~~
Charles H. Thurber

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Die beiden vorliegenden Schriften, welche als zweiter Band der „Bibliothek der katholischen Pädagogik" an die Öffentlichkeit treten, weisen nach ihrer innern Anlage und der Behandlungsweise des Gegenstandes, sowie auch in Rücksicht auf ihren Umfang zwar keine besondere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit auf; indes dürfte ihre Vereinigung zu einem Buche dadurch gerechtfertigt sein, daß dieselben der nämlichen Zeitepoche entstammen und daß die Autoren, denen sie ihre Entstehung verdanken, nicht bloß durch ihre ganze Geistesrichtung und wissenschaftliche Bildung, sondern auch durch innige persönliche Freundschaft im Leben verbunden waren. Dem aufmerksamen Leser wird denn auch eine gewisse Ideengemeinschaft zwischen den beiden Arbeiten nicht entgehen, ohne daß unsererseits jedesmal darauf hingewiesen wäre.

Die Übersetzung betreffend war unser Bestreben zunächst auf eine getreue inhaltliche Wiedergabe des Originaltextes gerichtet, während andererseits die Form, der Bestimmung des Buches entsprechend, dem deutschen Idiom so gerecht wie möglich zu werden suchte. Daß solches bei einer Sprache, die in ihrer ganzen Struktur und dem dadurch bedingten Ausdrucke von der unsrigen so grundverschieden ist, seine Schwierigkeiten hat, ist bekannt, und dies dürfte allfällige Härten und Unebenheiten der Darstellung einigermaßen entschuldigen.

Die biographische Einleitung zu M. Vegius ist, einige Ergänzungen und Erweiterungen abgerechnet, aus einer frühern Arbeit desselben Verfassers herübergenommen [1]. Die zur bessern Orientierung des Lesers angebrachten Bemerkungen, welche, so sehr wir uns auf das Nötigste zu beschränken suchten, ziemlich reichlich ausfielen, sind sämtlich von den Über-

[1] Vgl. unten die Quellenangabe S. 1, Note.

Digitized by Google

setzern und von der Redaktion beigefügt. Von den — zumal bei Vegius — so außerordentlich zahlreichen Zitaten fanden sich einige wenige in den uns zur Verwendung stehenden Textausgaben; weitaus die größte Zahl dagegen mußte — nicht ohne viele Mühe — aus den betreffenden biblischen, patristischen und klassischen Schriftstellern zusammengetragen werden.

Möge nun dem zweiten Bande der „Bibliothek" eine ebenso wohlwollende Aufnahme zu teil werden wie dem ersten. Er wird neuerdings den Beweis liefern, daß sich die Pädagogik der Vorzeit neben den Leistungen unserer Tage auf diesem Gebiete wohl darf sehen lassen.

Beromünster, am Feste des hl. Erzengels Michael 1889.

Die Übersetzer.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mapheus Vegius' Erziehungslehre.

Erstes Buch.

Über die Pflichten der Eltern.

Digitized by Google

Seite

Zweites Buch.

Über den Unterricht der Kinder.

Drittes Buch.

Über die Erziehung und den Unterricht der Jünglinge und Jungfrauen.


Digitized by Google

Seite

Viertes Buch.

Von den Pflichten der Jünglinge gegen Gott und die Mitmenschen.

Fünftes Buch.

Von den Pflichten der Jünglinge gegen sich selbst.

Sechstes Buch.

Über die Züchtigkeit der Sitten nach Ort und Zeit.

Digitized by Google

Äneas Sylvius' Traktat über die Erziehung der Kinder.

Digitized by Google

Mapheus Vegius'

Erziehungslehre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mapheus Vegius' Leben und Schriften[1].

Doctis hominibus praecipuam exhibebimus verecundiam; adhaerebimus quoque et perseveranter assistemus, ut doctrina eorum et monitis doctiores etiam et meliores evadamus.
Maph. Vegius, de educ. liberor. IV, 8.

Das 15. Jahrhundert, dem das Leben und Wirken unseres Pädagogen Maffeo Vegio angehört, ist die Zeitepoche, in welcher jene große geistige Bewegung sich vollzog, die man mit dem Namen Renaissance oder Wiedergeburt des klassischen Altertums bezeichnet. Naturgemäß trat diese Neubelebung antiker Bildung, die einen so gewaltigen Umschwung auf allen Gebieten des Wissens und des Lebens hervorgerufen, zuerst in Italien zutage, wo die Erinnerung an das klassische Altertum nie ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war. Es machten sich aber innerhalb

[1] Quellen: Acta Sanctorum Maji tom. V; Junii tom. VII. Antwerpiae 1717.

Maxima Bibliotheca veterum Patrum et antiquorum Scriptorum Ecclesiasticorum, tom. XXVI. Lugduni 1677.

Maphaei Vegii de educatione liberorum libri VI, notis illustravit H. J. Feron. Tornaci 1854.

Jo. Alberti Fabricii Bibliotheca Latina mediae et infimae aetatis, a S. Dom. Mansi emendata, tom. V. Florentiae 1858.

Baillet, Jugements des Savants sur les principaux ouvrages des auteurs, tome IV. Amsterdam 1725.

Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, tomo VI. Milano 1824.

Pädagogik des Maphäus Vegius, Vorsteher der Datarie unter dem Pontifikate Pius' II., mit vergleichenden und erläuternden Noten als Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Mittelalter von Lehrer F. J. Köhler. Schwäb. Gmünd 1856. Im Verlage des Verfassers.

Schweminsky, P. P. Vergerius von M. Vegius. Posen 1858 (Schulprogramm).

Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. B. 1886, I. Bd.

Kopp, K. A., Maffeo Vegio, ein Humanist und Pädagoge des fünfzehnten Jahrhunderts. Luzern, Räber, 1887 (Schulprogramm).

Die übrige Litteratur findet sich an Ort und Stelle verzeichnet.

Digitized by Google

der Renaissance, bald nachdem sie in Fluß geraten war, zwei einander entgegengesetzte Strömungen bemerklich: die eine hielt sich getreu auf den von Glaube und Kirche ihr vorgezeichneten Bahnen und wußte die begeisterte Hinneigung zum klassischen Altertum mit der gläubigen Verehrung des Christentums zu vereinigen. Sie betrachtete das Studium und die Kenntnis antiker Geisteskultur nicht als Selbstzweck, sondern lediglich als das zutreffendste Mittel, den Geist zu schärfen und den Sinn für Formenschönheit zu wecken, somit auch, die christliche Wahrheit tiefer und gründlicher zu erfassen und in ansprechender Form zum Ausdruck zu bringen. Die andere Richtung hingegen trat in Gegensatz zu Christentum und Kirche und durchbrach in Glauben und Leben die von diesen gesetzten Schranken. Ihre Vertreter gingen in der Verehrung des Altertums so weit, daß sie mit der antiken Form auch den antiken Geist in sich aufnahmen, daß sie die antik-heidnische Denk- und Gesinnungsweise wieder zur Herrschaft bringen, heidnisches Denken und Leben an die Stelle des christlichen setzen wollten.

Unter den Repräsentanten der erstern Richtung, der wahren, christlichen Renaissance, treffen wir in Italien gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts neben einer stattlichen Reihe anderer hervorragender Männer [1] auch jenen Humanisten, mit dessen Leben und Wirken wir uns zu beschäftigen haben, den Mapheus Vegius. Die Wirksamkeit dieses Gelehrten beschränkte sich aber nicht bloß auf die Pflege und Förderung klassischer Studien; er ist zugleich ein hervorragender Pädagoge des Renaissance-Zeitalters, der bedeutendste pädagogische Schriftsteller seines Jahrhunderts, und in dieser Eigenschaft wird er daher vor allem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir werden im folgenden zunächst die äußeren Lebensumstände unseres Humanisten festzustellen versuchen und sodann seiner litterarischen Thätigkeit im allgemeinen und seinem pädagogischen Werke insbesondere eine nähere Besprechung widmen.

I.

Maffeo Vegio oder, wie er sich selbst mit latinisiertem Namen der Sitte der Zeit gemäß zu nennen pflegte, Mapheus Vegius wurde im Jahre 1406 zu Lodi, dem alten Laus Pompejana, im Herzogtum Mailand geboren [2]. Die Nachrichten über seine Lebensverhältnisse

---

[1] Zu diesen gehören u. a. Leonardo Bruni, Giannozzo Manetti, Vittorino da Feltre, Tommaso Parentucelli (Nikolaus V.); Hauptvertreter der heidnischen Renaissance waren Lorenzo Valla, Antonio Beccabelli, Poggio Bracciolini. — Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I. Bd. (Einleitung).

[2] Maphaeus (so findet man den Vornamen auch geschrieben) Vegius . . . *Laudem* urbem, *laude* ipse dignissimus, patriam habuit, sagt mit trefflichem

Digitized by Google

sind nur spärlich auf uns gekommen. Was wir darüber wissen, verdanken wir zumeist gelegentlichen Äußerungen des Schriftstellers in seinen eigenen Werken. Mapheus war der Sprosse einer angesehenen Familie; sein Vater hieß Belloro (Bellortus), seine Mutter Katharina stammte aus dem Hause Lauteria[1]. Die Eltern, denen viel an einer sorgfältigen und standesgemäßen Erziehung ihres Sohnes gelegen war, müssen in dessen frühester Jugend ihren Wohnsitz nach Mailand verlegt haben; denn hier empfing er den ersten Unterricht. Seinem Lehrer giebt er selbst das Zeugnis eines sittenreinen und mit trefflichem Lehrtalent begabten Mannes, der ihn jedoch allzu hart behandelte und dadurch eher hemmend auf die geistige Entwicklung des zarten und höchst schüchternen Knaben einwirkte[2]. Als Mapheus noch nicht elf Jahre zählte, wechselte sein Vater abermals den Wohnsitz. Wohin dieser verlegt wurde, ist nicht bekannt. Mapheus berichtet uns nur, daß er infolge Wegzuges von Mailand einen neuen Lehrer erhalten habe[3]. Dieser Aufenthalt außerhalb der Stadt war indes nur ein vorübergehender; denn zwei Jahre später finden wir ihn abermals in Mailand unter der Obhut eines neuen Lehrers, der sich zwar weniger durch hohe Gelehrsamkeit als durch frommen Sinn und im Gegensatz zum frühern durch große Milde und Freundlichkeit auszeichnete. Dieser, ein begeisterter Verehrer des hl. Bernardin von Siena, der eben damals seine Wirksamkeit in Mailand begann, führte seine Schüler, unter denen auch unser Vegius sich befand, oft in die Predigten des Heiligen. Obwohl dem zwölfjährigen Knaben ein tieferes Verständnis derselben nicht möglich war, so empfing er doch schon jetzt einen mächtigen Eindruck und eine, wie er selbst meint, mehr auf die Autorität und das Beispiel seines Lehrers als auf eigenes Urteil gegründete hohe Ehrfurcht vor dem gottbegnadigten Prediger, dessen Biograph er später werden sollte[4].

Wortspiel seine Vita in der Max. Bibl. Patr. tom. XXVI, p. 1632. Als Geburtsjahr wird von mehreren 1407 bezeichnet. Wir folgen dem Biographen Janning (Gianingo) in den Acta Sanct., Jun. VII, p. 57, dessen Vita die sorgfältigste ist und die herkömmlichen biographischen Notizen über Vegio vielfach ergänzt und berichtigt. — Vegius selbst erzählt in seiner Vita S. Bernardi Sen. (abgedruckt in Act. Sanct. Maji V, p. 287 sqq.): „Bernardinus tandem venit Mediolanum, actis jam quattuordecim annis, quibus disseminando verbo Dei intenderat. *Ego tum, dum puer essem duodecim circiter annos natus,* recolo, eum vidisse, audivisse etiam in populo loquentem.“ Der Heilige trat i. J. 1418 in Mailand als Prediger auf; da Vegius nach eigenem Zeugnis damals zwölf Jahre alt war, so fällt seine Geburt ins Jahr 1406. — Act. Sanct. l. c.

[1] Mapheus hatte noch zwei Brüder, Laurentius und Eustachius. Der erstere war geistig sehr begabt, starb aber in seiner Jugend (De educat. I, 2). Dem Eustachius widmete Mapheus seine Schrift Philalethes, worin er u. a. sagt, daß sich derselbe durch Wissenschaft und Tugend auszeichne.

[2] De educ. liber. l. II. c. 8. 9. 19. [3] Ibid. II, 9.

[4] „Nam erat mihi praeceptor Grammaticae optimus quidam senex, qui diebus festis, cum verba faceret (Bernardinus), audire eum avide ac discipulos quosdam, praecipue sibi commendatos, quorum unus eram, audituros, etiam

Digitized by Google

Doch verstand es dieser treffliche Pädagoge, an den sich Vegius auch im spätern Leben stets mit Freude erinnerte, nicht bloß, den frommen Sinn seines Zöglings zu wecken und zu fördern; er brachte ihm zugleich echte Liebe zur Wissenschaft, Lust und Eifer zum Studium und Anregung zu selbstthätigem Arbeiten bei [1].

Nachdem Mapheus durch Aneignung tüchtiger grammatischer Kenntnisse den Grund zu höherer Bildung gelegt hatte, bezog er die Universität zu Pavia, damals die berühmteste Oberitaliens. Es war sein sehnlichster Wunsch, sich der Dichtkunst zu widmen; zu dieser hatte er von früher Jugend auf eine besondere Vorliebe gehabt und fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen [2]. Weniger dichterisch war indes sein Vater gestimmt, dessen Wille es war, daß er sich die Philosophie (Dialektik) als eine edlere und ehrenvollere Wissenschaft zum Berufsstudium erwähle. Der Sohn fügte sich dem väterlichen Willen, fand aber an der Dialektik so wenig Gefallen, daß der Vater endlich selbst sich genötigt sah, seinen Plan aufzugeben, und ihn nunmehr für die Jurisprudenz bestimmte. Diese Wissenschaft vermochte nun Mapheus freilich mehr zu fesseln; der Geist und die Beredsamkeit, welchen er in den Werken der alten Rechtslehrer begegnete, erregten sein lebhaftes Interesse. Doch hätte er sich um keinen Preis je zur praktischen Ausübung dieses Berufes verstehen können; dies, meint er, würde seinem Innersten widerstrebt haben. Und so wandte er sich denn, überzeugt, daß er auf jedem andern Gebiete des Wissens mit keinem oder höchst unbedeutendem Erfolge arbeiten würde, trotz aller entgegenstehenden Hindernisse neuerdings den Musen zu, denen er übrigens im geheimen nie ganz entsagt hatte [3].

Nach Vollendung der akademischen Studien in Pavia betrat Vegius ebendaselbst seine öffentliche Laufbahn. Leider fehlen uns genauere Nachrichten über diese erstere Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Aus zwei Briefen Vegius', die aus jener Zeit datieren, läßt sich erschließen, daß er zunächst als Lehrer der Dichtkunst und sodann auch der Jurisprudenz

---

simul secum ducere consueverat dicereque ad nos saepius: Eamus, filii, audituri bonum illum Fraterculum, tam vili ac trita indutum veste, cui tanta linguae gratia, tantus splendor eloquii, tam aptus dicendi modus, tanta verborum simul atque sententiarum majestas . . . *Ego judicio magistri mei fretus, non meo, quod nullum quidem erat propter breviorem aetatem, maximi faciebam hominem audiebamque verba illius attente,* licet minus capax esset ingenium ad accipiendum pondus ipsorum: sed cum talem illum esse arbitrarer, qualem magister judicabat, videbantur mihi omnia, quaecunque diceret, divino ore prolata." Vita S. Bernardi Sen. c. 5, abgedr. Act. Sanct. Maji V, p. 897.

[1] De educ. liber. II, 9.

[2] Ibid. II, 9; III, 2

[3] Über seine Berufswahl und die ihm dabei begegnenden Schwierigkeiten erzählt uns der Dichter De educ. liberor. III, 2; seine eigenen Erfahrungen dienen ihm als Beleg für den pädagogisch wichtigen Grundsatz, daß man bei der Berufswahl der natürlichen Anlage und Neigung des Kindes Rechnung tragen müsse.

Digitized by Google

wirkte[1]. Seine Lehrthätigkeit, zumal in ersterer Stellung, scheint eine fruchtbare und erfolgreiche gewesen zu sein. Einer seiner Schüler, der Dichter Antonio d'Asti, der im Jahre 1429 in Pavia studiert, widmet dem Lehrer, der ihn so trefflich ins Reich der Poesie einzuführen verstanden habe, ein schmeichelhaftes Lobgedicht[2]. Vegius wußte aber nicht bloß in seinen Schülern Lust und Liebe zu dichterischem Schaffen zu wecken, er lag auch selbst aufs eifrigste der edlen Kunst des Gesanges ob. Daß er sich zu diesem Zwecke in das Studium der Alten vertiefte und sich nach ihrem Muster zu bilden strebte, ist für den begeisterten Humanisten selbstverständlich. Von allen Dichtern des Altertums aber vermochte ihn keiner mehr zu fesseln als Virgil. Dieser war sein Liebling, für den er eine unbegrenzte Verehrung hatte; sie ging so weit, daß er zu den zwölf Gesängen seiner Äneide einen dreizehnten hinzufügte, in welchem die Schicksale des Äneas bis zu dessen Tod besungen sind, nicht als ob er das Werk des Meisters für unvollendet gehalten hätte: er wollte demselben auf diese Weise nur seine Verehrung zollen und sich selbst nach seinem Ideal dichterisch bilden[3].

In dieser Periode von Vegius' Leben, da er im besondern Dienste des Humanismus stand und an der Akademie zu Pavia den Lehrstuhl der Dichtkunst bekleidete, sind wohl auch jene seiner Werke entstanden,

---

[1] In einem an den Erzbischof Bartolomeo Capra von Mailand gerichteten Brief (abgedr. bei Sassi, Hist. Typogr. med.) schreibt Vegius: Si forte admiraris, Praesul Sanctissime, quod *ego, qui in studiis Poetarum versatus sum, nunc ad legum traditionem me convertam* etc. Tiraboschi, Storia della letterat. ital., tomo VI, p. 1338.

[2] Es lautet:

Hic erat et *Vegius,* doctissimus ille poeta,
  Qui mihi non parvo junctus amore fuit.
Qui cum vidisset, quae dicto tempore ad ipsum
  Ultro tam juvenis carmina pauca dedi,
Me fuit hortatus, monuit me motus amore,
  Ut doctis operam versibus usque darem;
Cum fieri possem fama praestante poeta,
  Si musas aliquo tempore prosequerer.
Ille meos animos tantum his hortatibus auxit,
  Ut me scribendi ceperit acer amor
Condendique modos. Posthaec idcirco modorum
  Temporibus variis millia multa dedi;
Quae si quid laudis tribuerunt, si quid honoris,
  Sique dedere umquam commoda grata mihi,
Confiteor, Vegio debenda est gratia vati,
  Prima poetandi qui mihi causa fuit.

Tiraboschi l. c. p. 1339.

[3] Max. Bibl. Patr. t. 26, p. 1632. Eine warme Lobrede auf Virgilius und Apologie desselben gegen seine damaligen Gegner in den Gelehrtenschulen findet sich De educ. liber. II, 18.

Digitized by Google

welche antike Stoffe zum Gegenstand haben und in gebundener Form geschrieben sind. Die Erzeugnisse seiner Muse fanden überall guten Anklang und günstige Aufnahme; sie verschafften ihm nicht bloß den Namen eines gefeierten Poeten, sondern brachten ihn auch in geistige Verbindung mit den gelehrten Männern seiner Zeit. Wir finden unter seinen Freunden den Dichter Antonius Panormitanus, den Marasius Sikulus und den geistvollen Humanisten und spätern Papst Äneas Sylvius. Bei letzterem stand er in besonders hoher Achtung und in engstem Freundschaftsverhältnisse. Äneas führt ihn in seinem Traktat „Traum über das Glück" (Somnium de Fortuna) redend ein und teilt ihm in seiner Vision im Reiche der Fortuna dieselbe Rolle zu, welche in Dantes Divina Commedia Virgilius trägt [1].

Vegius mochte noch kein Jahrzehnt lang seines Lehramtes gewaltet haben, da sehen wir ihn von Pavia scheiden und seine Schritte nach der Hauptstadt der Christenheit lenken. Die Beweggründe dieses Entschlusses sind ebensowenig mit Sicherheit festzustellen als die genaue Zeitangabe, in welcher derselbe zur Ausführung gelangte. Doch ist, was die erstere Frage betrifft, die gewöhnliche Annahme nicht unbegründet, daß er einem Rufe des Papstes gefolgt sei; war es ja die Zeitepoche, da der Humanismus am päpstlichen Hofe sich mehr und mehr einbürgerte. Zudem finden wir unsern Gelehrten sofort im Dienste der Kurie. In betreff der Zeit seiner Ankunft in Rom ist soviel sicher, daß dies unter dem Pontifikate Eugens IV. (reg. 1431—1447) geschah, jedoch nicht vor 1433, in welchem Jahre er nach einem der oben erwähnten Briefe noch in Pavia sich aufhielt [2]. Vegius bekleidete an der päpstlichen Kurie zuerst das Amt eines Sekretärs der Breven. Da er demselben auf das gewissenhafteste vorstand und sich durch Bescheidenheit und unbescholtenen Lebenswandel auszeichnete, übertrug ihm Papst Eugen bald darauf die sehr ehrenvolle Würde der Datarie (Vorsitz in der Kongregation für Dispensationsgesuche), mit welcher ein Kanonikat bei St. Peter verbunden war [3]. Zufrieden mit seiner Stellung, lehnte er einen ihm angebotenen

---

[1] Aeneae Silvii opera quae exstant omnia, Basler Ausgabe von 1571: Somnium de Fortuna, ep. 108, p. 611 sqq. Der Traktat ist datiert: Ex Vienna III. Cal. Jul. 1444. Auch in den Opera inedita Aeneae Silvii, herausgeg. von Jos. Cugnoni (Romae 1883), wird Vegius mehrfach in ehrenvoller Weise erwähnt; so in dem Tractatus de Eucharistia p. 239, im Carm. XII u. XX. Letzteres Gedicht ist eine Ecloga in Form eines Dialoges zwischen Vegius und Äneas, entstanden 1431 zu Ehren Kaiser Sigismunds, der jenen Winter in Mailand zubrachte. Der Inhalt des Gedichtes läßt erschließen, daß Vegius damals noch in Pavia weilte. Er kann also nicht der Datarius Martins V. gewesen sein, der gerade im nämlichen Jahre starb. Cugnoni l. c. p. 348. Vgl. übrigens unten Anmerkung 3.

[2] Tiraboschi (nach Sassi) l. c. p. 1338.

[3] Nach anderen älteren und jüngeren Berichten (Trithemius, Bayle, Moreri, Fabricius-Mansi) soll Vegius schon von Papst Martin V. († 1431) nach Rom berufen und von ihm zum Datarius ernannt worden sein. Dagegen spricht außer

Digitized by Google

Bischofssitz, da er sich in seiner Bescheidenheit einer so hohen Würde nicht gewachsen fühlte, ab und lebte ganz seinem Amte und der Wissenschaft. Aus dieser Zeit stammen wohl auch seine bedeutendsten litterarischen Arbeiten. Der Tod Eugens IV. (1447) brachte in seine Stellung zum römischen Hofe keine Veränderung; er erfreute sich der nämlichen Liebe und Gunst bei dessen Nachfolger. War ja gerade Nikolaus V. (1447 bis 1455) der Begründer des päpstlichen Mäcenats, der einen so zahlreichen Kreis von Gelehrten und Künstlern an seinem Hofe versammelte[1].

Die neue Berufsthätigkeit, welche für Vegius mit seiner Übersiedelung nach Rom begann, blieb nicht ohne großen Einfluß auf seine Geistesrichtung und lenkte sein wissenschaftliches Streben in andere, von den bisherigen sehr verschiedene Bahnen. Hatte er sich bis jetzt ausschließlich mit dem Altertum beschäftigt und mit jener dem Humanismus eigenen Begeisterung für antike Bildung geschwärmt, so wich nunmehr in Rom der Humanist dem Theologen; das Studium römischer und griechischer Dichter trat in den Hintergrund vor demjenigen der heiligen Schriften und der Kirchenväter. Wir wissen es aus des Schriftstellers wiederholtem eigenen Geständnisse, daß in seinem ganzen geistigen Streben ein Umschwung eingetreten, daß sich ihm gewissermaßen ein neuer geistiger Gesichtskreis geöffnet habe. „Meine Jugendzeit", so belehrt er uns, „war, offen gestanden, ausschließlich und fast leidenschaftlich dem Studium der heidnischen Klassiker, zumal der Dichter, gewidmet. Erst später wendete ich mich

---

der im Text angeführten Thatsache noch folgendes: Die Vita M. Vegii sowohl in der Basler Ausgabe seiner Werke (1541) als in den verschiedenen Editionen der Max. Bibl. Patr. berichten übereinstimmend, daß Vegius unter Papst Eugen IV. nach Rom gezogen und durch ihn erst magister scribarum, dann Datarius und Kanonikus geworden sei. Sodann konnte Vegius, als Martin V. starb, höchstens das 26. Lebensjahr angetreten haben. Es ist aber kaum wahrscheinlich, daß dieser Papst einem so jugendlichen Gelehrten, welcher mit dem Geschäftsgang der Kurie noch nicht vertraut sein konnte, das wichtige Amt der Datarie, welches einen Mann von Erfahrung verlangte, sofort übertragen habe. Dagegen ist wohl glaubwürdig, daß Eugen IV. ihn zuerst zu minder wichtigen Diensten heranzog und, nachdem er sich in diesen bewährt hatte, zum Datar erhob. — Endlich feiert Vegius in seiner Beschreibung des Petersdomes das Andenken vieler Päpste und rühmt ihre Thaten. Insbesondere ergeht er sich in Dankbezeugungen gegen Eugen IV. und Nikolaus V. Martin V. dagegen wird nicht einmal erwähnt. Es ist doch kaum wahrscheinlich, daß er die Wohlthaten dieses Papstes vergessen hätte, wenn er von ihm nach Rom gerufen und mit so hohen Ehrenstellen bekleidet worden wäre. Dieser erste und größte Protektor hätte ja am meisten Anspruch auf seine Dankbarkeit gehabt. — Cf. Act. Sanct. Jun. VII, p. 58. 59.

[1] Von Eugen IV. sagt Vegius in seiner Schrift De rebus antiq. Basil. S. Petri: Cujus *dulcis heri mei memoriam,* uti animo continuo gero, ita verbis libenter usurpo; und von Nikolaus V.: Qui fuit alter *nunquam ex animo delendus* mihi optimus herus meus. Er fügt bei: his nos duobus epitaphia condidimus, quae sequuntur (folgt deren Wortlaut). Act. Sanct. Jun. VII, p. 83, num. 132. — Über Nikolaus V. und seine Stellung zum Humanismus vgl. Pastor a. a. O. S. 273 ff.


Digitized by Google

auch zum Studium der heiligen Schriften und wider alle meine Erwartung sagte mir, auch abgesehen vom Inhalt, schon die Art und Weise der Darstellung so sehr zu, daß mein Eifer und Interesse für diesen Gegenstand immer lebendiger wurde." [1] Wie er aber unter den Alten jenem einzigen Sänger der Äneide den Vorzug vor allen gegeben, gerade so begeisterte ihn jetzt von den heiligen Vätern wiederum Einer mehr als alle übrigen — der hl. Augustinus. Er bewunderte aber nicht bloß, wie ehedem bei den heidnischen Schriftstellern, den Geist, der aus seinen Werken sprach, sondern verehrte in ihm zugleich den Heiligen und rief ihn um seine Fürbitte an [2]. Ja es reifte in ihm, nachdem er schon früher in den Priesterstand getreten war, der Entschluß, der Welt gänzlich zu entsagen und das Ordenskleid des von ihm so hochverehrten Heiligen zu nehmen; er trat in den Augustinerorden, in welchem er als ein Muster der Demut, der Frömmigkeit und des Gehorsams seinen Mitbrüdern voranleuchtete. Einer seiner Zeitgenossen, der Florentiner Buchhändler Vespasiano da Bisticci, entwirft uns in seinem Werke „Leben berühmter Männer des 15. Jahrhunderts" ein ebenso anziehendes als rühmliches Bild nicht bloß von Vegius' Gelehrsamkeit, sondern auch von seinen hohen Tugenden. „Maffeo Vegio," so fährt derselbe fort, nachdem er zuerst auf seine litterarische Thätigkeit hingewiesen, „wollte den Beweis leisten, wie groß seine Standhaftigkeit im Dienste Gottes sei. Da er ein Mann von ebenso hoher Gelehrsamkeit als gutem Rufe war, so wäre ihm, wenn er danach begehrt hätte, am römischen Hofe jede Ehrenstelle offen gestanden. Allein er erkannte die Gefahren, welche solch hohe Würden mit sich zu bringen pflegen, und da er den sicherern Weg einschlagen wollte, um der Eitelkeit und Armseligkeit dieser Welt zu entfliehen, entschloß er sich, sie zu verlassen und in einen religiösen Orden, als den sichern Hafen seines Seelenheils, einzutreten. Daher brachte er alle seine Habe Gott zum Opfer dar und ließ sich als Augustiner-Chorherr der regulierten Observanten aufnehmen, dank der hohen Verehrung, welche er stets für jenen Heiligen und dessen heilige Mutter Monika gehegt hatte. In diesem Orden führte

[1] De educ. liber. I, 1. Noch schärfer zeichnet er den Unterschied seiner einstigen und jetzigen Geistesrichtung in seiner Schrift De perseverantia relig. lib. I, cap. 1: „Priora recolens tempora, quibus inhiabam quotidie condendis carminibus, nihil praeter Musas et Poetarum lusus pulchrum ducens, *mirari non satis possum,* adeo immutari affectus meos potuisse, *ut a dulcibus prurientibusque fabulis ad studia severiora conversus sim . . .,* ut pro Ovidiis et Flaccis nunc Augustinos et Hieronymos, *pro Virgilio, quem alterum in terris deum esse arbitrabar, nunc David fideliorem vatem colam* suscipiam amplecterque et ejus mihi carmina, quae tamquam anilia deliramenta sordebant, nunc mira aspergunt animum suavitate atque (unde magis etiam obstupescam), quod tantopere detestabar exhorrescebamque instar mortis, nunc sacerdotio dulcius nihil putem." — Über die Zeit, wann er in den Priester- und Ordensstand eingetreten, geben uns weder seine Schriften noch anderweitige Quellen nähern Aufschluß.

[2] De educat. liber. I, 1.

Digitized by Google

er ein heiligmäßiges Leben und gab ein so herrliches Beispiel, wie man es wohl bei wenigen hätte finden können. Er wollte nicht nur äußerlich seine tiefe Demut an den Tag legen, die er ja immer bewiesen hatte, sondern gab dieselbe auch in Werken kund, indem er sich, obwohl er ein solch hervorragender Mann war, völlig unter das Joch des Gehorsams beugte. Er schätzte die ewigen Güter höher als die irdischen und vergänglichen und strebte geraden Weges nach jenem einzig wahren Ziele, nach welchem jeder wahre Christ streben sollte. Er war zudem ein Mann, der diese seine Tugenden, soviel er konnte, verbarg und sie niemals zur Schau trug, wohl wissend, daß derjenige sie kenne, dem er diente, der Erlöser der Welt, welcher der gerechteste Vergelter ist für alle, die mit treuem Herzen ihm dienen, so wie Maffeo es stets gethan und darum nun auch den Lohn für seine Arbeiten empfangen hat. Noch ließen sich viele Vorzüge Vegios nennen, welche es vollauf verdienten, daß sein Andenken von allen Gelehrten gefeiert werde. Und wenn je ein Mann würdig war, daß sein Lebensgang ein bleibendes Andenken in der Geschichte erhielt, so ist es Maffeo durch die Heiligkeit seines Wandels und seine staunenswerte Gelehrsamkeit. Es war mein sehnlicher Wunsch, daß der Ruhm dieses so würdigen Mannes nicht in der Alltäglichkeit verschwinde; das war der Grund, weshalb ich ihn in diesen meinen Kommentar berühmter Männer, welche unser Zeitalter hervorgebracht, eingereiht habe." [1]

Unter den Augustinischen Schriften aber machte auf ihn keine einen tiefern Eindruck als die „Bekenntnisse". Dieses Buch bewirkte nicht bloß, daß er jene hohe Ehrfurcht, die er dem großen Sohne zollte, auch auf dessen heilige Mutter Monika übertrug, sondern gab ihm, wie er uns versichert [2], auch die Anregung zu seinem pädagogischen Werke, dem wertvollsten, das wir von ihm besitzen. In der Kirche seines Ordens, in welche Papst Martin V. im Jahre 1430 die Gebeine der hl. Monika von Ostia her hatte übertragen lassen, ließ Vegius der Heiligen eine prächtige Kapelle errichten und ihre Reliquien in einem kunstvollen Sarkophag aus weißem Marmor, für welchen er selbst die Inschrift gedichtet hatte, beisetzen [3]. Er ehrte die Heilige überdies durch eine fromme Stif-

---

[1] Vite di uomini illustri del secolo decimo quinto, scritte da Vespasiano Fiorentino, in Angelo Mai, Spicilegium Romanum. Romae 1839, tom. I, p. 653.

[2] De educ. liber. I, 1.

[3] Die Inschrift lautet (Max. Bibl. l. c. p. 1632):

Hic *Augustini* sanctam venerare parentem
Votaque fer tumulo, quo jacet illa sacro,
Quo quondam grato toti nunc Monica mundo
Succurrat praecibus praestet opemque suis.

Sämtliche Autoren, die über Vegios Leben geschrieben haben, mit Ausnahme des Bollandisten — auffallenderweise auch jene, welche ihn erst unter Eugen IV. nach Rom kommen lassen — berichten, daß er schon bei der Enthebung der Reliquien

Digitized by Google

tung, gemäß welcher jeden Morgen mehrere heilige Messen ihr zu Ehren gelesen wurden [1].

Noch erübrigt uns, auf ein anderes Gebiet der rastlosen Thätigkeit Vegius' hinzuweisen, auf dem er sich bleibendes Verdienst erworben hat: wir meinen die Erforschung der alten christlichen Denkmäler Roms. Es war gerade jene Zeit, da Papst Nikolaus V. seine großartigen Restaurationsarbeiten und Neubauten begann, welcher die durch das Exil von Avignon und die traurigen Zeiten des Schismas baulich vernachlässigte und verwüstete Hauptstadt der Christenheit bedurfte. Der Papst trug sich mit dem Gedanken, die alte Basilika von St. Peter, welche in baufälligem Zustande war, durch einen Neubau zu ersetzen. Dies mag wohl Vegius den Anstoß gegeben haben, jenem altehrwürdigen, mit der Geschichte des Papsttums und den Schicksalen der Kirche so innig verwachsenen Gotteshause wenigstens ein Denkmal in der Geschichte zu setzen. Die Resultate seiner Studien und Forschungen, ohne die wir heute keine Kenntnis der ehemaligen Hauptkirche der Christenheit hätten, legte er in einer unten näher zu besprechenden, höchst wertvollen Schrift nieder, welche nach dem Urteile der Kunsthistoriker den Anfang der christlich-archäologischen Litteratur bezeichnet [2]. Nicht geringer war sein Verdienst um die Erhaltung vieler christlicher Altertümer, die bei der damals herrschenden Baulust oft allzuwenig Schonung fanden. So verdanken wir ihm die Rettung der Grabkapelle der Anicier, eines bedeutsamen Denkmals des altchristlichen Roms. Man wollte sich gerade an deren Demolierung machen, als er zufällig in das verlassene und unbeachtete Templum Probi eintrat

---

Monikas unter Martin V. mitgewirkt, bezw. sie veranlaßt und den Aufwand bestritten habe. Die Sache ist undenkbar, vorausgesetzt, daß Vegius damals noch in Pavia weilte und erst unter Papst Eugen nach Rom kam. Letzteres aber dürfte nach unseren obigen Ausführungen keinem Zweifel unterliegen. Offenbar hat hier der erste Irrtum einen zweiten hervorgerufen. Es sprechen übrigens für die von uns im Texte vertretene Ansicht noch folgende Thatsachen: Papst Martin V. erwähnt weder in seinem Breve De translatione noch in der bei diesem Anlaße an die Augustiner gehaltenen Ansprache des Vegius, während er doch einzelne Männer, auf deren Bitten er die Translation gestattet hatte und die mit der Ausführung derselben beauftragt waren, namentlich bezeichnet. Dagegen berichtet Pancirolus Hippolitus in seinen Thesauri absconditi urbis Romae (editi primum a. 1600): Sacellum S. Monicae in Ecclesia, quae est S. Augustini, magnis impensis fuisse ornatum „anno 1440 a Maphaeo Vegio, celebri poeta illius temporis et Datario Eugenii IV." Danach hat Vegius das Grabmonument der hl. Monika erst ein Jahrzehnt nach Übertragung ihrer Gebeine erstellen lassen. Cf. Acta Sanct. l. c. p. 59.

[1] Vespasiano Fiorentino l. c.

[2] Pastor S. 39. 394. Den Zweck seiner Arbeit gibt er mit folgenden Worten an: „Recte me facturum putavi, si aliqua ex his, quae digniora essent, in unum colligens, litteris mandarem, ut et multa, quae jam deperierunt, nota fierent et major omnibus, qui summam ejus (Basilicae) dignitatem et excellentiam certius agnoscerent, amor et devotio augeretur." De reb. antiq. Basil. S. Petri lib. I (Acta Sanct. Jun. VII, p. 61.).

Digitized by Google

und die archäologisch wichtige Grabkapelle mit den Inschriften des Anicius Probus und der Proba vor dem Untergang bewahrte[1].

Vegius starb gegen Ende des Jahres 1458, im ersten des Pontifikates seines Freundes Pius II. (Äneas Sylvius), und wurde in der Augustinuskirche zu Rom, in der Kapelle der hl. Monika, die er selbst zu Ehren der Mutter seines großen Ordenspatrons hatte bauen lassen, begraben[2].

II.

Nachdem wir uns mit dem Lebensgang des Vegius bekannt gemacht, gehen wir zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit über und lassen zunächst eine Übersicht und kurze Charakteristik seiner Werke folgen. Wir beginnen gebührenderweise mit derjenigen Schrift, welche den Gegenstand vorliegender pädagogischer Arbeit bildet; ist sie ja zugleich das Meisterwerk unseres Schriftstellers, das ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Pädagogik für alle Zeiten gesichert hat.

I. *De educatione liberorum et eorum claris moribus libri VI.* Es sind uns nachstehende Ausgaben bekannt[3]: 1. Mediolani 1491 in 4°, wahr-

---

[1] Den Hergang erzählt er selbst De reb. antiq. Basil. S. Petri lib. IV (Act. Sanct. Jun. VII, p. 79).

[2] Die Angaben in betreff des Todesjahres schwanken zwischen 1457 und 1459. Die Max. Bibl. Patr. sagt (p. 1632): Clausit Maphaeus diem extremum anno primo pontificatus Aeneae Silvii, qui Pius secundus est pontifex nuncupatus; Christi vero 1457 secundum Trithemium. Diese Angabe enthält zwei Unrichtigkeiten; denn Trithemius gibt das Todesdatum nicht an und Pius II. bestieg erst am 19. August 1458 den päpstlichen Thron. Die Basler Ausgabe von Vegius' Pädagogik (1541) bezeichnet gleichfalls das erste Jahr des Pontifikats Pius' II. als Todesjahr. Bayle (Diction. hist. et crit. tome IV, p. 427), der sich auf Ghilini beruft, nennt 1459. Gianingo (Act. Sanct. l. c. p. 60) meint, Vegius habe den Papst Calixt III. (gest. 6. Aug. 1458) nicht überlebt; sonst hätte er seiner gewiß in seinem letzten Werke (Beschreibung der Peterskirche) gedacht wie seiner beiden Vorgänger Eugen IV. und Nikolaus V., welchen er Epitaphien widmete. Diesem argumentum ex silentio steht das eben genannte zweifache positive Zeugnis gegenüber, daß er „im ersten Jahre des Pontifikates Pius' II." gestorben sei, bezw. zwischen dem Monat August 1458 und 1459. Letzteres Jahr ist aus folgendem unwahrscheinlich: Pius II. bemerkt in seinen „Denkwürdigkeiten" (Commentarii rerum memorabilium. Francofurti 1614, p. 57), daß das Jahr 1459 ein denkwürdiges sei durch den Tod dreier berühmter Männer: Aurispa, Poggi und Manetti. Diesen hätte er gewiß den ihm so innig befreundeten Vegius als vierten angereiht, wenn derselbe 1459 gestorben wäre. Danach fällt sein Tod gegen Ende des Jahres 1458. Cf. Baillet l. c. 4, 13.

[3] Vgl. besonders Buisson, Dictionnaire de Pédagogie. Paris 1887, vol. II, p. 2937 sqq. — Die Mehrzahl der im folgenden aufgeführten Ausgaben (so auch die von Tübingen) schreiben Vegius' Pädagogik dem bekannten Humanisten Franziskus Philelphus (geb. 1398, gest. 1481 zu Florenz) zu. Allein Buisson (l. c. p. 2938) versichert, daß ihn eine genaue Vergleichung jener Ausgaben, welche den Philelphus als Autor nennen, mit denjenigen, welche das Buch dem Vegius zuschreiben, von der vollständigen Identität beider überzeugt habe.

Digitized by Google

scheinlich Originalausgabe (Bibl. nationale in Paris). 2. Argentinae, M. Brant, 1493, in 4⁰. (Bibl. de Cambrai). 3. Mediolani 1497 (opera omnia) in fol. 4. Paris, Bouger, 1500, in 8⁰. (Bibl. de l'Épinal). 5. Poitiers, ca. 1500 in 8⁰ (Bibl. nation.) 6. Paris 1505 in 4⁰. (Bibl. nationale et de Troyes). 7. Paris s. a. in 4⁰ (Bibl. Mazarine). 8. Paris, Berth. Rembold, 1511, in 8⁰. 9. Tubingae, in aedibus Thom. Anselmi Badensis, 1513. 10. Ibid. 1515 [1]. 11. Basileae apud R. Winter, 1541, in 8⁰ [2]. 12. Parisiis, Chr. Wechelus, 1547, in 4⁰. 13. Basileae 1556, in einem Sammelband, betitelt De disciplina puerorum, Basileae, per J. Oporinum; auf der letzten Seite: Bernae Helvetiorum, per Samuelem Apiarium (sc. gedruckt) 1556, in 8⁰. 14. Mediolani (opera omnia) 1589, in 12⁰. 15. Lugduni, apud Anissonios, 1677, in fol. (M. Vegii etc. opuscula sacra et opera, quae reperiri potuerant omnia, nunc primum simul typis evulgata) in der Maxima Bibliotheca veterum Patrum et antiquorum Scriptorum Ecclesiasticorum, tom. XXVI [3]. 16. Tornaci (Tournai) e typis J. Casterman, 1854, in 8⁰: De educatione liberorum libri VI, notis illustravit H. J. Feron [4].

Das Werk erhielt schon im Jahre 1513 eine französische Übersetzung [5] und ist in neuerer Zeit als die einzige von Vegios Schriften auch ins Deutsche übertragen worden [6].

II. *Poemata et Epigrammata,* verfaßt in den Jahren 1422 und 1423. Es sind Gelegenheitsgedichte (Elegien und Epigramme), mit denen der Dichter als den Erstlingen seiner Muse schon in dem jugendlichen Alter

---

[1] Wahrscheinlich identisch mit derjenigen von 1513, nur mit anderem Titelblatt.

[2] In einem Sammelbande, der noch verschiedene andere pädagogische Schriften enthält. Vegius' Werk steht S. 139—439.

[3] Die Bibliotheca Patrum, welche uns in der Lyoner Ausgabe vorliegt, enthält (tom. XXVI, p. 1632—1787) nach einer kurzen Einleitung de M. Vegii vita scriptisque die im Text aufgeführten Werke mit Ausnahme von Num. II, III, X, XIII, XIV.

[4] Diese bequemere, mit ergänzenden und vergleichenden Citaten versehene, aber leider sehr inkorrekte Ausgabe (in kl. 8⁰) wurde, mit Zuhilfenahme der vorgenannten Editio Lugdun., bei unserer Übersetzung benutzt. — Das Buch enthält übrigens noch zwei kleinere pädagogische Schriften von Fungerus und Engerdi, beide dem 16. Jahrhundert angehörend.

[5] Die französische Übersetzung vom Jahre 1513, welche das Werk gleichfalls dem Philelphus zueignet, stammt von einem Studierenden der Universität Orleans, Jean Lode, und führt den Titel: Le Guidon des Parents en instruction et direction de leurs enfants. Aultrement appelé François Philelphe, de la manière de nourrire, instruire et conduire jeunes enfants. — Buisson l. c. Letzterer meint, es sei dies das älteste gedruckte französische Buch über Pädagogik.

[6] Die deutsche Bearbeitung von F. J. Köhler (Gmünd 1856. 8⁰), mit vergleichenden und erläuternden Noten und einer „Einleitung in die Geschichte der Pädagogik", ist inhaltlich genau, läßt aber das lateinische Idiom allzustark hervortreten.

Digitized by Google

von 16 Jahren an die Öffentlichkeit trat [1]. — Ediert durch seinen Mitbürger, den berühmten Musiker Franchino Gafurio 1521.

III. *Liber de significatione verborum in Jure civili.* Praecedit auctoris epistola ad Barthol. Capreum, Praesulem Mediolanensium, data ex Papia idibus Martii 1433. Impressum Vicentiae, industria et diligentia Philippi Albini Aquinati, 1477 [2].

IV. *Supplementum Aeneidos.* Virgilii epigrammata cum aliis opusculis et Priapeiis. Venetis 1485. Die Schrift ist zudem verschiedenen Virgil-Ausgaben beigegeben, so derjenigen von Paris 1507 in fol., von Lyon 1517 in fol.; auch hat sie eine französische Übersetzung gefunden [3]. Wie bereits oben angedeutet, schildert sie die späteren Lebensschicksale des Äneas, seine glückliche Regierung in Latium nach Besiegung des Gegners Turnus und die schließliche Apotheose desselben im Olymp, welche Venus mit Hilfe der versöhnten Juno erwirkt.

V. *De morte Astyanactis.* Callii (Cagli) 1475 in 4° [4]. Ferner mit einem Auszug der Ilias in lateinischen Versen und einigen Epigrammen von verschiedenen Verfassern, gedruckt zu Fano (Umbrien) 1505 und 1515. — Das Epos schildert den verhängnisvollen Tod des Sohnes Hektors nach Trojas Zerstörung und die große Trauer seiner Mutter Andromache.

VI. *Velleris aurei libri IV.* Gedruckt mit dem vorgenannten zu Köln 1589 in 12° [5]. — Eine poetische Darstellung des Mythus vom Goldenen Vließ in der gewöhnlichen Fassung und Reihenfolge.

VII. *Antoniados sive de vita et laudibus S. Antonii libri IV* ad Eugenium IV., Summum Pontificem. 1. Daventriae impressum per Jacobum de Breda s. a. in 4°. Dem Werke selbst ist ein a magistro Sandero Hegio verfaßter Dialogus de nativitate Christi vorgedruckt. — 2. Daventriae in platea Episcopi 1490 in 4°. 3. Una

---

[1] In einem dieser Gedichte, Pompejana betitelt, sagt Vegius von sich:

Tria lustra peregi,
Nunc alium volvens fatis ducentibus aevum
Aetatis meta ista meae.

Vgl. Niceron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres avec un catalogue de leurs ouvrages. Paris 1734, Tome XXVI, p. 84.

[2] Hain, Repertorium Bibliographicum. Stuttgart 1826—1838, n. 15919. — Die Schrift ist uns nur dem Titel nach bekannt.

[3] Dieselbe ist in Versen geschrieben von Pierre de Mouchault und findet sich mit dem lateinischen Text in Oeuvres de Virgile traduites en vers français par Robert et Antoine le Chevalier d'Agneaux, frères. Paris 1607. 8°. — Niceron l. c. p. 92.

[4] Nach Brunet, Manuel du libraire, die erste Schrift, die in Cagli gedruckt wurde.

[5] „Operā Francisci Modii, Brugensis." Der Herausgeber rühmt sich in der Vorrede mit Unrecht, die beiden Gedichte Vegios (Astyanax und Vellus aureum) aus dem Dunkel hervorgezogen und zum erstenmal herausgegeben zu haben.

Digitized by Google

cum suavissimis quibusdam carminibus de sanctae Mariae et beatae Annae laudibus. Impressum Liptzk, per Greg. Werman et per magistrum Joh. Cubitensem diligenter emendatum. 1492. 4°. 4. Daventriae 1497. 4° [1]. 5. Antwerpiae 1559, mit verschiedenen Gedichten von neueren Autoren. — Die Antonias erzählt die gefahrvolle Reise des Eremiten Antonius zu der Stelle, wo der heilige Einsiedler Paulus verschieden, um diesem ein christliches Grab zu bestellen, sowie die glückliche Rückkehr nach Erfüllung seiner Liebespflicht.

Die bisher genannten Schriften (mit Ausnahme von Nr. I und III) sind epische, in heroischem Versmaß verfaßte Dichtungen [2]. Alle folgenden bewegen sich in ungebundener Rede.

VIII. *Declamatio seu Disputatio inter Solem, Terram et Aurum* audiente Deo et homine assistente. Mediolani 1497. Paris. 1511 in 4°. — Ein Gespräch zwischen der Sonne, der Erde und dem Gold. Alle drei heben mit beredter Zunge ihre Vorzüge hervor; das Gold, welches zuletzt auftritt, scheint nach dem Urteile des Menschen den Sieg davonzutragen. Allein plötzlich zieht die Sonne ihre Strahlen ein und hüllt alles in tiefe Finsternis, so daß ihr Wert und ihre Unentbehrlichkeit offenbar wird.

IX. *Philalethes* seu veritas invisa exulans, dialogus ad Eustachium fratrem. — Diese Schrift ist in folgenden uns bekannten Auflagen erschienen: 1. S. l. et a. 4°. 12 ff. (Norimbergae, typis Joh. Regiomontani). 2. S. l. et a. 4°. 13 ff. 3. S. l. et a. 4°. 16 ff. 4. S. l. et a. 4°. 14 ff. (Coloniae, Ulr. Zell). 5. S. l. et a. 4°. 6. Impress. Brixiae, per Bernardinum de misintis de Papia, 1496. 7. Lipsiae 1499 4°. 8. Argentinae 1515 in 4°. 9. Viennae 1516 in 4°. 10. Een seer schoon Dialogus van der Waerheyd, verhalende hoe dat die alomme Wort verstecken. End hoe dat dieselue Waerheyd nergens gehoort en woort noch oock gheseyt en moch wesen, divele seer schoon is om hooren ende wordich om lesen. Ghedruckt by my Niclaes von Oldenborg, s. l. et a. 8° [3].

Außerdem erschienen noch zwei französische Bearbeitungen dieses Werkes [4]. — Dasselbe ist eine Allegorie in Form eines Dialoges zwi-

---

[1] Hain l. c. n. 15 921—15 924.

[2] Eine Charakteristik Vegios als Epiker bei Geiger, Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance, 1885, I, 199 f. Der Verfasser hebt Vegios bedeutendes Erzählertalent hervor und findet in seinen epischen Dichtungen die Anfänge der modern-novellistischen Litteratur.

[3] Hain l. c. n. 15 925—15 932.

[4] Die eine derselben kam gemeinschaftlich mit den Dialogen Lucians im Drucke heraus, weshalb sie der nur mit den Initialen D. V. Z. bezeichnete Übersetzer diesem Autor zuschrieb. Sie führt den Titel: Le Martire de Vérité, dialogue de Lucian. Lyon, François Juste. 16° s. a. Eine zweite Übersetzung oder vielmehr Paraphrase des Philalethes in französischen Versen ist betitelt: Le Triomphe de Vérité,

Digitized by Google

schen der Aletheia (Wahrheit) und Philalethes (Freund der Wahrheit). Aletheia erzählt ihre herben Schicksale, die sie bei den verschiedenen Ständen der menschlichen Gesellschaft erfahren, bis sie, überall verstoßen und blutig geschlagen, bei Philalethes gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege findet [1].

X. *De felicitate et miseria,* mit der Disputatio Solis etc., Philalethes, Astyanax und Describendarum rerum gestarum historiae excusatio, gedruckt Mediolani per Guill. Signerre 1497. 40 sqq. Fol.

XI. *De perseverantia religionis libri VI* ad Elisabeth et Monicam sorores, recogniti, emendati et editi a Joanne de Butris, Monacho Clarovallensi, Paris. 1511 in 4°. — Eine an zwei Ordensschwestern gerichtete vortreffliche Anleitung und Ermahnung zum ascetischen Leben [2].

XII. *De quattuor hominis novissimis,* morte, judicio, inferno et paradiso meditationes. Gedruckt 1511 zu Paris als „siebentes Buch“ des vorgenannten Werkes und in der Max. Bibl. Patr. — Ein theologischer Traktat über die vier letzten Dinge (Tod, Gericht, Hölle, Paradies), mit zahlreichen Belegen aus der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und den Zeugnissen des heidnischen Altertums.

XIII. *Vita S. Bernardi Senensis.* Abgedruckt in Acta Sanctorum tom. V. Maji, p. 287 sqq. — Biographie seines von Nikolaus V. kanonisierten Zeitgenossen, des berühmten Franziskanerordens-Reformators und Predigers Bernardin von Siena.

XIV. *De rebus antiquis memorabilibus Basilicae S. Petri Romae libri IV.* Abgedruckt in Acta Sanctorum Jun. VII. p. 61—85. — Eine historisch-archäologische Abhandlung über den alten Petersdom. Sie beginnt mit der Gründung der Basilika durch Kaiser Konstantin, stellt Vergleichungen an zwischen einstigem und jetzigem Leben und Treiben auf jener Stätte, wo der Tempel des Apostelfürsten an die Stelle des Cirkus

---

où sont montrés infinis maux, commis sous la tyrannie de l'Antichrist, fils de perdition, tiré d'un auteur nommé Maphaeus Vegius, et mis en vers par Pierre du Val, humble membre de l'Église de Christ. Sie zeigt eine dem Original fremde polemische Tendenz gegen Papst und Kirche; erschien 1552 in England. — Niceron, Mémoires l. c. p. 89.

[1] In der Widmung an seinen Bruder schreibt Vegius: *Veritatem* igitur nostram tibi vulneratam atque cruentam (ut descripsimus) mitto tamquam idoneo hospiti: tu ipsam et amice et humane suscipito tractatoque, non secus ac alter Philalethes. Er bemerkt zugleich, daß er, entgegen seiner bisherigen Übung, zum erstenmal sich von der Poesie ab- und einem ernstern Gegenstande zugewendet habe; herbe Kritik und Spott von seiten vieler Gelehrten, meint er, werde ihm darob nicht erspart bleiben.

[2] Am Schlusse steht das Datum der Abfassung: Romae apud S. Petrum, Idibus Junii 1448. Diese Schrift ist nächst der „Erziehungslehre“ die umfangreichste und bedeutendste, die Vegius verfaßt hat. Auch sie wäre einer Übersetzung durchaus würdig. Trithemius sagt von ihr: „Opus celeberrimum et omnibus religiosis necessarium, divina et humana literatura compositum.“ (Catal. Script. Eccles. fol. 136 b, Ausgabe von 1531.)


Digitized by Google

getreten ist. Dann werden die Heiligtümer und Monumente des ehrwürdigen Gotteshauses, und zwar mit Rücksicht auf ihre vorchristliche Vergangenheit und die Geschichte ihrer Entstehung beschrieben. Die archäologisch sehr wertvolle Schrift ist das letzte Werk unseres Gelehrten [1].

Zu den genannten, im Drucke erschienenen, kommt noch eine Anzahl unedierter Arbeiten Vegius', welche handschriftlich in der Laurentiana zu Florenz und in Rom zahlreich sich vorfinden [2].

Mapheus Vegius gehört, wie schon eingangs erwähnt worden, der Schule des ältern christlichen Humanismus an, welcher bei aller Begeisterung für das klassische Altertum kein blinder und unbedingter Anhänger desselben war und es nicht über das Christentum stellte. So verlangt Vegius in seiner Pädagogik neben der Lektüre der Klassiker in den Gelehrtenschulen das Lesen der Heiligen Schrift, damit die Schüler nicht zu einer heidnischen Lebensanschauung verführt werden; er warnt vor den Elegikern und Komikern wegen ihres sittlich anstößigen Inhalts [3]. Für eine christliche Denkweise zeugt am besten der Inhalt seiner Schriften. Sehen wir ab von einigen poetischen Erzeugnissen, die, der ersten Lebensperiode des Dichters angehörend, sich mit rein antiken Stoffen befassen [4], so zeigt sich durch alle seine Werke ein hoher sittlicher Ernst und eine über jeden Zweifel erhabene Überzeugung von dem Wert und der Wahrheit des Christentums. Die den griechischen und römischen Autoren entlehnten Citate und Beispiele, die ihm in so staunenswerter Menge zu Gebote stehen, ersetzen ihm keineswegs die Offenbarungswahrheiten, sondern bilden nur die Vernunftbeweise, welche der aus Schrift und Tradition geschöpften christlichen Wahrheit zur Stütze dienen [5].

Ein näheres Eingehen auf Vegius' Schriften poetischen und moralisch-ascetischen Inhalts liegt nicht im Plane dieser Arbeit. Bemerkt sei indes, daß Vegius als Dichter einen bedeutenden Namen hatte und daß die Er-

[1] Sie macht auf den Leser den Eindruck der Nichtvollendung. Von den vier Büchern sind die beiden ersten in Kapitel eingeteilt und mit Überschriften versehen, die zwei letzten nicht. Manches, auf das der Verfasser zufällig zu sprechen kommt, verspricht er im Verlaufe weiter auszuführen, kommt aber nicht mehr darauf zurück. Krankheit oder Tod muß die Ausarbeitung und Vollendung vereitelt haben.

[2] Wir nennen: Libri tres de vita et obitu B. Monicae et officium translationis ejus. — Vita et officium B. Nicolai Tolentinatis. — Vita B. Petri Coelestini (Romae 1444). — In Psalmos poenitentiales. Vgl. auch Pastor, S. 179. — Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der Schriften Vegios mit Angabe von Zeit und Ort des Druckes giebt Fabricius-Mansi, Bibl. Latina (tom. V, p. 15. 16), dem unsere Angaben zum Teil entnommen sind.

[3] De educ. liber. II, 18. [4] Vgl. oben Nr. II—VI.

[5] Mit Unrecht wirft ihm Geiger (Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, S. 135) Vermischung von Antikem und Christlichem vor. Eine Konfundierung von Heidentum und Christentum begegnet uns in seinen Schriften nirgends. Vollends ungerechtfertigt ist es, wenn behauptet wird, Vegio gehöre derselben geistigen Atmosphäre an, wie der frivole Spötter Lorenzo Valla, der durchaus auf heidnisch-materialistischem Boden stand.


Digitized by Google

zeugnisse seiner Muse sich bei zeitgenössischen wie auch bei späteren humanistischen Gelehrten großen Beifalls erfreuten. „Er ist ein großer Dichter," rühmt Julius Scaliger (gest. 1558), „welcher eine ehrenvolle Aufnahme verdient und um so höher zu schätzen ist, als er in einer Zeitepoche lebte, da der Wert der schönen Wissenschaften noch wenig bekannt war." „Während jener ganzen Zeit," urteilt Vossius (gest. 1649), „von Petrarca bis Jovianus Pontanus, also während mehr als einem Jahrhundert, trat kein besserer Dichter auf als Vegius." Hochgeschätzt wurde insbesondere seine Nachahmung der Aneide Virgils. Paul Jovius (gest. 1552) findet den Geist dieser Dichtung dem Original durchaus entsprechend und steht nicht an, dieselbe über alle lateinischen Poesien zu stellen, welche seit dem Wiederaufleben der Sprache Roms erschienen seien, selbst diejenigen Petrarcas nicht ausgenommen[1].

Mögen diese Urteile, nach ihrer objektiven Richtigkeit betrachtet, wohl allzu viel des Lobes spenden, so lassen sie uns immerhin erkennen, daß unserem Dichter unter den Vertretern des ältern Humanismus ein ehrenvoller Platz gebührt und daß sein Einfluß und Anteil an der Wiederbelebung der klassischen Bildung ein hervorragender war. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß Vegius' Wirksamkeit jener Zeit angehört, da der Humanismus erst in seiner Entwicklung begriffen war und seine Jünger noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, mit vielen Vorurteilen zu kämpfen hatten. Daraus erklärt sich aber andererseits auch, daß Vegius, was Formgewandtheit und Eleganz der Darstellung betrifft, noch nicht auf gleicher Höhe mit den jüngeren Humanisten steht. Indes kann man ihm, wie auch neuere Litterarhistoriker anerkennen, ein bedeutendes Geschick im Versbau nicht absprechen; auch seine Prosa weist eine korrekte und nach dem damaligen Stand der Renaissance schöne und fließende Form der Darstellung auf[2].

III.

Doch mehr als der Dichter verdient an dieser Stelle der Pädagoge Vegius unsere Aufmerksamkeit. Sie gebührt ihm um so eher, je weniger seine vorzüglichen Leistungen auf diesem Gebiete noch bekannt sind,

---

[1] Die Urteile zusammengestellt bei Baillet, Jugements des Savants, t. IV, p. 13. — Auch Trithemius (l. c. fol. 136 b) giebt ihm das Prädikat „orator et poeta celeberrimus", die Bibl. Patr. „orator et poeta insignis". Noch bei Bayle (Diction. hist. et crit. VII., édit. 1720, t. 4, p. 427) lesen wir: Vegio fut un orateur illustre et le plus grand poète latin, que l'on eût vu depuis plusieurs siècles. Und bei Moreri (Le grand Dict. hist. 1740, t. VI, p. 19): Maffée est celui des auteurs de son siècle, qui a écrit le plus utilement, le plus agréablement et le plus élégamment.

[2] Tiraboschi, Storia della lett. ital., tomo VI, p. 1340: Vi si scorge una non ordinaria facilità nel verseggiare e un talento, che avrebbe dato frutti migliori assai, se avesse avuti più felici coltivatori.

Digitized by Google

obwohl das einstimmige Urteil alter und neuer pädagogischer Autoritäten dieselben als vortrefflich anerkennt. Vegius ist neben seinem etwas ältern Zeitgenossen Vittorino von Feltre (geb. 1378) unbestritten der bedeutendste Pädagoge des 15. Jahrhunderts. Man kann sagen, daß Vittorino auf dem Gebiete des praktischen Schulwesens nach jenen Grundsätzen verfuhr, welche Vegius in seiner Unterrichts- und Erziehungslehre entwickelt. Und wenn ersterer in Erziehung und Bildung der Jugend eine so überaus segensreiche Wirksamkeit entfaltete, so ist dieses bei unserm Pädagogen in um so höherem Grade der Fall, als sein Werk sich nicht bloß auf das eigene Vaterland beschränkte, sondern in die weitesten Kreise drang. Schon die zahlreichen Auflagen [1], welche den „sechs Büchern über die Erziehung der Kinder" zu teil wurden, sind ein sprechender Beweis, wie sehr man ihren hohen praktischen Wert zu würdigen wußte. „Maphäus Vegius", sagt ein berühmter französischer Gelehrter des 18. Jahrhunderts, Eliez de Pin, Doktor der Theologie an der Sorbonne zu Paris, „ist derjenige unter den Autoren seines Jahrhunderts, der am nützlichsten, angenehmsten und elegantesten geschrieben hat. Sein Traktat über die christliche Erziehung der Kinder ist der vollendetste, den wir in dieser Art besitzen. Er handelt von den Pflichten der Väter und Mütter, von den Studien der Kinder, von den Tugenden, welche man sie lehren soll, und ist voll der christlichsten Moralgrundsätze und einer nicht gewöhnlichen Weisheit." [2] „Die lateinische Schreibart des Philelphus" — dieser galt, wie schon bemerkt, irrtümlich als der Autor — „ist ungemein munter, flüssig und blühend, meistens rein, wo er nicht mit den veralteten Poeten und mit den neueren Kirchenvätern redet; im ganzen genommen ziemlich römisch und ermüdet den Leser gewiß nicht. Die Sachen, die er vorträgt, sind nicht minder reizend zu lesen; seine Beweise, Beispiele, Erläuterungen entlehnt er mit den stärksten Beweisen aus den Schriften der alten Griechen und Römer und der christlichen Kirchenlehrer. Das mehreste ist noch immer wahr und brauchbar, wenn man gleich vieles auf die Rechnung seiner Zeit und Religion und die veränderliche Mode auch im Denken schreiben und zurückgeben muß." So urteilt ein deutscher protestantischer Kritiker des 18. Jahrhunderts [3]. In neuerer Zeit freilich teilte der treff-

---

[1] Vgl. oben S. 11 f.

[2] Feron l. c. p. V. — Die Basler Vita M. V. sagt: De institutione puerorum commentarios *eruditissimos et utilissimos* scripsit. Die Max. Bibl. Patr.: De puerorum institutione post Plutarchum Chaeronensem . . . eruditissimos et utilissimos libros sex reliquit. — Moreri (Le grand Dict. hist. 1740, t. VI, p. 19) macht das oben angeführte Urteil Eliez de Pins zu dem seinigen. — Bei Fabricius (Bibl. Lat.) heißt das Werk „opus eximium".

[3] Allgem. Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland. Nördlingen, Karl Gottlob Becken, 1773—1786, II. Bd. 1774, S. 492 ff. Der Titel des Buches hat in der Tübinger Ausgabe von 1515 den Beisatz: „Opus saluberrimum, in quo omnis bene beateque vivendi disciplina, omne bene dicendi genus ac divinae philosophorum theologorumque sententiae comperiuntur."

Digitized by Google

liche humanistische Pädagoge das Los unzähliger anderer mittelalterlichen Schriftsteller: er blieb, zumal in deutschen Landen, jahrhundertelang unbeachtet und vergessen, und die Geschichte der Pädagogik hatte nicht einmal mehr Raum für seinen Namen; erst in den letzten Decennien ist ihm wieder größere Aufmerksamkeit zu teil geworden. „Wie ist es möglich," fragt ein jüngerer Herausgeber seiner Pädagogik, „daß dieses Meisterwerk so lange unbekannt geblieben ist? Der gelehrte und scharfsinnige (Pädagoge) Rollin sagte einst, wenn er die Ratio discendi et docendi des Pater Juvencius gekannt hätte zur Zeit, da er sein Werk über die Studien schrieb, so wäre die Feder ihm aus der Hand gefallen. Wir dürfen annehmen, daß, wenn er von dem Traktat des Maffeo Vegio Kenntnis gehabt hätte, er diesem Schriftsteller die nämliche Ehre erwiesen haben würde, wie dem Quintilian, den er herausgegeben und kommentiert hat." [1]

Sollen wir einzelne charakteristische Züge unserer Pädagogik herausheben, so ist vorab an den tief christlichen Geist zu erinnern, von dem dieselbe beseelt und durchweht ist. Zwar handelt sie nirgends formell und in systematischer Gliederung über die religiöse Erziehung, noch führt sie die vom christlichen Standpunkte geforderten übernatürlichen Erziehungsmittel im einzelnen auf. Ein näheres Eintreten auf diese allerdings höchst wichtigen Faktoren einer guten Erziehung erschien in damaliger Zeit um so weniger als Bedürfnis, da man von der Bedeutung und Notwendigkeit derselben allgemein überzeugt war und diese von niemanden bestritten wurde. Es genügte, statt die christliche Glaubens- und Sittenlehre in ihrer Beziehung zur Pädagogik darzulegen, vielmehr, ihre Anwendung auf das Leben, ihre praktische Bethätigung im Wollen und Handeln der Erzieher und der Zöglinge um so nachdrücklicher zu betonen. Daher legt denn auch Mapheus ein so großes Gewicht auf das lebendige Beispiel sittlich vollkommener Vorbilder und wird nicht müde, den Eltern

---

[1] Feron l. c., Avant-propos, p. VI. — Der vorgenannte Recensent nennt das Buch „verjährt" und sagt, daß er sich nicht erinnere, selbes in einem Bücherverzeichnis gefunden zu haben, als in dem Solgerischen zu Nürnberg. Niemeyer (Grundsätze der Erziehung. 1837) erklärt es für „unbegreiflich", daß Vegius und sein Vorgänger Vergerius (gest. 1428) von Schwarz in seiner Geschichte der Pädagogik übergangen worden seien. Noch unbegreiflicher ist es, daß auch K. v. Raumer in seiner umfangreichen „Geschichte der Pädagogik" „nicht einmal ein Plätzchen für die Namen der zwei Männer übrig hat, welche unter den Pädagogen des 14. und 15. Jahrhunderts wie zwei Sterne erster Größe glänzen", sagt Schweminsky. Dagegen erwähnt ihrer Orelli (Vittorino von Feltre. Zürich 1812) als Hauptquelle für die Geschichte der italienischen Pädagogik. Eine einläßlichere Besprechung fanden beide in der Gegenwart protestantischerseits in Schmids Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens (Gotha 1873. IX. Bd. S. 655 ff.) und katholischerseits in Kellners Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte (Essen 1869. I. 204—222) und in A. Stöckls Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik (Mainz, Kirchheim, 1876, S. 182—186.).

Digitized by Google

eine heilige Monika und — als Frucht ihrer wahrhaft guten und gottesfürchtigen Erziehung — den heiligen Sohn Augustinus vor Augen zu stellen. Darum ermahnt er auch die Eltern so dringend, das Werk der Erziehung durch eigenes gutes Beispiel wirksam zu machen [1] und durch Gebet den Segen des Himmels auf dasselbe herabzuflehen.

In seinen pädagogisch-didaktischen Grundsätzen bekundet Vegius einen bewunderungswürdigen psychologischen Scharfblick, verbunden mit einem ebenso gesunden als maßvollen Urteil, das er zudem mit seltener Klarheit und Wärme zum Ausdruck zu bringen versteht [2]. Seine Erziehungs- und Unterrichtslehre ist zum Teil das Resultat aufmerksamer Beobachtung und vielseitiger eigener Erfahrung, teils die Frucht der umfassendsten, für die damaligen Verhältnisse geradezu staunenswerten klassischen und patristischen Studien. Wir suchen freilich bei Vegius vergebens nach theoretisch-philosophischen Erörterungen über die Prinzipien der Pädagogik oder nach einer etwa in moderner Art gehaltenen, streng systematischen Behandlung des Stoffes; dafür giebt er aber um so bestimmtere und faßbarere, der gesunden, natürlichen Anschauung des Lebens entsprossene und für das Leben brauchbare Erziehungsgrundsätze. Vegius huldigt weder unfruchtbaren Theorien noch unerreichbaren Idealen. Für eine vernunftgemäße Erziehung stellt er uns die Weisen des Altertums in Wort und That vor Augen und beleuchtet an ihrem Beispiel die Kunst, weise zu leben und das Zusammensein mit der Mitwelt zu veredeln und zu verschönern; für den religiös-sittlichen Fortschritt des Menschen, für eine christliche Erziehung, entnimmt er seine Maximen der Offenbarungswahrheit, der Schrift, den Werken der heiligen Väter und dem lebendigen Beispiel der Heiligen. So ist Vegius' Werk zugleich eine kostbare Ausbeute des heidnischen und christlichen Altertums für die pädagogische Wissenschaft.

Mit dieser Mannigfaltigkeit des Inhaltes weiß unser Pädagoge eine ebenso lebendige Form der Darstellung zu verbinden. Eine überaus wohlthuende Wärme, wie sie nur das Bewußtsein der Wahrheit und die eigene, unerschütterlich feste Überzeugung hervorzubringen vermag und die sich oft bis zur Begeisterung steigert, beherrscht den gesamten Ausdruck. Jede Zeile, möchte man sagen, legt Zeugnis ab, wie sehr der Verfasser von der Wichtigkeit und Erhabenheit seines Gegenstandes durchdrungen ist. Nirgends im Buche begegnet man einem steifen, trockenen und ermüdenden Lehrton, so sehr der Stoff seiner Natur nach dazu angethan wäre. Die abstrakte Theorie gewinnt unter der Meisterhand des Schriftstellers sofort konkrete Gestaltung, sie erhält Kraft und Leben durch Anführung frappanter Beispiele und wirksamer Gleichnisse aus dem täglichen Leben, durch

[1] Vgl. die trefflichen Ausführungen im 2. Kapitel des ersten Buches.
[2] Man lese beispielsweise die Kapitel 17 und 18 des ersten und 7—10 des zweiten Buches.

Digitized by Google

die zahllosen geschichtlichen Charakterzüge und Anekdoten, durch die geistreich-schlagfertigen Antworten und witzigen Aussprüche hellenischer Philosophen. So ruft denn das Buch beim Leser nicht bloß einen lebhaftern, nachhaltigern und bleibenderen Eindruck hervor, sondern gewährt ihm überdies eine genußreiche und fesselnde Lektüre.

Als besonders hervorstechende und unterscheidende Züge in Vegius' Erziehungsgrundsätzen nennen wir vorab die Methode des gegenseitigen Unterrichts [1], welche man also mit Unrecht als eine Erfindung der Neuzeit bezeichnet hat. Sodann ist Vegius ein Gegner der körperlichen Strafen und giebt in Behandlung der Jugend überhaupt einem mildern Verfahren den Vorzug vor der Strenge [2]; eine Theorie, wodurch er zu den herrschenden Anschauungen der damaligen Zeit in entschiedenen Gegensatz tritt. Endlich ist zu erinnern, daß Vegius unter den Pädagogen der Renaissance einer der ersten war, der auch die Erziehung der Töchter, wenn auch nur vorübergehend, in den Kreis seiner Erörterungen zog [3].

Zum Schlusse der Würdigung unserer Pädagogik wollen wir endlich nicht unerwähnt lassen, daß dieselbe uns auch in kulturhistorischer Beziehung ein mehrfach bemerkenswertes Bild aufweist. Sie zeigt uns vorab einen beredten und begeisterten Vorkämpfer für die Pflege des Geisteslebens und der Wissenschaft zu einer Zeit, da die höheren Stände Italiens — und für diese ist Vegius' Pädagogik in erster Linie berechnet — den geistigen Interessen vielfach mit Gleichgültigkeit gegenüberstanden und ihren Ruhm teils bloß in körperlichen Fertigkeiten und Führung der Waffen suchten, teils ein verweichlichtes, niederem Sinnengenusse fröhnendes Leben führten, teils endlich, soweit sie geistig regsam waren, in einseitiger Vergötterung des antiken Heidentums in der Pädagogik wie in der Wissenschaft überhaupt auf falschen, unchristlichen Bahnen wandelten. Sie zeigt uns aber andererseits auch den treuen Sohn der Kirche und frommen Ordensmann als hervorragenden Pädagogen des ausgehenden Mittelalters — eine thatsächliche Widerlegung jenes vielverbreiteten Irrtums, welcher der Kirche ihre hohe erzieherische Wirksamkeit abspricht und alle wahre Bildung und Erziehung zum Monopol der Gegenwart stempeln will [4].

---

[1] Siehe B. II. Kap. 9. [2] Siehe B. I. Kap. 16. 17.

[3] Siehe B. III. Kap. 12—14.

[4] Eine eingehendere Besprechung widmeten wir der Pädagogik von Vegius in unserer Programmarbeit von 1887, S. 12—23, wo eine Analyse derselben gegeben ist.

Digitized by Google

Mapheus Vegius' Erziehungslehre.

Erstes Buch.
Über die Pflichten der Eltern.

1. Kapitel.
Einleitung. Lob des hl. Augustinus und seiner Mutter, der hl. Monika.

Wenn mir zu einer richtigen und erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes, den ich hier in Angriff nehme, die entsprechende geistige Befähigung zu Gebote stände, so wäre dieses neu unternommene Werk ohne Zweifel geeignet, großen Nutzen zu stiften. Der Zweck vorliegender Schrift ist nämlich die Erörterung der verschiedenen Pflichten, welche die Eltern und Kinder gegenseitig zu erfüllen haben. Daß die Kenntnis dieser Pflichten höchst wichtig, ja geradezu eine Notwendigkeit ist, wird wohl kein Vernünftiger in Abrede stellen. Dies berechtigt mich denn auch zu der Hoffnung, daß mein Büchlein jedem, der es zur Hand nimmt, willkommen sei und sich, wenn nicht der Form, so doch seines Inhaltes wegen von selbst empfehle. Denn was giebt es Größeres und Erfreulicheres als die Liebe zu den Kindern? Scheuen doch die Eltern weder Kosten, noch Mühen und Gefahren, wenn es gilt, ihren teueren Kindern eine durch Reichtum, Ehre und Ansehen hervorragende Stellung unter ihren Mitbürgern zu verschaffen. Zu diesem Ziele aber gelangt man auf keinem bequemern und geeignetern Wege, als durch eine vernünftige, auf den Grundsätzen der Tugend beruhende Jugenderziehung. Diejenigen, welchen eine solche zu teil geworden, werden sich nicht bloß die allgemeine Achtung erwerben, sondern auch als künftige Staatsmänner durch besondere Tüchtigkeit in ihrem Berufe sich auszeichnen [1].

Ich bin mir nun freilich wohl bewußt, daß ich mich an einen Gegenstand gewagt habe, der schon von anderen Autoren, denen ich mich weder

[1] Aus obigen einleitenden Sätzen geht hervor, daß unsere Pädagogik zunächst die Erziehung der höheren Stände im Auge hat.

Digitized by Google

an Gelehrsamkeit, noch an Geist und Gewandtheit der Form an die Seite stellen darf, gründlich und mit Geschick behandelt wurde. Und so möchte die vorliegende Arbeit als ein Zeichen allzu großen Selbstvertrauens erscheinen. Wer indes die Absicht zu würdigen weiß, die mich dabei leitete, wird mir keine Vorwürfe machen, sondern gegenteils meinem Unternehmen Anerkennung zollen. Ich muß gestehen, daß meine Jugendzeit ausschließlich und fast leidenschaftlich dem Studium der heidnischen Klassiker, zumal der Dichter, gewidmet war. Erst später wandte ich mich auch zu den heiligen Schriften, und wider alle meine Erwartung sagte mir, auch abgesehen vom Inhalt, schon die Art und Weise der Darstellung so sehr zu, daß mein Eifer und mein Interesse für dieselben immer lebendiger wurde. Ich las alle Kirchenväter, bewunderte ihre Schriften und fand immer größere Befriedigung an ihnen: Einer jedoch — der hl. Augustin — begeisterte mich mehr als alle übrigen, so daß er mir wie ein Wunder dieser Welt erschien und ich ihn nicht mehr bloß studierte, sondern auch verehrte und um seine Fürbitte anflehte. Denn seine Schriften bekunden eine solch umfassende Gelehrsamkeit, eine solche Fülle des Ausdrucks, eine so große Kraft und Tiefe des Geistes, daß darüber nur eine Stimme der Anerkennung herrscht. Und zu alledem ist Augustin ein so außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, daß schon die Arbeit des Kopisten seiner Werke unser Staunen erregt, geschweige denn diejenige des Autors.

Augustin ist ein scharfer Dialektiker, ein gewandter Redner; er lenkt die Herzen auf einen Gegenstand hin oder davon ab ganz nach seinem Belieben. Bald erhebt sich seine Sprache zu hohem Schwung, bald ist sie ganz einfach, man möchte fast sagen nachlässig. Je nach dem Gegenstande, mit dem er sich gerade beschäftigt, schreibt er bald farbenreich, bald schmucklos, bald ruhig erörternd, so daß die Sprache gleichsam als seine Dienerin erscheint, die ihm auf seinen Wink zu Befehl steht. Ich will nicht davon sprechen, wie schonend und taktvoll Augustin seinen Gegner zu behandeln weiß, ein Vorzug, der uns in allen seinen Schriften begegnet. Der Gegner, auch der verbissenste, wird nicht gereizt, wohl aber durch die Wucht der Gründe überwältigt. Auch kann ich hier nur hindeuten auf die Wärme des Ausdrucks, auf die ihm eigene Gewandtheit, Affekte hervorzurufen und auf die Herzen einzuwirken, gute Vorsätze im Leser zu wecken und in seiner Seele die Flamme göttlicher Liebe zu entzünden. Das läßt uns genugsam erkennen, wie gotterfüllt, wie begeistert, wie hochsinnig seine Denkart war, wie all seine Sorge, dem Irdischen fremd, sich nur mit Göttlichem beschäftigte. Daher sind denn auch seine Schriften ein getreues Abbild seines Geistes. Er legte in denselben keine anderen Gedanken und Wünsche nieder als diejenigen, welche fortwährend seinem Geiste vorschwebten. Sind ja überhaupt die Arbeiten eines Schriftstellers ein Spiegel seiner Seele und treten in ihnen die verschiedenen Gemütsstimmungen, die im Herzen verborgen liegen, zu Tage.

Digitized by Google

Meine Studien der Augustinschen Werke, in welche ich mich bei meiner großen Vorliebe für denselben mehr und mehr vertiefte, führten mich auch zu einem Buche, welches zwar mit weniger Aufwand von Beredsamkeit geschrieben ist als andere, sich dagegen sehr angenehm liest und daher, zumal bei seiner klaren und schlichten Darstellung, für jeden Leserkreis geeignet ist: ich meine die „Bekenntnisse". Ich vermag es kaum auszusprechen, wie überaus wohlthuend dieselben auf meine Seele gewirkt, welche Begeisterung sie in mir wachgerufen, wie sehr sie meinen Geist ergriffen und ihn, wenn er darniederlag, aufgerichtet haben. Da ist mir das Licht der Wahrheit in vollem Glanze aufgegangen; da lernte ich Liebe, Frömmigkeit, flammende Andacht. Insbesondere aber trat mir die Mutter Augustins hier in ihrer ganzen Größe und im Glanze ihrer Tugenden entgegen, erhaben über alle Frauen, von denen ich je Kenntnis erhalten, einzig und unbegreiflich in ihrer Heiligkeit, welche sie echt und unversehrt bewahrt hat. Ich erbaute mich an ihrer zärtlichen Liebe und innigen Hingabe an ihren Sohn, dem ich ohnehin schon von Herzen zugethan war. Ich wurde gerührt ob der schweren Sorge, ob der Kümmernis, die sie für ihn empfand. Quälende Angst, bange Furcht, qualvoller Schmerz, glühende Liebe, erquickender Trost, das waren die Gefühle, die um des Sohnes willen in ihrem Herzen sich drängten. Und ich gestehe es gerne: diese Mutterliebe gab auch meiner Liebe einen neuen Impuls; ihre Hingabe war ein mächtiger Antrieb für die meinige; ihre Thränen entlockten auch mir Thränen. So gewaltig war der Eindruck, den die „Bekenntnisse" auf mich machten; sie gaben mir einen Begriff von der Heiligkeit dieser Mutter, welcher ich bisher keine oder doch nur oberflächliche Beachtung geschenkt hatte.

Je öfter ich aber in diesem Buche las und meine Gedanken mit diesem größten und merkwürdigsten Geschichtsdenkmal sich beschäftigten, welches mir je zu Gesichte gekommen, um so mehr wurde ich zum Nachdenken angeregt nicht bloß über die männlich-starke, außerordentliche Tugend dieses Weibes, sondern auch über die Wege, welche sie zu derselben geführt haben. Als Ergebnis aber drängte sich mir die feste Überzeugung auf, daß das wirksamste Mittel zu ihrem heiligen Leben die besonnene und streng geordnete Erziehung in ihrem ersten Jugendalter gewesen ist[1]. Wer diese Thatsache einigermaßen überlegt, dem muß es klar werden, daß es eine bessere und zweckdienlichere Sorge für des Menschen ewige Bestimmung nicht geben kann. Und wer sich die Mühe nehmen will, diese nämlichen Erziehungsgrundsätze anzuwenden, der wird einerseits selbst gut zu leben wissen und andererseits sich jener unvergänglichen Früchte erfreuen, welche eine gute Erziehung hervorbringt; denn seine Kinder werden ihm gehorsam und dem Vaterlande teuer sein; sie werden Gott wohlgefallen und bei den Mitmenschen in Ehre und Ansehen stehen.

---

[1] Vgl. B. III. Kap. 13. 14.

Digitized by Google

Dieses in seiner Art einzige Beispiel eines Weibes, welches der Erziehung seine Heiligkeit verdankt, hat mir die Anregung zu meiner Arbeit gegeben. Sie soll den Leser mit der trefflichen, auch den leisesten Tadel ausschließenden Erziehung der hl. Monika, die wir nie genug bewundern können, näher bekannt machen und ihm nicht so fast zeigen, daß, als vielmehr, wie und wodurch Monika eine Heilige geworden. Wir halten ihm gleichsam den blanken Spiegel eines rechtschaffenen Lebens vor Augen: wer da hineinblickt und betrachtet, wie diese Mutter Zucht und gute Sitte von ihren Eltern überkommen und sie wieder auf ihre Kinder vererbt hat, der kann, sofern er sie nachahmen will, sehr viel daraus lernen für seine eigene Erziehung wie für diejenige seiner Kinder.

Doch machen wir uns endlich an unsere Aufgabe, die eine Darlegung der richtigen Grundsätze der Erziehung sein soll. Ich habe mir Mühe gegeben, meine Ausführungen mit entsprechenden Beispielen aus dem Leben der hl. Monika und ihres Sohnes Augustinus, wo solche sich zweckmäßig einflechten ließen, zu beleuchten. Wer daher unsere Lehren und Ermahnungen des Lesens wert hält und sie nicht von vornherein von sich weist, wird sich wenigstens insoweit befriedigt finden, als darin Grundsätze und Anschauungen von Heiligen niedergelegt sind. Wir laden daher alt und jung, Eltern und Kinder (um ihretwillen haben wir ja die Arbeit unternommen) dringend ein, unser Buch nicht ungelesen beiseite zu legen. Es wird für keinen ohne Interesse sein, manchem vielleicht auch Nutzen bringen. Nur muß ich wünschen, daß man es beim bloßen Lesen nicht bewenden lasse, sondern sein Handeln darnach einrichte. Wer aber die Erfahrung gemacht hat, daß unsere Lehren für ihn nicht fruchtlos geblieben sind, der unterlasse es ja nicht, dem hl. Augustin und seiner Mutter Monika stetsfort seine tiefe Verehrung mit Herz und Mund zu bekennen. Durch ihre Hilfe und Fürsprache werden die Kinder gute Sitten und die Eltern gut erzogene Kinder erlangen, weit mehr, als unsere Lehren es vermöchten.

2. Kapitel.

Das gute Beispiel der Eltern, die erste Bedingung einer richtigen Erziehung.

Unserer Abhandlung über die Erziehung der Kinder und deren sittliches Verhalten glauben wir ein Wort der Ermahnung an die Eltern voraufschicken zu sollen. Liegt doch ihnen vor allem die Pflicht ob, selbst ein rechtschaffenes Leben zu führen, damit sie nicht gerade denjenigen auf irgend eine Weise ein schlechtes Beispiel geben, welchen sie als Muster der Tugend und guter Sitte voranleuchten sollen. Wenn das gute Beispiel in allen Verhältnissen des Lebens von großem Einfluß ist, so ist es doppelt wichtig in der Jugenderziehung. Der angehende Landwirt macht

Digitized by Google

sicherlich größere Fortschritte, wenn er einen alten, erfahrenen Bauersmann beim Pflügen und Graben beobachtet, als wenn er sich zu Hause von ihm die beste Theorie über Feldbau geben läßt. Wer sich dem Seedienst widmen will, wird einen bessern Begriff davon erhalten, wenn er die Gefahren miterlebt, die derselbe mit sich bringt und es aus eigener Anschauung erlernt, wie das Steuer zu führen ist, als wenn er sich zu Lande noch so guten Unterricht erteilen läßt. Und der Rekrut endlich, der bei den kühnen Unternehmungen und glänzenden Waffenthaten der Feldherren und Armeeführer mit dabei ist, gewinnt dadurch weit mehr für die Kriegskunst, als durch bloß theoretische Übungen. Diesen nämlichen Gedanken spricht Virgil aus, wenn er den Evander, wo dieser dem Äneas seinen Sohn Pallas anvertraut, folgenderweise sprechen läßt[1]:

„Pallas sei im Dienste des Mars dein steter Begleiter;
Mühsal lern' er von dir und heldenmütige Thaten.
Voll der Bewunderung schau er auf dich schon im Frühling des Lebens."

Denn er gab seinen Sohn nicht deswegen dem Äneas zum Begleiter, daß er seinen Worten lausche, sondern vielmehr, damit er dessen Thaten betrachte. Überhaupt wird auf jedem Gebiete der Kunst und Wissenschaft durch lebendiges Beispiel und selbstthätige Nachahmung mehr erreicht als durch bloße Belehrung und Ermahnung. Wie der Gesichtssinn zuverlässiger ist als das Gehör, so ist auch der Unterricht in Beispielen viel wirksamer als derjenige in Worten[2]. Ich selbst habe die Wahrnehmung gemacht, daß manche Priester, welche, mit dem Predigtamte betraut, die Aufgabe hatten, das Volk zur Tugend anzuleiten und vom Bösen abzumahnen, sich beim Publikum großen Beifalls erfreuten und auch schöne Erfolge erzielten, nicht infolge besonderer Gelehrsamkeit, sondern weil sie heilige Männer waren oder wenigstens im Rufe der Heiligkeit standen und dasjenige, wozu sie andere verpflichten wollten, selbst auch beobachteten. Derjenige, meint Isokrates[3] in einem Briefe an Demoniakus, wird wohl allgemein als rechtschaffener Mann gelten, welcher das, was er an andern tadelnswert findet, auch seinerseits sich nicht zu Schulden kommen läßt. Niemand wird bestreiten, daß gerade auf diese Weise der christliche Glaube an Verbreitung gewonnen hat; offenbar haben die Apostel, welche von

---

[1] Aeneis l. VIII. v. 515 sqq.

[2] Cf. Seneca, Ep. 6: Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla. — Horat. Art. poet. v. 180:

Segnius irritant animos demissa per aures
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus.

Quintil., Instit. orat. l. II. c. 5, 15: Sicut de re militari quamquam sunt tradita quaedam praecepta communia, magis tamen proderit scire, qua ducum quisque ratione in quali re, tempore, loco sit sapienter usus aut contra: *nam in omnibus fere minus valent praecepta quam experimenta.*

[3] Berühmter Lehrer der Redekunst in Athen, geb. 436 v. Chr.

Digitized by Google

Jesus Christus, unserem ersten Lehrer, zur Verkündigung des Christentums ausgesandt wurden, weit mehr durch ihre Wunder und ihren heiligen Lebenswandel als durch Beredsamkeit und Gelehrsamkeit das feste Fundament zu demselben gelegt. Daß auch Christus selbst, den ich soeben als unser aller Lehrmeister bezeichnet habe, bei seiner Offenbarung an die Menschheit durch Werke, nicht durch Worte, die Lehrthätigkeit begonnen hat, bezeugen uns die heiligen Schriften [1].

Überaus schön und lobeswürdig ist das Beispiel jenes greisen Eleazar, den, wie die Schrift erzählt, der gottlose König (Antiochus) zwingen wollte, entgegen dem jüdischen Gesetze Schweinefleisch zu genießen. Als ihm von seinen Dienern zugemutet wurde, heimlich beiseite zu treten und sich wenigstens so zu stellen, als ob er Schweinefleisch esse, indem er sich so vom Tode retten könne, da wies Eleazar diesen Antrag des entschiedensten von sich und antwortete mit heldenmütiger Entschlossenheit: „Nicht würdig ist es unseres Alters, zu heucheln, so daß viele der Jüngeren, in der Meinung, der neunzigjährige Eleazar sei zum Heidentume übergegangen, durch meine Verstellung und wegen der kurzen Zeit eines vergänglichen Lebens sich verführen lassen und ich so Schande und Fluch auf mein Alter bringe. Darum will ich starkmütig aus dem Leben scheiden: so werde ich meines Alters würdig erscheinen und den Jüngeren ein heldenmütiges Beispiel hinterlassen, wenn ich mit willigem Herzen und mutig für die teuersten und heiligsten Gesetze eines ehrenvollen Todes sterbe.“ [2] Nach diesen Worten wurde er zur Hinrichtung geschleppt; er wollte lieber sterben, als lebend den Jüngeren ein schlechtes Beispiel geben. So hat er diesen und dem ganzen Volke ein herrliches Vorbild seiner Tugend und Standhaftigkeit hinterlassen.

Trefflich weiß auch der Apostel Paulus seinen Schüler Titus zum guten Beispiele anzuhalten. Nachdem er ihm Anleitung gegeben, wie er Greise, Jünglinge, betagte Frauen und junge Mädchen, je nach Stand und Alter, zu unterrichten habe, fährt er fort: „In allem aber erweise dich selber als Musterbild guter Werke, in der Lehre, in der Unverdorbenheit, in der Würde.“ [3] Der hl. Ambrosius ermahnt die Priester, ein ernstes, würdevolles und nüchternes Leben zu führen, welches dem Volke als Vorbild dienen könne. „Denn“, sagt er, „was soll das Volk an dir bewundern, wenn es seine eigenen Schwächen bei dir wiederfindet; wenn du ihm nichts bieten kannst, das es nicht schon hat; wenn es jene Fehler, welche es selbst erröten machen, an dir entdeckt, an dir, dem es die größte Achtung zu schulden glaubt?“ „Es liegt in der Natur der Menschen,“ sagt der hl. Johannes Chry-

[1] Cf. Act. Apost. 1, 1: Quae coepit Jesus *facere* et docere.
[2] 2 Mach. 6, 18. [3] Tit. 2, 7.


Digitized by Google

sostomus, „daß sie ihr eigenes Thun und Lassen nach demjenigen ihrer Regenten richten; diese schweben ihnen gleich einem Bilde stets vor Augen; ihnen suchen sie möglichst ähnlich zu werden. Je unbescholtener daher ihr Leben ist, um so nachdrücklicher wird auch die Autorität ihrer Gebote und Verbote allen erscheinen; die Sitten der Regenten verschaffen ihren Worten erst die wahre Geltung. Wenn dagegen ihr Leben mit ihren Worten in Widerspruch steht, so stiften die letzteren Schaden statt Nutzen und ist eine solche Handlungsweise durch sich selbst gerichtet."

Der Cyniker Diogenes[1] verurteilt in seiner derben, beißenden Sprache diejenigen, welche schöne Reden im Munde führen, aber ihr Leben und ihre Werke nicht danach einrichten, indem er sie mit Rednern vergleicht, welche sich alle Mühe geben, Recht und Gerechtigkeit mit dem Munde, nicht aber durch die That zu bekennen. In gleicher Weise tadelt er jene Philosophen, welche die Habsucht verurteilen, währenddem sie selbst an diesem Gebrechen leiden und soviel Geld wie möglich zusammenzuraffen bestrebt sind. Cato nennt sie deshalb „berühmte verdorbene Weine", der hl. Hieronymus aber „ruhmsüchtige Tiere"[2].

Äußerst streng urteilt in diesem Sinne auch der indische Philosoph Calanus[3], wenn er an Alexander schreibt: „Ich strebe nicht nach dem Ruhm jener Philosophen, welche, um sich einen Namen zu machen, auf Worte statt auf Werke bedacht sind; bei uns gehen Werke mit Worten und Worte mit Werken Hand in Hand; groß sind die Thaten, kurz die Reden." Ebenso zutreffend, wenn auch etwas derb, ist der Vers des Dichters Pacuvius[4]: „Verhaßt sind mir Leute, welche Weise im Reden, aber Faulenzer im Handeln sind." Ein braver Macedonier meinte, dies Wort sollte über dem Eingang jedes Tempels geschrieben stehen, und er hat recht: es sollte in stählernen Lettern ob allen Tempelpforten prangen. Nichts ist empörender, als wenn Leute, in denen sich notorisch die schmählichsten Laster beisammen finden, durch Frechheit und Prahlerei sich hervorthun, die Tugend, von der gerade sie am weitesten entfernt sind, immerfort im Munde führen und nicht Worte genug finden, um das Laster, in welchem sie selbst bis über die Ohren stecken, zu verurteilen, so daß man meinen könnte, sie wären die Häupter der alten Akademie[5] oder wollten selbe in erneuter verbesserter Form wiederherstellen. „Das ist

[1] Der berühmteste der sogen. cynischen Philosophen, deren Lebensgrundsatz in der einfachsten Lebensweise und möglichsten Enthaltung von allen äußeren Gütern und Einflüssen bestand. Geboren zu Sinope am Pontus 404 v. Chr., gestorben zu Athen 323.

[2] Animal gloriae.

[3] Ein indischer Weiser (Gymnosophist), der auf Alexanders d. Gr. Einladung dem macedonischen Heere folgte und in Susa starb.

[4] Markus Pacuvius, geb. 219 v. Chr. zu Brundusium, ein tragischer Dichter, von dessen Werken aber nur mehr Fragmente vorhanden sind.

[5] D. h. der von Plato gegründeten berühmten Philosophenschule.


Digitized by Google

der Gipfel der Ungerechtigkeit, sagt Cicero[1] sehr richtig, daß man gerade im Moment, wo man andere betrügt, Tugend und Rechtschaffenheit heuchelt."

Schon Sokrates huldigte dem edlen Grundsatz: der gerade und ungehinderte Weg zum Ruhme ist der, daß man so gut zu sein bestrebt sei, als man vor andern erscheinen möchte; er meint, man solle nach der Tugend, nicht bloß nach deren Schatten streben. Noch besser handelte Cato, indem er den Sokratischen Grundsatz durch die That übertraf: er wollte, wie Sallust sagt[2], lieber gut sein als scheinen. — Wie viel mehr sollen christliche Eltern, und wäre es auch nur um ihrer Kinder willen, sich alle Mühe geben, um ein in jeder Beziehung tugendhaftes Leben zu führen. Es ist den Kindern eigen, alles, was sie um sich sehen und beobachten, ähnlich den Affen, nachzuahmen; um so mehr lernen sie begreiflicherweise den Eltern, mit denen sie eben im engsten Verkehre stehen, alles haarklein ab, was sie an ihnen bemerken. Diese ersten Eindrücke verbleiben ihnen aber kraft der Gewohnheit und sind bestimmend für ihr späteres Leben.

Seneka erzählt uns von einem in Sinnenlust versunkenen Jüngling, den das Beispiel seines eigenen Vaters, welcher infolge seiner Ausschweifungen dem Wahnsinn verfallen war, zu einem schändlichen Leben verführte. „Welcher Feldherr — so läßt Seneka den Unglücklichen klagen — flieht aus der Schlacht, damit das Heer um so tapferer kämpfe? Wer selbst das Laster gepflanzt hat, müht umsonst sich ab, seiner Herr zu werden. Ich muß darum meine Genußsucht dem Vater zur Last legen; ich wurde nicht in strenger Zucht gehalten, war nicht an die Vorschriften eines wohlgeordneten Hauses gebunden, welche die Sitten eines Jünglings zu veredeln und ihn von jugendlichen Fehltritten zu bewahren vermocht hätten. Ja ich bin gewissermaßen von meinem Vater zur Üppigkeit herangezogen worden; triefen doch seine grauen Haare noch von Schminke und ist nach jedermanns Urteil seine Genußsucht gerade um so viel zu groß, als sein Verstand zu gering ist." [3]

Die Eltern dürfen somit die Sorge für ihr eigenes sittlich-religiöses Leben schon aus dem Grunde nicht vernachlässigen, weil die Kinder schon Hochachtung vor ihren Eltern sich aus freien Stücken für das Gute und gegen das Böse entscheiden. Es ist bekannt, daß ein Publius Scipio und Quintus Fabius durch die Betrachtung der Bildnisse großer Männer einen mächtigen Antrieb zum Heroismus empfanden, eine Erscheinung, die überhaupt bei hervorragenden Männern keine Seltenheit ist. So entflammte der Anblick der Statue Alexanders in Julius Cäsar den Drang nach ruhmvollen Thaten. Wie könnte es also ein wirksameres Beispiel geben,

[1] De offic. l. I. c. 13. Totius autem injustitiae nulla capitalior est, quam eorum, qui tum, cum maxime fallunt, id agunt, ut viri boni esse videantur.

[2] De Catil. conjur. c. 54. Esse quam videri bonus malebat.

[3] Seneca Rhetor, Controversiae.


Digitized by Google

als das lebendige, unmittelbare Wort und Vorbild der Eltern. Berühmte Lehrer der Weisheit geben uns den Rat, wir sollen uns, um dem Bösen fernzubleiben, irgend einen trefflichen Mann vor Augen stellen; der Gedanke an seine persönliche Gegenwart werde uns abschrecken, unbescheiden und unehrbar zu reden oder zu handeln [1]. Für die Kinder sind nun gerade ihre Eltern die trefflichsten Vorbilder; denn ihnen sind sie ja mit ganz vorzüglicher Liebe, Anhänglichkeit und Ehrerbietigkeit zugethan; zudem sind ihnen die Eltern nicht bloß in der Vorstellung, sondern in Wirklichkeit und zwar fortwährend gegenwärtig.

Crates, der bekannte Gelehrte des Altertums [2], soll häufig den Ausspruch gethan haben, er würde sich, wenn es anginge, auf den höchstgelegenen Punkt der Stadt hinstellen und mit lauter Stimme die Thorheit der Leute brandmarken, welche für ihre Kinder Geld und Gut mit größter Gier zusammenraffen, auf deren Bildung dagegen keine oder unbedeutende Sorgfalt verwenden. Auch ich möchte, gleich Crates, von erhabener Stelle aus oder besser überall auf öffentlichen Plätzen meine Stimme erheben und Klage führen über die Albernheit, ja über den Wahnsinn vieler Eltern: nicht zwar, als ob ich ihnen mit Crates die Vernachlässigung der Bildung ihrer Kinder vorzüglich zum Vorwurf machen möchte — denn sie bilden sich ja meistens ein, was Großes sie in dieser Hinsicht leisten —; nein, ihre unbegreifliche Kurzsichtigkeit besteht meines Erachtens vielmehr darin, daß sie zwar wohlerzogene, gut gesittete Kinder haben möchten und es zu diesem Zwecke in der Regel auch nicht an Mühe und Sorgfalt fehlen lassen, daneben aber durch ihre eigene Trägheit, Genußsucht, Unlauterkeit und jede Art von Laster den Kindern schweres Ärgernis bereiten und es nicht über sich bringen, an ihre eigene Besserung einmal ernstlich Hand anzulegen. Währenddem es ihr sehnlichster Wunsch ist, tugendhafte Söhne zu besitzen, leben sie ihrerseits heimlich oder gar öffentlich mit Tugend und guter Sitte auf gespanntestem Fuße. Im Bewußtsein ihrer eigenen sittlichen Schwäche wagen sie es natürlich nicht, diejenigen Mängel ihrer Kinder, welche ihnen selbst anhaften, entschieden zu verurteilen, und falls sie es auch wagen, so sitzen sie dadurch über ihr eigenes Thun zu Gericht. Die Hand aufs Herz, ihr Familienväter! Glaubt ihr als vernünftige Männer wirklich, daß eure Kinder wachsam, nüchtern, rein, freigebig, kurz von sittlicher Ansteckung frei bleiben werden, wenn ihr selbst vor ihren Augen Tag und Nacht der Trägheit, Genußsucht, Unzucht, Spielsucht fröhnt, wenn euer ganzes Sinnen darauf geht, durch Diebstahl und

---

[1] Seneca, Ep. XI: Aliquis vir bonus nobis eligendus est ac semper ante oculos habendus, ut sic tanquam illo spectante vivamus et omnia tanquam illo vidente faciamus.

[2] Einer der angesehensten und tüchtigsten Grammatiker und Polyhistoren Griechenlands, von dessen Schriften aber nur noch einzelne Titel und Bruchstücke vorhanden sind. Er wirkte als Lehrer zu Pergamum am Hofe des Königs Attalus und starb ungefähr 140 v. Chr.

Digitized by Google

Raub, durch List und Betrug irdisches Gut zusammenzuraffen?[1] Welch eine Verblendung des Geistes, welch eine Verkehrung der Wahrheit! Weiß man denn nicht, wie wir Menschen alle vom Kinde bis zum altersschwachen Greis im grauen Barte von Natur zum Bösen geneigt sind; wie die Leidenschaften uns schmeicheln und locken, um uns, ohne daß wir es merken, zu umgarnen und in den Abgrund zu stürzen; wie sie uns bezaubern, bestricken und ködern, welchen Druck, welch unwiderstehliche Gewalt sie auf den Menschen auszuüben im stande sind?

Die Lockungen der Sinnlichkeit haben eine große Anziehungskraft für den Menschen; denn ihr Weg ist breit und eben, rauh dagegen und abschreckend der Pfad der Tugend. Treffend ist diese Wahrheit in dem bekannten Mythus vom jungen Herkules versinnbildet. Sinnend stand der Jüngling in der Einsamkeit, am Scheideweg des Lebens; da stellten sich ihm die Tugend und das Laster vor in Gestalt zweier Frauen, letztere in glänzendem Schmucke, mit fröhlich-heiterer Miene, erstere in ärmlichem Anzuge mit fast traurigen Zügen. Beide machten ihm Versprechen verschiedener Art, um ihn auf ihre Seite zu ziehen: jene verhieß ihm Scherz und Lust und Überfluß an allen Gütern; diese dagegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte und alle erdenklichen Mühsale und Widerwärtigkeiten; dafür jedoch werde er einst unter die Götter versetzt werden. Herkules entschied sich für den erhabenern und heilsamern Ratschlag und schlug den Pfad der Tugend ein, wenngleich er rauh und beschwerlich erschien[2].

Wie wenige sich nun auch zu diesem Entschlusse zu erschwingen vermögen, er ist deswegen nicht minder groß; der größte Geist hat sich desselben keineswegs zu schämen. Wie können sich nun aber Eltern der Hoffnung hingeben, daß ihre Kinder dem Beispiele des Herkules folgen und sich aus eigenem Antrieb zu einem nüchternen und arbeitsamen Leben entschließen werden, wenn sie sehen müssen, daß ihre Eltern keinen Genuß, kein Vergnügen sich versagen? Wie mögen sie sich einreden, daß sich die Kinder mit Abscheu von den Lockungen der Sinnlichkeit abwenden, zu welchen ja der Mensch von Natur hingezogen wird, wie die Fliege zum Honig, wenn sie selbst derselben leidenschaftlich ergeben sind? Die Eltern lassen sich's wohl schmecken bei ausgesuchten Mahlzeiten und köstlichen Weinen; die Kinder aber sollen, um mit Ennius[3] zu sprechen, mit der Nahrung des Hundes vorlieb nehmen! Die Eltern opfern ganze Nächte

---

[1] Das Bild, welches Vegius hier von dem schlechten Beispiel der höheren Stände entwirft, erklärt sich aus den damaligen politischen Verhältnissen Italiens, welches der Schauplatz beständiger Kriege und Empörungen war, die eine große Verwilderung der Sitten beim höhern und niedern Adel herbeiführten.

[2] Xenoph. Memorab. l. II. c. 1, 21. Cic. de offic. l. I. c. 32.

[3] Römischer Dichter (240—170 v. Chr.), aus Campanien gebürtig, kam 204 nach Rom, wo er Unterricht in der griechischen Sprache erteilte und mit den angesehensten Männern befreundet wurde. Er bildete die lateinische Sprache aus und schuf das römische Epos. Von seinen zahlreichen Werken sind nur Fragmente erhalten.


Digitized by Google

dem Spiele; die Kinder sollen ebenso fleißig dem Kirchenbesuch obliegen! Die Eltern gefallen sich in schmutzigen Reden und noch schmutzigeren Thaten; die Kinder dagegen sollen ja nichts reden oder thun, was der guten Sitte zuwider ist! Die Eltern vergreifen sich an fremdem Gut, bedrücken die Armen, verüben Ungerechtigkeiten jeder Art, und bei einem derartigen Vorbild sollen ihre Kinder brave, rechtschaffene Menschen werden!

An die Mütter muß ich mich bei diesem Anlaß noch besonders wenden. Sie gehören dem schwächern Geschlechte an, neigen vorzüglich zur Eitelkeit und Tändelei und sind daher um so größeren Gefahren ausgesetzt. Wie nun, wenn die Mutter selbst der Modesucht huldigt, an Tanz, überhaupt an unanständigen Lustbarkeiten Freude hat, wenn sie anderes mehr, das ich anstandshalber nicht einmal nennen mag, sogar vor den Augen ihrer Tochter thut: soll die Tochter dann gottesfürchtig, enthaltsam, arbeitsliebend, dem andern Geschlecht gegenüber zurückhaltend und eingezogen sein? O möchten doch die Mütter einmal aufwachen und diese unsere Ermahnungen nicht mit Gleichgültigkeit hinnehmen! Wir geben gerne zu, daß es auch Söhne giebt, welche in sittlicher Hinsicht mit ihren schlimmen Vätern keine Ähnlichkeit haben. Glückliche Naturanlage, Unterricht und besonders der Umgang mit braven Altersgenossen und Erwachsenen mögen in dieser Beziehung von bestimmendem Einfluß sein. Niemals aber wird man eine bedeutende Verschiedenheit zwischen Mutter und Tochter finden; so sehr ahmt diese aufs Haar die Sitten, so sehr die Worte und Handlungen der Mutter nach, so groß ist die gegenseitige Übereinstimmung und Ähnlichkeit, daß man sie bei den Mücken kaum größer finden könnte. Wenn eine Mutter, sagt der hl. Chrysostomus, schlecht und lasterhaft ist, so wird sie bei der Erziehung ihrer Kinder nichts anderes erreichen, als daß sie diese notwendig sich selbst ähnlich macht. Wir möchten darum solche Jünglinge, die sich verehelichen wollen, dringend warnen, eine mutterlose Tochter zu heiraten, es sei denn, daß diese in einer durchaus braven Familie und von ehrenwerten Pflegeeltern erzogen wurde. Lebt dagegen die Mutter noch, so erkundige man sich genau nach dem Ruf und Lebenswandel derselben. Lautet das Urteil günstig, wohlan, so steht der Heirat mit der Tochter einer braven und bewährten Mutter nichts im Wege, und ich bin überzeugt, daß den Gatten die Wahl nie gereuen werde. Denn wenn die Mutter Religiosität besitzt und selbe in ihrem Hause pflegt, wenn sie barmherzig und hilfreich gegen Arme und Unglückliche, wenn sie gottesfürchtig ist und sich in Beziehung auf Glaube und gute Sitte nichts vorzuwerfen hat, so ist es kaum anders möglich, als daß auch die Tochter in ihre Fußstapfen tritt. Sie ahmt eben die Tugenden ihrer Mutter nach, macht sich dieselben allmählich zur Gewohnheit, und diese Gewohnheit schlägt so tiefe Wurzeln, daß sie nicht ausgerissen, ja kaum gelockert werden können. Darum beglückwünscht Plinius in einem Briefe seine Tante Hispula und dankt ihr, daß sie seine Gattin so gut erzogen und

Digitized by Google

daß diese im Umgang mit ihr nichts als Tugend und gute Sitte gelernt habe[1].

Wenn daher auch kein anderer Grund dafür spräche, so müßte die Mutter schon um ihrer Kinder willen sich als Muster jeglicher Tugend erweisen, ganz besonders jedoch der Züchtigkeit; denn so sehr diese eine Zierde jedes Geschlechtes ist, so ist sie die schönste und unentbehrlichste für das Weib. Der Mann kann seinen Ruhm und seine Größe in wissenschaftlicher Bildung, in militärischen und bürgerlichen Ehrenstellen und dergleichen Dingen suchen; das Weib bleibt solchen Würden ferne und findet seinen größten Ruhm und Preis in der Züchtigkeit. Diese ist sein einziger und eigentümlicher Schatz; ihn soll es sorgfältig hüten, gegen ungebührliche Zumutungen rein und unversehrt bewahren. Es soll ihn mit aller Sorgfalt und unermüdlichem Eifer bewachen und als eine von der Mutter ererbte Mitgift, die wertvoller ist, als jede andere, seinem Gatten entgegenbringen; er wird es durch seine Liebe und Hochachtung entgelten. Um sich aber in dieser Tugend zu befestigen, muß alles ferngehalten werden, was die böse Lust zu entzünden und zu nähren geeignet ist. Daher soll die Mutter von ihren Töchtern nicht bei Spiel und Tanz gesehen werden, nicht im Gedränge öffentlicher Schauspiele und festlicher Aufzüge. Die Tochter soll an ihrer Mutter keine Gaumenlust wahrnehmen, kein Gefallen an übertriebener Kleiderpracht, noch viel weniger an Schminke oder wie dergleichen Dinge sich nennen, welche der Schönheit dienen sollen. Ferne sei derartiges den Augen der Töchter; ferne aber auch von ihrem Ohr jedes anstößige und schlüpfrige Wort von seiten der Mutter! Insbesondere entrücke man ihnen die Geheimnisse der Ehe, welche infolge des Nachahmungstriebes der Kinder leicht Handlungen veranlassen können, welche bei späterem Verständnis zu einer höchst bedenklichen Gewohnheit ausarten. Nur zu oft hat man bei Personen, die dem Kindesalter noch nicht entwachsen waren, dergleichen traurige Beobachtungen gemacht, die sich nur durch grobe Unvorsichtigkeit der Eltern erklären lassen.

Wie viele Sorgfalt verwenden die Eltern auf die Zier des Hauses! Die Pfeiler glänzen, die Möbel sind poliert, die Wände gefegt, der Boden gescheuert, damit ja kein Unrat das Auge des Gastes oder Freundes, der auf Besuch kommt, beleidige[2]. Wenn sie auf das so vielen Fleiß verwenden, wie viel mehr soll ihnen daran gelegen sein, daß ihre Töchter

---

[1] Lib. IV. ep. 19.

[2] Cf. Juven. Sat. XIV. v. 59 sqq.:

„Meldet ein Gast sich an, darf keiner der deinigen ruhen.
‚Fege den Estrich rein, laß schimmern die glänzenden Säulen!
Fort mit der schmächtigen Spinn' und mit jeglichem Spinnengewebe!
Du da putze das Silber und du die getrieb'nen Gefäße!'
So tobt laut und drängt und droht mit der Rute der Hausherr.
Ärmster, du bebest vor Hast, daß dem Blick des besuchenden Freundes
Nicht mißfalle der Fleck im Saal, wo ein Köter hofiert hat,

Digitized by Google

durch Tugend und Sittenreinheit glänzen, damit einerseits Fremden und Bekannten gegenüber der Anstand nicht verletzt und andererseits die Töchter selbst in keiner Weise geärgert werden. Wenn man so ängstlich für das Äußere, für die Reinlichkeit des Hauses sorgt, soll dann das Innere, die Wohnung des Herzens, wo die Gottheit Einkehr zu halten pflegt, schmutzig, unrein, mit der Makel der Sünde befleckt sein? Solche Leute verdienten wahrlich das nämliche Los, wie jener Phrygier, der Schatzmeister des Dionysius, welcher den Philosophen Aristipp[1] (andere nennen Diogenes) in sein glänzend ausgestattetes und mit einem kostbaren Fußboden versehenes Haus einführte. Als der Philosoph sich räusperte, so spie er dem prunkliebenden Hausherrn ins Gesicht, worüber letzterer natürlich in große Entrüstung geriet. Aristipp aber entschuldigte sich, er hätte keinen gemeinern und verächtlichern Ort gefunden, wohin er habe spucken können[2].

Darum, ihr Mütter, leget einmal ernstlich Hand ans Werk. Schenkt meinen Ermahnungen ein williges Ohr und lasset dem Entschlusse die That folgen. An eindringlichen Beweggründen gebricht es euch keineswegs: es sind nicht allein diejenigen, welche ich hier in Worten vorführe; nein, auch Beispiele vortrefflicher Frauen aus dem heidnischen sowohl als christlichen Altertum stehen zu Diensten, und ihre Zahl ist wahrlich keine geringe. Es sei aber hier, da weitere Gegenstände unser warten, nur ein einziges erwähnt, jedoch das glänzendste und ehrwürdigste. Unser Buch ist, wie schon oben bemerkt, der hl. Monika, der Mutter Augustins, gewidmet. Und so möge denn diese allein aus der großen Zahl trefflicher Mütter als Beispiel dienen.

Fragen wir vorab nach der Sittsamkeit, die wir soeben dringend empfohlen haben, so finden wir diese von Monika rein und makellos bewahrt. Ihrem Sohne, welcher der bösen Lust blindlings ergeben war, legte sie in unausgesetzten frommen Zusprüchen den Wert der Reinheit ans Herz. Gegenüber dem Gatten aber ertrug sie die Lasten des Ehestandes mit so großer Selbstverleugnung, daß sie sich niemals mit ihm entzweite, ihn vielmehr unablässig Gott empfahl und der Hoffnung lebte, daß er das Christentum annehmen und dann auch ein reines Leben führen werde. Sehen wir auf ihre Duldsamkeit und Sanftmut, so finden wir diese Tugenden bei ihr in denkbar höchstem Maße. Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug sie den Jähzorn ihres Gatten, die Klatschsucht der Mägde, die Reizbarkeit ihrer Schwiegermutter. Betrachten wir ihre

---

Daß nicht starre von Schmutz dein Portikus; aber ein halbes
Maß Feilspäne genügt, daß ein einziger Sklav' es entferne.
Und das kümmert dich nicht, daß ein Haus voll heiliger Sitte,
Rein von Laster und Fehl dein Sohn stets habe vor Augen?"
(Nach der Übersetzung von Hertzberg.)

[1] Ein Schüler des Sokrates, geb. 404 v. Chr., lebte eine Zeitlang am Hofe des jüngern Dionysius zu Syrakus.

[2] Diogen. Laert. l. VI. c. 2. n. 6.

Digitized by Google

Einsicht und Klugheit, so verdient sie auch in dieser Hinsicht wieder unser vollstes Lob. Niemals widersprach sie dem Manne, wenn er aufgebracht war, wohl aber verstand sie es vortrefflich, ihm gelegentlich, wenn seine Ruhe und Besonnenheit wiederkehrte, über ihre Handlungsweise Rechenschaft zu geben. Auch die Nachbarsfrauen, die zu wenig über ihre Zunge Meister waren, wußte sie durch liebevolle Ermahnungen und durch die Macht ihrer christlichen Überzeugung zum pflichtschuldigen Gehorsam gegen die Ehemänner zu bewegen. Monika besaß ferner nicht geringe geistige Fähigkeiten; bezeugt doch Augustin selbst, daß er oft darüber gestaunt habe, namentlich einst bei Anlaß einer Disputation über einen wichtigen Gegenstand, welche an seinem Namensfeste unter den Gästen sich entspann und die er selbst uns aufgezeichnet hat. Monika, sagt er, habe bei jener Gelegenheit so geistvoll gesprochen, daß es eine bessere Philosophin wohl nicht geben könne, und er hätte darum den Entschluß gefaßt, in seinen Mußestunden sich nie ihrer Unterhaltung zu entziehen. Unübertroffen ist aber ihre Beharrlichkeit, ihre Seelengröße, ihre Ausdauer. Voll Angst und Bangigkeit um ihren Sohn sucht sie die besten und erleuchtetsten Männer auf und dringt in sie, auf daß sie doch den Irrenden auf den Pfad des wahren Glaubens und der wahren Frömmigkeit führen möchten. Niemals entmutigt, niemals gebeugt, folgt sie endlich ihrem Augustin mit wahrem Mannesmut auf weiten Wegen über Land und Meer, nicht achtend die Mühen und Gefahren der Reise, noch die hohe Zahl ihrer Lebensjahre.

Was soll ich sagen von ihrer nüchternen Lebensweise, von ihrer Bescheidenheit, von ihrem unbescholtenen Wandel? was von ihrer Sorgfalt und Meisterschaft in der Leitung des Hauswesens und in der Erziehung der Kinder? was von ihrer aufrichtigen Liebe gegen jedermann, zumal gegen gottesfürchtige und heilige Männer, welche ihr aber auch ihrerseits die größte Hochachtung zollten? was endlich von ihrer Religiosität? Wie unerschütterlich war ihr Vertrauen, wie festgegründet ihre Frömmigkeit, wie glühend ihre Liebe, mit der sie den Dürftigen und Hilflosen Unterstützung, den Unglücklichen aufrichtige Teilnahme, den Bedrängten Trost entgegenbrachte! Wie gab sie sich Mühe, erhitzte Gemüter zu besänftigen, gegenseitige Feindschaften auszusöhnen und zwischen Personen, die sich entzweit hatten, Frieden und Freundschaft wieder herzustellen! Von der Eitelkeit und Hinfälligkeit des Irdischen war sie so durchdrungen, daß selbst das Leben, an dem der Mensch so sehr zu hängen pflegt, ihr höchst wenig Sorge machte. Hochherzig, wie sie war, hielt sie die menschlichen Dinge für nichtig, hatte aber ein um so glühenderes und unerschütterlicheres Verlangen nach den göttlichen.

Ein Weib aber, so ausgezeichnet in allen Tugenden, war von Gott auch zu höheren Verdiensten ausersehen. In seiner unerforschlichen Weisheit ließ Er es geschehen, daß der Sohn Monikas den schwersten und unseligsten Irrtümern anheimfiel, indem Er ja vorauswußte, wie der Schmerz

Digitized by Google

darüber der heiligen Mutter jene ungezählten heißen Bitten und Thränen auspressen werde, welche alsdann, glühenden Pfeilen gleich, zum Himmel drangen und das Innerste des göttlichen Herzens rührten. Das aber zog ihren Geist so sehr nach oben und brachte die Heilige in ein so inniges Verhältnis zu Gott, daß man es wohl ahnen, mit Worten aber nicht auszusprechen vermag.

Es dürfte vielleicht in unseren Worten von manchem zu viel des Lobes gefunden werden. Doch bedenke man, welch große, unschätzbare Frucht die Bitten und Thränen der hl. Monika getragen haben: die Bekehrung Augustins. Wie sehr aber unser heiliger Glaube, welcher bereits überall im Wanken begriffen war [1], dieser Säule bedurfte, ist allbekannt. Und wer sich die unübertroffene Geistesgröße des Sohnes vergegenwärtigt, der wird auch die Tugendvorzüge seiner Mutter zu würdigen wissen, welcher Gott auf ihre Bitten und Thränen ihr Kind größer zurückgab, als sie es erbeten hatte. Denn wie die Barmherzigkeit Gottes auf die unablässigen Bitten des Menschen sich gleichsam gefangen giebt, so pflegt sie auch mehr das Vertrauen und die Inbrunst der Betenden als den Gegenstand ihrer Bitte zu berücksichtigen und sie in entsprechender Weise zu erfüllen.

O unvergleichlich großes und wunderbares Weib, würdig, von allen Schriftstellern gepriesen, mit unvergänglichem Ruhme verherrlicht zu werden! Du verdienst Nachahmung von allen Müttern, verdienst, daß man deine Tugenden immerdar betrachte, deren Fülle und Glanz so groß ist, daß es schwer hält, zu entscheiden, welcher vor der andern der Vorzug gebührt. Darum meine Bitte: Liebet und verehret unablässig diese heilige Mutter! Ruft sie um ihre Fürsprache an, und nicht nur ihr, Mütter, sondern auch die Väter. Insbesondere aber ahmet sie nach und erweiset ihr innige Verehrung: jenes wird euch ein Sporn zu eigenem Tugendleben sein; diese ist das beste Mittel zu ihrer Nachahmung.

Doch es ist nun Zeit, auf einen andern Gegenstand überzugehen.

3. Kapitel.

Die Erziehung vor der Geburt und die dabei zu beachtenden Pflichten.

Nachdem wir den Eltern genügend ans Herz geredet haben, wie notwendig zu einer gedeihlichen Erziehung ihre eigene Selbstbeherrschung und Frömmigkeit ist, so wäre es nun unsere nächste Aufgabe, die Mittel und Wege zu einer guten Erziehung darzulegen. Doch bevor wir damit beginnen, dürfte es am Platze sein, über das Verhalten der Eltern vor der Geburt des Kindes einige Winke zu geben. Denn wie bei einem Baume, der in schlechtem Grunde wurzelt, alle Pflege, die man ihm an-

[1] Man denke an die Häresien der Manichäer, Arianer, Pelagianer und Donatisten, welche sämtlich an Augustinus einen überlegenen und siegreichen Gegner fanden.


Digitized by Google

gedeihen läßt, umsonst ist und eine gute und reichliche Frucht sich von ihm nie erwarten läßt, geradeso würde auch eine noch so sorgfältige Erziehung wenig nützen, wenn das Kind unter Umständen ins Leben tritt, welche seiner Erziehung zum vornherein die größten Schwierigkeiten bereiten. Vor allem darf der Ehemann, der sich einer gesegneten Nachkommenschaft erfreuen will, seiner Gattin nicht die eheliche Treue brechen oder gar in schmählicher Weise mit Dirnen sich erniedrigen. Dies verlangt nicht allein das göttliche Gesetz, dem wir Gehorsam schulden, sondern auch die gesunde Vernunft, die uns sagt, daß jene Tugend für den Mann ein Ruhm und eine Zierde des Charakters ist, dem Kinde aber seinen guten Ruf bewahrt und den Vorwurf erspart, daß seiner Abstammung ein Schandfleck anhafte. Es geschieht nicht selten, daß Kinder, welche von Natur edlen Charakters sind, wenn sie von den Fehltritten ihres Vaters Kenntnis erhalten, darob einen höchst peinlichen Eindruck empfangen und diese Schande ihrer angeborenen edlen Gesinnung nicht geringen Eintrag thut. Desgleichen wird niemand leugnen, daß Ehemänner, welche mit Dirnen sich abgeben, einen viel größern Hang zur Unenthaltsamkeit und ungezügelten Lust haben, als solche, welche die eheliche Treue heilig halten.

Diesen ungeregelten Trieben entspricht aber auch eine entsprechende Wirkung rücksichtlich ihrer Nachkommenschaft. Nach dem Zeugnis der Ärzte geht der physische und moralische Zustand, in welchem der Vater zur Zeit der Zeugung sich befand, unaustilgbar auf Körper und Geist des Kindes über. Darum zeigen denn auch Kinder, deren Väter der Wollust fröhnen, einen noch stärkern Hang zur Sinnlichkeit. Wir finden diese Wahrheit selbst bei unseren Dichtern ausgesprochen, die ja alle Geheimnisse der Natur in poetischem Gewande zu veranschaulichen pflegen. So lassen sie die Pallas Athene, weil sie als die Göttin der jungfräulichen Reinheit galt, nicht wie die übrigen Kinder Jupiters aus seiner Verbindung mit einem Weibe hervorgehen, sondern aus seinem Gehirn entspringen, als ob gleichsam nicht die sinnliche Lust hierbei wirksam gewesen wäre, sondern die Weisheit, die eben auf die Tochter sich fortpflanzen sollte. Aus gleichem Grunde kann man auch die Väter nicht genugsam mahnen, in Speise und Trank Maß zu halten, damit sie nicht Schlemmer und Trunkenbolde zu Söhnen erhalten. Man erzählt von Diogenes, er habe einst zu einem jungen Manne, welcher infolge seiner Trunksucht schwachsinnig geworden war, gesagt: „Dein Vater hat dir im Rausche das Leben gegeben.“ Ähnlich lautet der Ausspruch eines greisen Philosophen, der einen Jungen, welcher eine übermäßige Eßlust zeigte, den „Sohn des alles verschlingenden Orkus“ nannte und ausrief: „O eine dem Samen entsprechende Ernte!“

Desgleichen sollen die Eltern Enthaltung üben, wenn sie durch Fasten oder aus irgend einem Grund körperlich geschwächt, wenn sie von einer langen Reise oder schweren Arbeit ermüdet, von Ermattung befallen

Digitized by Google

sind oder, was bei Gelehrten häufig vorkommt, ihren Geist allzusehr und zu lange angestrengt haben; denn unter solchen Umständen erwächst dem Kinde leicht irgend ein Fehler, welcher Seele und Leib gleich nachteilig sein kann. Auch dulde man im Ehegemach keine Gemälde oder Karikaturen, weil deren Anblick und lebendige Vorstellung, wie überhaupt alles, was mit den Augen eingesogen und geistig lebhaft empfunden wird, nach dem Urteile der Ärzte einen auffallenden Einfluß auf die Bildung der Leibesfrucht übt. Soranus, ein Lehrer der Arzneikunst (auch der hl. Augustin führt dieses Beispiel an), erzählt uns, daß ein König auf Cypern, der eine Mißgestalt hatte, für seine Gattin im Schlafgemach schöne Gemälde anbrachte, damit ihm dieselbe nicht mißgestaltete Kinder gebäre. Besonders aber ist Unmäßigkeit im ehelichen Genusse zu meiden, die Körper und Geist gleichmäßig entkräftet und entnervt und der Entwicklung des jungen Lebens höchst nachteilig ist[1].

Nicht weniger Beachtung verdient jene Vorschrift der Ärzte und Sachkundigen, daß man nicht eine allzu junge Person heirate, weil die einer solchen Verbindung entsprossenen Kinder körperlich und geistig schwächlich bleiben, eine Erfahrung, die man ja auch bei den übrigen Geschöpfen wahrnehmen kann. In einem Land, wo es Sitte ist, die Töchter in allzu jugendlichem Alter zu verheiraten, sind die Leute erfahrungsgemäß körperlich weniger entwickelt und kräftig, die Geburten gehen schwieriger vor sich und ist häufiger Lebensgefahr damit verbunden. Das nämliche gilt auch von allzu vorgerücktem Alter der Frau; die Kinder erhalten weniger Reife und damit geringere geistige und körperliche Kräfte. Es war deshalb ein vernünftiger Grundsatz unserer Vorfahren, daß weibliche Personen nicht vor dem achtzehnten, männliche nicht vor dem sechsunddreißigsten Lebensjahr eine eheliche Verbindung eingehen sollten.

Ist die Frau in gesegneten Umständen, so trage sie Sorge, daß sie genügende Nahrung zu sich nehme, allzu herbe oder saure Speisen und schlechten Wein meide, sich eine mäßige Bewegung gönne und ebenso von einer müßigen Lebensweise wie von heftiger Aufregung und anstrengender Arbeit sich fernhalte. Die Lehrer der Vorzeit empfehlen ihnen zudem eindringlich den täglichen Besuch der heiligen Tempel und Altäre, womit ja zugleich eine mäßige und würdige Bewegung verbunden ist. Dabei sollen sie sich, soviel möglich, in stets heiterer und ungetrübter Stimmung zu erhalten suchen. Gleichwie der sorgfältig bearbeitete Boden edlere Früchte hervorbringt, so reift auch der menschliche Körper, wenn er aufmerksame Pflege findet, eine um so bessere Frucht.

[1] Praecipue autem fugienda est nimia congrediendi consuetudo, quae corpus pariter et animum laxat admodum atque enervat, qua et prohibentur generari foetus, et si generentur, deteriores ob id semper evadere solent. Quare scitum fuit illud Pythagorae responsum, qui rogatus, quando esset concumbendum: Tum, inquit, cum te ipse infirmior fieri vis. Cujus est et praeclara sententia, venerea hieme, non aestate facienda, autumno aut vere levius, omni autem tempore esse gravia et ad sanitatem minime idonea.


Digitized by Google

4. Kapitel.

Die erste Nahrung des Kindes.

Wenn das Kind ins Leben eingetreten, so beginnt für die Mutter die wichtige Sorge für dessen Ernährung. Da stellt sich nun als erste Forderung dar, daß das Kind von der Mutter an ihrer eigenen Brust und nicht von anderen, auf keinen Fall von gemeinen oder gar anrüchigen Weibsbildern ernährt werde. Denn das ist sicher, daß die Beschaffenheit der Milch auf die Entwicklung der physischen und moralischen Anlagen einen großen Einfluß ausübt. Diese Thatsache bestätigt sich übrigens nicht bloß beim Menschen, sondern auch bei den anderen lebenden Wesen. So sollen Lämmer, welche man mit Ziegenmilch ernährt, eine gröbere Wolle bekommen und umgekehrt Ziegen eine feinere, wenn sie mit Schafmilch aufgezogen werden. Man erzählt, es hätten arme Landleute teils wegen der natürlichen Unfähigkeit der Mutter, teils aus Armut das eine ihrer Kinder mit Ziegen-, das andere mit Schweinsmilch gestillt; die Folge war, daß ersteres sich späterhin mit besonderer Vorliebe in der Nähe von Hecken und belaubten Höhen, letzteres bei Kotlachen aufgehalten habe. Selbst dem Dichter Ovid scheint diese Wahrheit nicht fremd gewesen zu sein, indem er irgendwo sagt: „Nicht trinkt er die Milch einer Löwin.“[1] Und bei Virgil finden wir den Ausspruch: „Dich säugten hyrkanische Tiger.“[2] Doch was wundern wir uns über eine solche Erscheinung an Menschen und Tieren, da auch bei den Pflanzen Wachstum und Gedeihen, wie die Erfahrung zeigt, mehr durch die Beschaffenheit des Wassers und des Bodens, woraus sie ihre Nahrung ziehen, als durch die Qualität des Samens bedingt ist. Junge Bäume, die zu bester Hoffnung berechtigten, sterben gar oft ab, weil sie in schlechtes Erdreich gesetzt wurden.

Nichts ist also verkehrter, als wenn die Mutter ihr Kind gleichsam von sich stößt und seine Ernährung fremden Personen überläßt; die angeführten Beispiele aus dem Tier- und Pflanzenleben mögen ihr als Warnung dienen. Es ist eine durchaus falsche Ansicht, zu glauben, daß die Natur die Brüste dem Weibe mehr zur Schönheit und Zierde als zum Zwecke der Ernährung ihrer Kinder gegeben habe. Fort also mit jener Eitelkeit oder vielmehr Unmenschlichkeit, die man selbst bei der Wölfin und Löwin vergebens sucht, die das eigene Kind mit Geringschätzung und Widerwillen — so wenigstens macht es den Eindruck — von der Brust stößt, bloß um sich vor der Welt mit ihrer Schönheit und bleibenden Jugendfrische zu brüsten. Scharf verurteilt der hl. Gregor diese Unsitte und findet keinen andern Grund dafür, als die Unenthaltsamkeit des Fleisches. Mögen daher die Mütter nicht so hartherzig sein, ihren Kindern jene Quelle

[1] Metam. l. IX. v. 615. [2] Aen. l. IV. v. 367.

Digitized by Google

zu versagen, welche von der Natur nun einmal zu deren Ernährung gegeben ist. Diese gütige und weise Mutter hat ihr herrliches Geschenk nicht gespendet, um es mit Geringschätzung zu behandeln, und läßt es nicht ungestraft verhöhnen. Überlasse man eine solche Handlungsweise jenen Unglücklichen, welche im Bewußtsein ihrer Schande die Leibesfrucht abtreiben, indem sie ihr durch ärztliche Mittel ihr eigenes Blut und damit den zum Leben notwendigen Nahrungsstoff entziehen. Und im Grunde thut die Mutter nichts anderes, welche ihrem Kleinen die von der Natur empfangenen reichlichen und wertvollen Gaben verweigert.

Man bleibe uns fern mit der Ausflucht, daß man die Sorge für das Kind anderen übertrage. Könnte dieses selbst reden, es würde laute Klage führen über die Verblendung seiner Mutter, welche an ihm gewissermaßen zum Verräter und zum Widersacher seines Wohlergehens wird, indem sie ihm entreißt, was die Mutter Natur ihm gespendet hat. Es giebt doch gewiß für die Erziehung des Kindes nichts Zuträglicheres, für seine Erhaltung und sein Wachstum nichts Zweckmäßigeres als eben das Blut, mit dem es schon im Mutterleibe genährt worden. Denn die Substanz ist die nämliche, nur hat dieselbe durch Einwirkung der Wärme eine weiße Farbe angenommen. Eine Kohle z. B. ändert ihre Wesenheit nicht, wenn sie in glühenden Zustand versetzt wird und dadurch statt der schwarzen eine rote Farbe erhält. Ein silberner Griffel, welcher weiß ist, erleidet an seinem Stoff keine Veränderung, weil die damit geschriebenen Buchstaben schwarz anzusehen sind. Der Wein bleibt derselbe, ob er, weil frisch gekeltert, ein weißliches oder, weil längere Zeit an der Hefe gelegen, ein rötliches Ansehen hat. Wenn jene Mütter sich von Jugend auf an einen bestimmten Wein, vielleicht aus ihren eigenen Rebbergen, gewöhnt hätten und sie müßten nun plötzlich mit solchem vorlieb nehmen, der von weither eingeführt wird, so würden sie das für ihre Gesundheit nicht eben zuträglich finden. Geradeso kann dem Kinde nichts Besseres geboten werden, als der Mutter eigene Milch, weil es keinen Nährstoff giebt, welcher demjenigen, an welchen es schon im Mutterleibe gewöhnt wurde, gleichartiger und näher verwandt wäre; und darum ist sie auch am passendsten und zweckdienlichsten für seine Gesundheit und sein Wachstum. Ein evidenter Beweis für das Gesagte liegt in der auf ärztliche Erfahrung gegründeten Thatsache, daß die Selbststillung jene schädlichen Einflüsse fernehält, welche das junge Leben gefährden können.

Man darf somit den offenbaren Zwecken der Natur nicht zuwiderhandeln; wie diese in ihrer wunderbaren Fürsorge die Mutter zur Ernährung des Fötus zwingt, so läßt sie, wenn die Zeit des Gebärens bevorsteht, das Blut, welches den Körper bisher schon erhalten hat, zu den äußeren Ernährungsorganen abfließen, damit die Nahrung vor und nach der Geburt sich gleich bleibe. Zudem hat die Natur eine zweifache Nahrungsquelle geschaffen, damit bei der Geburt von Zwillingen beide gleichzeitig und hinreichend gestillt werden können. Thue man daher der

Digitized by Google

Lehrerin und Werkmeisterin Natur nicht das große Unrecht an, daß man sein Kind vernachlässigt, verschmäht und von sich stößt; sie verlangt Mütter im wahren und vollen Sinn des Wortes. Oder ist es nicht höchst unnatürlich, daß die Mutter ihrem Sprößling, den sie unter dem Herzen getragen und, bevor sie ihn jemals gesehen, mit ihrem Blute genährt hat, diese nämliche Wohlthat von dem Augenblicke an entzieht, wo derselbe das Tageslicht erblickt, wo sie ihm ins Angesicht schaut, ihm zulächelt, sein kindliches Stammeln und Flehen mit Liebkosungen erwidert? Die Folge solchen Gebahrens ist die, daß das Kind die Liebe zur Mutter, welche jedem lebenden Wesen anerschaffen ist, auf fremde Personen überträgt, daß das Kind der Mutter und die Mutter dem Kind entfremdet wird und letzteres weit mehr Anhänglichkeit an die Fremde hat, die ihm die Nahrung spendet, als an die eigene Mutter, welche sie ihm verweigert. Bei allen Geschöpfen ist jene Liebe die dauerndste und stärkste, welche aus gemeinschaftlichem Zusammenleben erwachsen ist.

Man mag sich vielleicht darüber aufhalten, daß ich über diese Materie so ausführlich geworden bin; ich meinerseits halte mich ebenso sehr über jene verweichlichte Lebensweise auf, welche mir Veranlassung gegeben hat, mehr über diesen Punkt zu sagen, als ursprünglich beabsichtigt war. Unsere Forderung wird keineswegs entkräftet durch die dagegen erhobenen Einwände. Man pflegt sich mit schwächlichem Gesundheitszustand, verdorbener oder spärlicher Milch, Gefährdung fernerer Fruchtbarkeit zu entschuldigen. Wir anerkennen alle diese Bedenken, insofern sie eine thatsächliche Grundlage haben. Dagegen möchten wir für diesen Fall den Eltern die größtmöglichste Behutsamkeit rücksichtlich der Wahl der Ammen ans Herz legen. Vorerst sollen diese, wenn immer möglich, nicht auswärts, sondern im Hause der Eltern selbst Wohnung haben. Sie dürfen nicht selbst in gesegneten Umständen sich befinden, nicht unmittelbar nach dem Gebären, sondern nach einer Zwischenzeit von mindestens zwei Monaten zur Verwendung kommen; sie sollen nicht mit irgend einer Krankheit behaftet sein. Überdies ist wünschenswert, daß sie nicht einen Knaben geboren haben, daß sie von gesunder Farbe, starkem Körperbau, weder zu schmächtig noch zu beleibt seien, daß sie noch im blühenden Alter, etwa zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren stehen[1]. Auch bedürfen sie mäßiger Bewegung, guter Nahrung und Wein; dieser soll jedoch, wie Aristoteles besonders betont, reichlich mit Wasser gemischt und auch dann nur sehr mäßig genossen werden. In letzterem Punkt herrscht bei den Leuten oft eine ganz verkehrte Meinung.

So sehr übrigens die genannten Momente zur Weiterentwicklung und zum Gedeihen des menschlichen Organismus nach allgemeiner Ansicht beitragen, so ist doch der Einfluß menschlicher Affekte, denen jedermann mehr

[1] Ne cuiquam se commisceant, ne vel abortum fecerint vel facere consuerint.


Digitized by Google

oder weniger unterworfen ist, noch weit wichtiger. Man sehe daher auf solche Ammen, welche keinen Hang zu Schwermut, Zorn oder Furchtsamkeit haben und weise mürrische, launenhafte, einfältige, alberne, trunksüchtige ab. Vor allem aber dulde man, wie gleich anfangs bemerkt worden, keine unzüchtige Ammen, weil durch solche der Keuschheit des Kindes Gefahr droht, der Kitzel der Sinnenlust geweckt wird und sich in erhöhtem Grade von der Amme auf das in Entwicklung begriffene Kind verpflanzt. Da darf es freilich nicht befremden, wenn Kinder von anerkannt tugendhaften und sittlich reinen Eltern ganz entgegengesetzte Sitten aufweisen, weil sie feilen und schamlosen Ammen in die Hände gefallen sind. Die Wirkung dieser ersten Nahrung ist eben eine so nachhaltige, daß die Quelle, aus der sie stammt, sich mit all ihren guten und schlimmen Eigenschaften auch dem zarten Gefäß, für das sie bestimmt ist, mitteilt. Man rühmt an der Mutter des hl. Bernhard ihre erlauchte Abkunft, aber mehr noch ihre hervorragende Tugend, von der sie viele herrliche Beweise und wohl den trefflichsten in der Erziehung ihrer Kinder gegeben hat. Sie verwendete große Sorgfalt auf ihren Unterricht, sowie auf eine einfache und nüchterne Lebensweise, über welchen Punkt wir uns unten des weitern aussprechen werden. Doch nicht nur das; sie glaubte sich auch von der Pflicht, ihre Kinder selbst zu stillen, nicht entbinden zu dürfen, weil sie die von uns soeben ausgesprochene Überzeugung teilte, daß mit der Muttermilch auch die Sitten der Mutter auf die Kinder sich vererben. Für ihre treffliche Kinderzucht erntete aber die tugendhafte und einsichtsvolle Mutter auch entsprechende Früchte. Ihre Söhne wurden nicht bloß Männer, ausgezeichnet durch Tugend und sittlichen Wandel, sondern sie weihten sich, was gewiß zu den Seltenheiten gehört, insgesamt dem Dienste der Kirche, in welchem sie sich durch Frömmigkeit und demutsvollen Gehorsam hervorthaten. Übrigens legte schon das heidnische Altertum auf jene Mutterpflicht einen hohen Wert, wie die nachstehende Inschrift uns belehrt, welche ich auf einem Marmor-Grabmal in der Basilika des Johann und Paul entdeckt habe und welche also lautet: „Meiner Gattin Alexandria, ausgezeichnet durch erbaulichen Lebenswandel und Keuschheit, welche zudem ihr Kind an der eigenen Brust genährt hat — Ihr dankbarer Gatte Pudens, ein Freigelassener des Augustus." Man begnügte sich also nicht mit dem Lobe der Keuschheit dieses Weibes, sondern fand es notwendig, durch obigen Beisatz noch einen besondern Vorzug desselben namhaft zu machen, welcher einer rechtschaffenen und züchtigen Hausfrau besonders wohl anstehe und überdies zum Besten der Kinder gereiche.

Das Gesagte erinnert mich an ein Vorkommnis aus unserem eigenen Familienkreise. Ich hatte einen Bruder, Namens Laurentius, der mir wegen seiner Begabung, seiner Sittenreinheit und seines überaus sanften Charakters sehr lieb war. Gerade diese nämlichen Eigenschaften zeichneten auch seine Amme aus. Doch reichte sie ihm eine verdorbene Milch, welche

Digitized by Google

auf seine Gesundheit so schädlich wirkte, daß er sein ganzes Leben hindurch von heftigen Nierenschmerzen geplagt wurde und diesen schließlich, leider allzu früh, zum Opfer fiel. Zwischen ihm und seiner Amme aber bestand, wie ich oft genug zu beobachten Gelegenheit hatte, eine so auffallende Ähnlichkeit, daß sie die nämlichen Gesichtszüge, dieselbe Bewegung der Lippen, denselben Blick und Gang zu haben schienen. Die Amme, welche mir die erste Nahrung reichte, war ein Muster von Sittsamkeit; sie wagte in Gegenwart von Mannspersonen kaum die Augen aufzuschlagen und errötete selbst, wenn sie Frauen erblickte. Noch erinnere ich mich, von meiner Mutter gehört zu haben, daß sie jedesmal eine dunkle Röte überflog, wenn sie jemanden anredete. Zudem war sie sehr wortkarg und suchte gern die Einsamkeit auf. Das Getriebe der Welt war ihr so zuwider, daß sie sich trotz der Vorwürfe ihres Gatten höchst selten außer dem Hause blicken ließ. Genau so entwickelten sich aber auch meine Charakteranlagen, wie wenn ich mit der Ammenmilch auch ihren Sinn und Geist eingesogen hätte. Meine übrigen Geschwister, welche die Mutter selbst gestillt hatte (sie that dies immer, wenn nicht Krankheit oder, was öfter der Fall war, ungenügende Nahrung es verunmöglichten), zeigten eine auffallende Übereinstimmung mit ihrem Naturell, ihren Sitten und Gebärden; auch waren sie ihr immer sehr anhänglich.

Ich führe die genannten Thatsachen einzig deswegen an, um die Mütter durch diese Erfahrungen aus dem eigenen Familienleben zu bestimmen, ihren Kindern die eigene Nahrung, welche die Natur so freigebig gespendet, nicht zu verweigern und ihnen die Überzeugung beizubringen, daß hier nicht so sehr die physischen als die moralischen Lebensbedingungen in Frage stehen. — Doch machen wir uns endlich an die Entwicklung unserer erzieherischen Grundsätze.

5. Kapitel.

Das richtige Maß in der Nahrung und Kleidung des Kindes.

Wir finden es unnötig, in den folgenden Erörterungen an die Mahnungen der Ärzte zu erinnern, daß man die Kinder vor Lebensgefahr sicher stelle, sie also z. B. von hochgelegenen und abschüssigen Stellen, wo sie leicht herabstürzen könnten, fernhalte, daß man ihnen keine Stich- und Schneidewerkzeuge überlasse, womit sie sich schädigen könnten; daß man sie überhaupt recht sorgfältig überwache, um sie so vor Leibesgefahren (Feuer, Wasser, unbändigen Pferden, bissigen Hunden u. ä.) zu schützen. Das alles, was auf Schutz und Sicherung des leiblichen Lebens Bezug hat, gehört nicht zu unserer Aufgabe, weil es nicht die Erziehung als solche betrifft. Es schadet übrigens auch nicht, vorübergehend daran zu erinnern, da die große Gleichgültigkeit mancher Eltern in dieser Beziehung genugsam bekannt ist. Von großer Bedeutung da-

Digitized by Google

gegen für Seele und Leib der Kinder ist es, daß sie von frühester Jugend auf mit allzu üppiger Nahrung verschont werden und daß sie weder zu geringe noch zu kostbare, sondern eine der Natur entsprechende Ernährung und Bekleidung erhalten. Es ist dies nicht bloß für ihre gegenwärtige, sondern auch für die künftige Lebenszeit sehr wichtig; denn die Lebensweise, an die man sie als Kinder gewöhnt, ist grundlegend für ihre Zukunft und wird im spätern Leben beharrlich beibehalten. Markus Cato sagt in seiner Schrift von der Erziehung der Kinder: „Als Knabe hatte ich nur eine und zwar sehr bescheidene Tunika, eine Toga ohne Binden[1], als Schuhwerk keine Halbstiefel und ein Pferd ohne Reitdecke. Ich badete nicht täglich und bediente mich selten der Badwanne." Ähnliches liest man auch von Cato von Utika[2]. Von Diogenes wird erzählt, daß er die Söhne des Xeniades, welche ihm zur Erziehung anvertraut waren, nur mit leichten und geringen Speisen genährt und sie gewöhnlich, das Haupt kahl geschoren, in ungeordnetem Anzuge, ohne Unterkleider und Schuhe, in seiner Begleitschaft gehabt habe[3]. Übrigens möchte ich, was der Wohlanständigkeit zuwider ist, auf keinen Fall gutheißen.

6. Kapitel.

Gewöhnung der Kinder an Kälte.

Schon frühzeitig ist die Jugend an Ertragung von Kälte zu gewöhnen. Von barbarischen Völkern erzählt man, daß sie ihre Kinder in das kalte Wasser der Flüsse tauchen, und daß sie dieselben möglichst einfach und spärlich bekleiden. In der That thut eine gewisse Abhärtung gegen Kälte der jugendlichen Gesundheit keinen Eintrag; die höhere natürliche Wärme läßt sie die Kälte mit Leichtigkeit und zu ihrem Vorteile ertragen; sehen wir doch, daß die Kinder armer Leute selbst in harter Winterszeit barfuß einhergehen und sich vielleicht mit einem einzigen, ärmlichen Kleidchen begnügen müssen. Da sie dies gewöhnt sind, setzt ihnen die Rauheit der Witterung nicht stärker zu als jenen, welche mit Schuhwerk und Kleidungsstücken aller Art überflüssig versehen sind. Ich er-

[1] Bei den Römern wurden die Schenkel zum Schutze gegen Kälte mit Binden (fasciae) umwickelt. Beinkleider, wie sie heute getragen werden, waren ihnen fremd. — Die Tunika war ein hemdartiges Unterkleid aus weißer Wolle; es wurde über der Hüfte gegürtet, reichte bis zu den Knieen und war ärmellos. Das Oberkleid bildete die Toga, ein Überwurf, bestehend aus einem über den Leib und die Schenkel herabfallenden weißwollenen Tuch, dessen untere Ecken so abgerundet waren, daß das Ganze eine ellyptische Form erhielt. Die Toga wurde zunächst über die Brust und linke Schulter geschlagen, dann über den Rücken und unter dem rechten Arme durchgezogen und der Endzipfel nochmals über die linke Schulter zurückgeworfen; der linke Arm war also zum Teil von ihr bedeckt, während der rechte ganz frei blieb. Krieg, Grundriß der röm. Altertümer. Freiburg 1882, 2. Aufl., S. 271 f.

[2] Plutarch. Cato Min. c. 6.

[3] Diogen. Laert. l. VI. c. 5. n. 5.

Digitized by Google

innere mich hier eines Erlebnisses aus meiner Jugendzeit, da ich mich noch auf dem Lande aufhielt. Ich begegnete da einst zufällig einem Landmanne, welcher Vieh vor sich hertrieb. Da derselbe trotz schärfster Winterkälte keine Schuhe trug und auch sonst sehr notdürftig gekleidet war, so fühlte ich Mitleid mit seiner Armut und fragte ihn, wie er diese schneidende Kälte in seinem Anzug auszuhalten vermöge, während ich, in Kleider förmlich eingehüllt, ihr kaum zu trotzen im stande sei. Da stellte er an mich die seltsame Frage: „Würdest du auch frieren, mein Kind, wenn du deinen sämtlichen Vorrat an Kleidungsstücken angezogen hättest?“ Als ich es verneinte, so antwortete er: „Du brauchst dich also auch nicht zu verwundern, daß mich gar nicht friert; denn ich trage stets meine sämtlichen Kleider, die ich besitze.“ Es war dies nicht nur eine witzige, sondern auch eine weise Antwort; der ungebildete Bauersmann machte mir dadurch begreiflich, wie groß die Macht der Gewohnheit in Befriedigung selbst der notwendigen leiblichen Bedürfnisse sei.

7. Kapitel.

Über das richtige Maß in Nahrung und Ruhe.

Einen gewissen Grad von Kälte vermag die Jugend zu ertragen, nicht aber den Hunger. Durch diesen wird nämlich dem Körper, der in ständigem Wachstum begriffen ist, die nötige Kraft entzogen. Das Gleiche gilt auch vom Schlaf. Indes muß auch hier die richtige Mitte beobachtet werden. Darüber sind Ärzte und Philosophen einig. Markus Varro sagt in seiner Schrift über die Erziehung der Kinder, man habe die Erfahrung gemacht, daß Knaben, denen allzu reichlicher Genuß von Speise und Trank gestattet werde, geistig weniger geweckt und regsam seien; selbst das Gedeihen und die Entwicklung des Körpers werde beeinträchtigt.

8. Kapitel.

Enthaltung vom Genusse des Weines.

Der Wein muß, weil allzu hitzig, den Kindern vorenthalten werden. So hielt es Diogenes mit seinen Schülern, den Söhnen des Xeniades. Auch Plato warnt davor und sagt, man dürfe nicht Feuer zu Feuer gießen; Seneka teilt die nämliche Ansicht. Die Ärzte stellen es als Grundsatz auf, daß den Kindern bis zum neunten Jahre kein Wein verabreicht werde. Könnten wir uns nicht auf so berühmte Autoritäten berufen, so hätten wir diese Forderung niemals aufzustellen gewagt, um nicht bei gewissen verwöhnten Leuten unserer Zeit, welche die Sorge für den Leib über die der Seele stellen, Anstoß zu erregen. Es herrscht nun einmal bei vielen die ganz verkehrte Meinung, daß der Wein bei geregeltem Genuß zur Stärkung und Kräftigung der Gesundheit viel beitrage. Da-

Digitized by Google

her gewöhnen viele Eltern ihre Kinder, während sie noch mit Milch genährt werden, an Wein, in der Meinung, dieser wirke kräftiger und stärkender auf die Nerven als Milchspeise, indes er thatsächlich auf Geist und Körper mehr schädlich einwirkt. Denn das an sich schon hitzige Naturell der Jugend wird auf diese Weise noch gesteigert und disponiert dieselbe zum Jähzorn, vor welcher Leidenschaft dieses zarte Alter ganz vorzüglich auf der Hut sein muß. Diese Rücksicht wird auch Plato bestimmt haben, den Weingenuß bei der Jugend zu verpönen. Auch die Heilige Schrift belehrt uns, reichlicher Genuß von Wein sei eine Bitterkeit für die Seele, verursache Aufregung und Zorn und führe viele ins Verderben[1]. Der Wein schwächt aber auch die Geisteskräfte und ertötet sie alsgemach; selbst der Vernunft setzt er arg zu und stumpft sie nach und nach ab. Wenn daher jener Schwindler aus Kreta, der sich als platonischer Philosoph aufspielte, die Leute zu tüchtigem Zechen aufforderte und ihnen vorlog, es sei Platons Grundsatz, daß Weingenuß bis zum Übermaß das beste Mittel zur Weckung des Geistes und zur Hebung der sittlichen Kraft sei, so wissen wir, was von solchem Geschwätz zu halten ist.

Aber auch dem Körper bringt der Wein gar oft schwere Krankheiten. Darum sagt der Weise des Alten Bundes: „Siehe den Wein nicht an, wenn er mit goldener Farbe im Glase schimmert; er gleitet zwar lieblich hinab, aber am Ende wird er beißen wie eine Schlange und wie eine Natter Gift ausspritzen.“[2] Wer sich jedoch infolge verfeinerter Lebensweise oder weil die Kinder jene von uns bezeichnete Altersgrenze bereits überschritten haben, nicht entschließen kann, ihnen den Wein zu versagen, der soll ihn zum wenigsten nur in verdünnter Form verabreichen, so daß das Wasser den Hauptbestandteil bildet. Auch Aristoteles stellt diese Forderung und giebt als Grund das Zurückhalten des allzu starken Atems an, welcher, indem er ungestüm auf- und niedersteigt, die Blutadern anschwellen macht und die Gänge, durch welche die Respiration sich vollzieht, einengt[3]. In mäßiger Weise genossen, wirkt der Wein allerdings belebend auf den Geist und trägt zur Gesundheit bei. „Gleichwie Leben,“ belehrt uns die Heilige Schrift, „ist für den Menschen mäßiger Genuß des Weines. Gesundheit für Seele und Leib ist ein mäßiger Trunk.“[4] Und der hl. Paulus schreibt an Timotheus: „Trinke nicht mehr bloß Wasser, sondern gebrauche ein wenig Wein wegen deines Magens und deines öftern Übelbefindens.“[5]

---

[1] Sir. 31, 38. 39. [2] Sprichw. 23, 31. 32.

[3] „Propter comprimendum multum eorum spiritum, qui sursum ferri ac rursum tumefaciendo porosque, quibus respiratio fit coarctando, descendere consuevit.“

[4] Sir. 31, 32. 37. [5] Tim. 5, 23.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Das Weinen der Kinder. Bewegung, Beschäftigung und Spiele derselben.

Das Schreien der Kinder soll man nicht unterdrücken und zurückdrängen. Nach gemeiner Ansicht trägt es zum Wachstum bei und ist gewissermaßen eine Kraftübung. Damit dem Wachstum kein Hindernis in den Weg trete, soll das Kind bis zu seinem fünften Jahre mit Arbeit verschont bleiben, da es in diesem Alter ohnedies noch für keinen Unterricht fähig ist. Eine mäßige Körperbewegung dagegen ist ratsam und schützt vor Trägheit. Am zweckmäßigsten sind wohl die Spiele, sofern sie weder mit zu geringer noch zu großer körperlicher Anstrengung verbunden sind und nichts Unanständiges dabei vorkommt.

10. Kapitel.

Über die Unterhaltung der Kinder mit unanständigen und albernen Märchen und über die Benennung mit unschicklichen Namen.

Man hüte sich überdies, den Kindern unschickliche und einfältige Geschichten zu erzählen, vor welcher Unart schon Plato die Ammen gewarnt hat. Gleichwie durch die leibliche Pflege der Körper, so erhält durch Gespräche die Seele des Menschen ihre Bildung. Noch häufiger ist, namentlich bei den Müttern, die Unsitte, die Namen der Kinder zu verstümmeln, um ihnen auf diese Weise ihre Zärtlichkeit auszudrücken. Diese oft recht abgeschmackten Koseformen, welche die schönsten Namen durch Verkürzung entstellen, ja oft total unkenntlich machen, bleiben den Betreffenden, wie ich häufig genug zu beobachten Gelegenheit hatte, oft fürs ganze Leben. Da zudem ein anständiger Name viel zur Ehre und Würde der Person beiträgt, so möchte ich die Eltern dringend warnen, ihren Kindern unschickliche, fremdklingende, neumodische Namen zu geben, noch viel weniger, was aber leider häufig der Fall ist, solche von heidnischen Gottheiten, weil letzteres leicht den Schein erweckt, als ob man damit eine Verachtung der Religion beabsichtige. Andererseits läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Tüchtigkeit der Person ihrem Namen mehr Glanz verleiht als umgekehrt ein berühmter Name dem Träger desselben. So sind beispielsweise Cicero, Brutus, Naso, Maro an sich keineswegs ansprechende Namensbezeichnungen [1], und doch würde sichs jeder zur Ehre anrechnen, sie zu tragen, wegen der hervorragenden Stellung der-

[1] Cicero, eigentlich „Erbse"; der Name soll daher stammen, daß ein Ahne des berühmten Redners eine erbsenähnliche Warze an der Nasenspitze gehabt habe. — Brutus, eigentlich „Dummkopf". Lucius Junius, der nachmalige erste Konsul der römischen Republik, stellte sich blödsinnig, um sein Leben vor seinem Oheim, dem grausamen König Tarquinius Superbus zu schützen. Daher blieb seiner Familie der Beiname Brutus.

Digitized by Google

jenigen, die sich so genannt haben. Obwohl der Name Antoninus das Diminutivum von Antonius ist, so hat er wegen der Vortrefflichkeit jener Fürsten, welche sich denselben zuerst beilegten, gleichwohl eine solche Berühmtheit erlangt, daß alle ihre Nachfolger, wohl um sich dadurch mehr Ansehen und Würde zu verschaffen, mit Vorliebe Antoninus statt Antonius sich nennen ließen. Dagegen würde sich jedermann den Namen Nero verbitten, obschon er in der Sprache der Sabiner einen mutigen und thatkräftigen Mann bezeichnet; denn so ansprechend der Name an und für sich ist, so abstoßend klingt er infolge der verruchten Thaten des Imperators, welcher ihn geführt hat.

11. Kapitel.

Über das Verderben der kindlichen Phantasie durch Gespenster und Schreckgestalten.

Desgleichen erschrecke man die Kinder nicht durch Schauermärchen von allerlei Geisterspuk, welcher, von irgend einer überspannten weiblichen Phantasie ersonnen, in thörichtem Wahne gewöhnlich im Ernst genommen wird und das kindliche Gemüt in eine grundlose Angst versetzt, von der sich oft sogar das reifere Alter nicht loszumachen vermag. Man erzähle ihnen also nichts von sogen. Hexen [1], welche einem erst in jüngster Zeit aufgekommenen Volksglauben gemäß in Gestalt von Katzen oder von Nachtvögeln unmündige Kinder ums Leben bringen. Man sage ihnen nichts von einem menschenverschlingenden Orkus, vom Silanus, der im Giebel der Häuser wohnt, nichts von Demogorgos, vom Schalk, von Rachegöttinnen, vom Morpheus, der, wie die Frauen phantasieren, nächtlicherweile in Menschengestalt aus dem Bettgestell hervorkomme und den Kleinen nachstelle. Ovid stellt letztern als Diener des Schlafes dar, der an Gestalt, Gang, Gesicht und Stimme dem Menschen ähnlich sei [2]. Mir selbst ist es noch lebhaft in Erinnerung, welch große Angst dergleichen Dinge mir einflößten, und wie ich noch in den reiferen Jahren alle Mühe hatte, die Gespensterfurcht, welche sich in frühester Jugend meiner bemächtigt, loszuwerden. Als ich mich später mit der Lektüre der Dichter beschäftigte, so gereichte es mir zu ebenso großer Überraschung als Erheiterung, wahrzunehmen, daß die altklassischen Namen in jenen einfältigen Altweibermärchen, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sich forterhalten haben.

---

[1] „Striges a stridendo sic appellatas." Strix (= die Kreischende) ist die römische Bezeichnung für die Nachteule, die nach dem Glauben der Alten (Ovid, Plinius) den kleinen Kindern das Blut aussog. Da Vegius diesen Wahn als einen neu aufgekommenen (recens opinio vulgi) bezeichnet, so liegt die Vermutung nahe, daß er unter diesem Aberglauben das Hexenwesen versteht, welches im 15. Jahrhundert so ziemlich allgemein wurde. Vgl. Köhler S. 55 A.

[2] Metam. l. XI. v. 635.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Die Kinder sollen zur Gottesverehrung angeleitet und von der Gewohnheit des Schwörens und Lügens ferngehalten werden.

Das Erste und Höchste, wozu das Kind angehalten werden soll, ist die Gottesverehrung. Es muß ihm zur Gewohnheit werden, die Religion stets hochzuachten und von Gott nie ungeziemend, sondern mit aller Ehrerbietung zu sprechen, niemals auf seinen Namen zu schwören. Letzteres verleitet, wenn es zur Gewohnheit geworden, gar leicht zum Meineid, somit zur höchsten Stufe der Verachtung desjenigen, bei welchem man schwört. Giebt es aber etwas Ruchloseres und Verwerflicheres als die Verachtung Gottes? Ebenso unnachsichtlich aber bekämpfe man im Kinde den Hang zur Lüge; nichts ist unwürdiger eines freien Menschen als dieses Laster, welches schon von Solon, einem der sieben Weisen Griechenlands, verpönt wurde. Es entwürdigt jedes Alter, bei Kindern ist es aber zugleich von den bedenklichsten Folgen begleitet. Haben sie sich einmal an das Lügen gewöhnt, so sind sie jeder Schlechtigkeit fähig und schrecken selbst vor der schwärzesten und verruchtesten That nicht zurück.

13. Kapitel.

Enthaltung von unreinen Reden und von schlechter Gesellschaft.

Man habe acht, daß die Kinder keine unzüchtige Reden, keine ungeziemende und unanständige Geschichten zu hören bekommen. Wenn ihnen dergleichen Dinge wiederholt zu Ohren kommen, so werden sie allgemach daran gewöhnt und schämen sich, wenn sie einmal herangewachsen sind, auch nicht, zu schlechten Thaten fortzuschreiten. Darum ist auch große Vorsicht notwendig, daß sie sich nicht mit ihren Altersgenossen und Kameraden in Spiele und vertraute Gespräche einlassen oder sonst in irgend einer Weise mit ihnen verkehren, es sei denn, daß diese durchaus wohlgesittet und von ihren Eltern gut erzogen sind. Aufs strengste aber untersage man ihnen den Umgang mit der Dienerschaft, damit sie nichts Unzüchtiges vernehmen (die Unlauterkeit ist dieser Klasse von Leuten eigentümlich) und nichts Gemeines sich aneignen; denn solche Unsitten setzen sich im Kinde dermaßen fest, daß sie ihm bis ins Alter wie Pech ankleben und sich nie mehr ganz austilgen lassen[1]. Man knüpfe oft absichtlich, nicht bloß wenn der Zufall dazu Veranlassung giebt, Gespräche an, welche der Jugend Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Liebe zur Wissen-

---

[1] Cf. Horat. Epist. lib. I. n. 2. v. 69:
Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu.
1 Kor. 15, 33: Nolite seduci: corrumpunt mores bonos colloquia mala.

Digitized by Google

schaft und vor allem Gottesfurcht ans Herz legen und ihr so gleichsam als geistige Nahrung dienen. Es wirkt nämlich ungemein schädlich auf sie, wenn die Gespräche, welche sie vernimmt, gerade dazu angethan sind, ihr Ekel und Widerwillen gegen Tugend und Wissenschaft beizubringen. An das, womit wir uns schon in jungen Jahren mit Lust und Liebe beschäftigt haben, denken wir auch später noch mit Freuden zurück; was uns dagegen als Kinder schon widerwärtig war, vor dem können wir auch im Alter eine gewisse Abneigung nicht überwinden.

14. Kapitel.

Achtung fremden Eigentums. Vermeidung öffentlicher Versammlungsorte und Schauspiele.

Es genügt aber nicht, die Zunge des Knaben im Zaume zu halten; auch seine Hände müssen überwacht werden, damit sie enthaltsam, rein, unbefleckt bleiben und nicht der Gewohnheit verfallen, sich an fremdem Gut, und wäre es auch noch so unbedeutend, heimlich oder öffentlich zu vergreifen. Hat dieses gefährliche Laster beim Menschen einmal Boden gewonnen, so schrickt er bald vor größeren Veruntreuungen nicht mehr zurück. Mit allem Ernst ist den Kindern ferner das Würfelspiel, auch in seiner unschuldigsten Form, zu verbieten. Die Erfahrung lehrt, daß viele, welche demselben leidenschaftlich ergeben waren, ihr Leben als Diebe und Räuber geschlossen haben. Ebensowenig führe man die Kinder in öffentliche Bäder. Wir könnten uns die alten Römer zum Vorbilde nehmen, welche in diesem Punkte außerordentlich gewissenhaft waren. Es galt bei ihnen als höchst ungeziemend, daß der Vater mit seinem erwachsenen Sohne oder der Schwiegervater mit seinem Eidam dasselbe Bad gebrauche[1]; ja sie hatten vor der Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft kaum geringere Ehrfurcht als vor ihren Göttern und meinten, es verstoße nicht minder gegen die gute Sitte, unter Angehörigen sich unbekleidet sehen zu lassen, als wenn dies an irgend einer geweihten Stätte geschähe. Der Besuch von Schenkstuben oder sonst übel beleumdeten Häusern, von Versammlungsorten der Mäkler und Wucherer ist nicht zu dulden. Die Kinder dürfen auch keine unanständigen Gemälde zu Gesicht bekommen; denn wie die unzüchtige Rede durch das Ohr, so beflecken unzüchtige Bilder durch das Auge die empfängliche Phantasie der Jugend. Daran erinnert uns jener Jüngling bei Terenz[2], in welchem der Anblick einer obscönen Darstellung Jupiters die Sinnlichkeit heftig aufregte. Sie dürfen nicht Schauspielen beiwohnen, welche sehr verlockende Reizmittel nicht nur zur sinnlichen Lust, sondern zur Verwilderung überhaupt sind. Sie

[1] Plutarch. Cato Maj. c. 20.

[2] Terent. Eunuch. act. III. sc. 6: Ego homuncio hoc non fecerim!

Digitized by Google

dürfen endlich nicht mit den niedersten Volksschichten in Berührung kommen, weil sie in solchen Kreisen nur Vorbilder von Charakterlosigkeit, Wankelmut, Genußsucht und Habgier finden.

15. Kapitel.

Die Erziehung der Knaben zur Sittlichkeit. Umgang mit älteren gebildeten Männern.

Man führe dagegen die Knaben in Gesellschaften, wo Sittlichkeit und Religion in Ehren stehen, wo von Unschuld, Bescheidenheit, Redlichkeit gesprochen wird. Man halte sie an, wie Diogenes die Söhne des Xeniades, im Hause Dienste zu verrichten, beim Essen sich nicht vor den anderen zu Tische zu setzen, schweigsam und nur auf sich achtend ihres Weges zu gehen, die Begegnenden, wie Demetrius von Phaleron [1] vorschreibt, ehrfurchtsvoll zu grüßen, keine saure und trübselige Miene zu zeigen, sondern, wie Isokrates den Demonikus ermahnt, stets munter, lebhaft und heiter zu sein, damit man sich nicht den Schein gebe, als ob man den Mitmenschen geringschätze; sich gegen jedermann freundlich zu benehmen, nur mit rechtschaffenen Leuten Umgang zu haben, spaßhafte Dinge nicht ernst zu nehmen und ernste nicht ins Lächerliche zu ziehen, auf Reinlichkeit zu halten, endlich die Schamhaftigkeit, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Bescheidenheit zu pflegen, welche Tugenden, wie Isokrates sagt, den Inbegriff eines sittlich guten Jugendlebens bilden.

Man halte die Kinder an, freundlich zu grüßen, Grüße freundlich zu erwidern, gegen Gäste beim Kommen und Gehen höflich zu sein, niemanden zu schelten, auf niemanden zu zürnen, jedermann freundlich und höflich anzureden und noch freundlicher und höflicher zu antworten, andern gern nachzugeben, nie hartnäckig auf seiner Meinung zu beharren, wenig und nur, wenn die Umstände es verlangen, zu sprechen, in die Gespräche anderer sich unaufgefordert nicht einzumischen; wenn man sie ruft, augenblicklich Folge zu leisten, jedermann nach Stand und Alter zu ehren; Niedrigergestellte und Dürftige niemals zu verachten, andere höflich anzureden, willig anzuhören, sich gegen seinesgleichen bescheiden und gefällig, gegen ältere ehrerbietig zu erweisen, ihre Ermahnungen nicht widerwillig oder gar trotzig entgegenzunehmen, vor ihnen aufzustehen, ihnen aus dem Wege zu weichen, Haupt und Knie zu beugen; in Gang, Miene und der ganzen Körperhaltung möglichste Bescheidenheit an den Tag zu legen; überhaupt alle Regeln des Anstandes, wie wir selbe in den drei letzten Büchern noch genauer darlegen werden, aufs pünktlichste zu beobachten. Der Anstand und die Liebenswürdigkeit des Benehmens besitzen das Eigentümliche, daß sie sich selbst empfehlen und der Liebe und Zuneigung jedermanns zum voraus sicher sind.

---

[1] Ein berühmter Philosoph und Staatsmann zu Athen (345—283 v. Chr.).

Digitized by Google

Sodann leite man die Knaben an, daß sie erfahrenen und gebildeten Männern Hochachtung zollen und an ihrem Umgang und Gespräch Gefallen finden. Es ist für junge Leute immer ein bedeutsames Zeichen künftiger Tüchtigkeit, wenn sie gern mit Personen verkehren, welche zu ihrer Veredlung und Fortbildung beizutragen befähigt sind. Ebendarum weise man sie an solche Männer, deren Ermahnungen und Beispiel ihnen ein beständiger Sporn zum Guten sind. Dies wird sie vor manchem Fehltritt bewahren, und wenn sie wirklich gefehlt haben, so werden sie sich leichter wieder auf bessere Wege bringen lassen. Wie man eine Verunstaltung des Gesichtes durch den Spiegel besser gewahr wird und sie beseitigen kann, so gelangt der Knabe durch die Mahnungen älterer Personen eher zur Einsicht seiner Fehler und folglich auch zu deren Besserung. Es ist zudem das zuverlässigste Kennzeichen einer guten Gemütsanlage — und ist nicht bloß der Jugend, sondern jedem Alter zu empfehlen —, wenn Ermahnungen und Tadel nicht mit Widerwillen aufgenommen werden. Schlimm steht es dagegen mit solchen, welche keinen Tadel vertragen; indem sie sich in ihrer Unwissenheit gefallen und sich für tadellos halten, werden sie dafür einst um so bitterer zu büßen haben.

16. Kapitel.

Über das richtige Maß im Strafen.

Damit das Kind nicht allzusehr eingeschüchtert wird, darf in Drohungen und Verweisen wie in Körperstrafen das richtige Maß nicht überschritten werden. Leider sind gar viele Eltern in dem Irrtum befangen, daß Drohungen und Schläge das Hauptbeförderungsmittel einer guten Erziehung seien. Und doch wird dadurch kaum etwas anderes erreicht, als daß man den Kindern eine Furcht einjagt, von der sie sich selbst in vorgerückterem Alter nicht loszumachen vermögen; ja nicht selten ziehen solche Strafen körperliche Schäden nach sich, zumal wenn es die Mutter ist, welche in der ersten Aufwallung ihres Zornes blindlings darauf losschlägt. Es ist das sicherlich auch ein schlecht gewähltes Mittel, dem Kinde Ruhe und Besonnenheit beizubringen, wenn es die Erfahrung macht, daß sie uns selbst am meisten abgeht. Ein römischer Ritter, Namens Anxo, soll seinen Sohn durch Geißelhiebe getötet haben. Die That erbitterte das gesammte Volk dermaßen, daß ihn die Familienväter und ihre Söhne auf dem Forum mit den Griffeln durchstochen haben würden, wenn nicht das hohe Ansehen des Cäsar Augustus ihn mit genauer Not aus ihren Händen gerettet hätte. Der Rechtslehrer Julianus[1] erzählt uns von einem Schuster, er habe seinem Lehrjungen, einem frei-

[1] Salvius Julianus, einer der angesehensten römischen Juristen unter Kaiser Hadrian und seinen Nachfolgern.


Digitized by Google

gebornen Bürgerssohn, weil derselbe eine Arbeit nicht genau nach der Vorschrift des Meisters verrichtet hatte, ein Auge ausgestochen und gleichzeitig mit dem Leisten auf dessen Nacken losgeschlagen. Solche Beispiele seien für die Eltern eine Warnung, daß sie bei der Zurechtweisung ihrer Kinder vorsichtig zu Werke gehen. Eine so grausame Behandlung paßte eher für Sklaven als für freigeborene Menschen[1]. Daraus läßt sich auch erklären, daß Personen, welche in genannter Weise mit Droh- und Scheltworten überschüttet und mit Schlägen mißhandelt werden, eine sklavische Gesinnung erhalten, ganz niedergeschlagen und kleinmütig werden, so daß sie, der Verzweiflung anheimfallend, sich selbst zur Qual sind und jede edlere Regung, deren sie noch fähig wären, in ihnen erstickt wird. Da sie keinen Schritt ohne Furcht und Zittern thun dürfen, so geht ihnen jene Thatkraft verloren, die dem edlen und freien Manne eigen ist. Die Wirkung erweist sich für Körper und Geist gleich nachteilig: im Leibe bilden sich höchst schädliche Säfte; die Glieder schrumpfen bei dem gänzlichen Mangel an Thätigkeit zusammen und werden schwindsüchtig. Allzu große Härte wirkt somit auf die Kinder ähnlich wie anhaltende Trockenheit auf junge Bäume.

Einen Beleg für das Gesagte liefern uns übrigens auch die anderen Geschöpfe. Man hütet sich, bei jungen Pferden Schläge, Sporen und Stachel in Anwendung zu bringen; werden doch selbst ältere Tiere, die an den Zaum gewöhnt sind, durch allzu häufige Schläge launenhaft und störrisch und scheuen beim geringsten Anlaß, währenddem sie sich bei schonender Behandlung viel lenksamer zeigen. Das nämliche beobachten wir beim Ochsen; er sträubt sich gegen das Joch, wenn er allzusehr mit dem Stachel geplagt wird. Desgleichen macht man bei Hunden die Wahrnehmung, daß sie tauglicher werden, wenn sie der Waidmann durch Liebkosungen sich anhänglich macht und ihnen eine gewisse Freiheit gestattet, als wenn er ihre Dressur nur mittelst Drohungen und Schlägen erzwingen will. Anders freilich verhält es sich beim Esel, der von Art langsam, träg und schwerfällig ist und etwas von einer Sklavennatur an sich hat. Da wäre allerdings Streicheln und Liebkosen schlecht angebracht und es muß zu Stock und Prügel gegriffen werden, wenn er uns willfährig zu Diensten stehen soll. Schon die Heilige Schrift macht auf diese gegenseitige Verwandtschaft der Naturanlagen aufmerksam. „Futter und Stock und Bürde", sagt sie, „gebühren dem Esel; Brot und Zucht und Arbeit dem Sklaven." Und gleich darauf: „Joch und Zügel beugen den harten Nacken und stete Arbeit

[1] Vegius scheint hier (vgl. auch unten S. 58 mit Note 1) der Meinung zu huldigen, daß der Unfreie von Natur mindern Rechtes sei als der Freigeborene, eine durchaus unchristliche und daher verwerfliche Anschauung. Solchen Überresten heidnischer Barbarei begegnet man übrigens noch bis ins 16. Jahrhundert, so in einem Briefe des Bernardo Tasso (Vater des Torquato) an seine Gemahlin Porzia de' Rossi.


Digitized by Google

einen Knecht. Dem böswilligen Sklaven aber gebühren Folter und Fußschellen.“[1] So wendet man auch bei zarten Zweigen keine eiserne Instrumente an, während Dorngestrüpp mit Sichel und Spaten gelichtet werden muß. Hartes Gestein wird durch Feuer gesprengt, weiches Wachs aber löst sich auf. Wie viel mehr soll bei dem Werke der Erziehung schonende Milde herrschen?

Es ist das freilich nicht so gemeint, daß man allen jugendlichen Gelüsten die Zügel schießen lasse. Ich kenne nur zu gut die biegsame Natur dieses Alters, die so leicht auf Irrwege zu leiten ist und stets mehr Hang zum Bösen als zum Guten zeigt; allein ich bin der Meinung, daß eine Zucht, die sich in den Schranken der Mäßigung bewegt, das Kind leichter und mit besserem Erfolg vom Bösen ablenkt und ihm Liebe zur Tugend einpflanzt. Allerdings setzt diese Behandlung einen bedeutenden Grad von Klugheit und ein nach festen Grundsätzen verfahrendes Urteil voraus. Man lobe dann und wann gute Handlungen des Kindes, übersehe mitunter kleinere Fehltritte, weise in schonender Art zurecht und suche zwischen Lob und Beschämung, Auszeichnung und Tadel die richtige Mitte zu treffen. Je nach Umständen zeige man den vollen Ernst oder liebreichen Humor, erfreue das Kind bisweilen mit einem kleinen Geschenk, einem ganz vorzüglichen Mittel, um dasselbe auf der Bahn des Guten zu erhalten. Männer, welche durch Kunst und Wissenschaft geglänzt und sich dadurch einen berühmten Namen erworben haben, erhebe man mit den höchsten Lobsprüchen, rede dagegen mit Abscheu von solchen, welche die Geschichte als Frevler und Bösewichte brandmarkt. Man erzähle den Knaben, wie diesen Schande und Strafe, jenen dagegen Ehre und Belohnung zu teil geworden; das Beispiel der einen wird sie vom Laster abschrecken, dasjenige der anderen zur Tugend anspornen. Von Vorteil wird es ferner sein, wenn auch den Altersgenossen des Zöglings je nach Verhalten Lob oder Tadel gespendet wird; das Lob treibt seinen Wetteifer zu erneuter Thätigkeit an, der Tadel hält ihn vor Fehltritten zurück. Auch die Auszeichnungen, welche sich andere durch ihre Verdienste erworben haben, sind der Jugend vor Augen zu stellen; denn es ist kaum etwas geeigneter, ihren Eifer anzuregen und ihren Nachahmungstrieb zu stacheln, als gerade die Wahrnehmung ehrender Anerkennung und Auszeichnung fremden Verdienstes[2]. Andererseits soll sie aber auch die traurigen Folgen, welche ein schlechtes Leben mit sich bringt, kennen lernen (die Spartaner benutzten als abschreckendes Beispiel bei ihren Mahlzeiten betrunkene Sklaven), nicht etwa, um sich an fremdem Unglück, das ja immer bedauernswert ist, zu ergötzen, sondern weil es eines der wirksamsten Mittel

---

[1] Sir. 33, 25. 27. 28.

[2] Cf. Ovid. Trist. l. V. 12, 37:

Denique non parvas animo dat gloria vires
Et fecunda facit pectora laudis amor.

Digitized by Google

ist, von schlechtem Lebenswandel abzuschrecken, wenn man sich von dessen schmählichen Folgen mit eigenen Augen überzeugen kann. Aus dem gleichen Grund mag es auch zweckmäßig sein, den Knaben bisweilen zu gestatten, den Hinrichtungen von Wegelagerern, Meuchelmördern und dergleichen Missethätern beizuwohnen [1].

Man suche überdies fremden Personen, die großes Ansehen besitzen, Veranlassung zu geben, daß sie die Kinder zum Guten anhalten und ihnen, wenn sie ob Fehltritten betroffen werden, ernstliche Verweise erteilen. Die Ermahnungen von seiten fremder Personen haben oft größern Einfluß auf Veredlung der Sitten und Besserung der Fehler, als diejenigen der Angehörigen. Darum sei es auch Kameraden und Dienern nicht verwehrt, den Sohn wegen böser Reden oder Handlungen gelegentlich zurechtzuweisen. Wie sehr dies der hl. Monika, der Mutter Augustins, deren treffliche Erziehung uns zu diesem Buche Veranlassung gegeben hat, zu statten kam, werden wir unten zu zeigen Gelegenheit haben [2]. Vor allem aber sollen, wie wir gleich Eingangs unseres Werkes erinnerten, die Eltern selbst von jeder Makel frei sein, so daß das Kind an ihnen weder etwas Schlechtes wahrnehmen noch nachahmen kann.

17. Kapitel.

Die Heilige Schrift über körperliche Strafen.

Man möchte uns einwenden, daß wir die körperlichen Züchtigungen verwerfen, währenddem doch sowohl heidnische Schriftsteller, wie z. B. Chrysippus [3], als auch die Bibel ihre Notwendigkeit betonen. Wir lassen anderen in dieser Sache gern ihre Ansicht gelten; man übersehe aber nicht, daß die meinige sich auf ebenso achtungswerte Autoritäten aus der Vorzeit stützt. Doch hören wir zunächst, was die Heilige Schrift darüber sagt. „Wer seinen Sohn liebt, der halte ihn stets unter der Zucht der Rute, damit dieser bei seinem Ende sich dessen erfreue und nicht an den Thüren der Nachbarn anklopfen müsse.“ [4] „Ein ungezäumtes Pferd ist unlenksam, und ein Sohn ohne Zucht wird frech. Verzärtle deinen Sohn, und du wirst ihn fürchten müssen; tändle mit ihm, und er wird dich betrüben. Scherze nicht mit ihm, damit du nicht weinest und zuletzt deine Zähne knirschen. Gieb ihm keine Gewalt in der Jugend und lasse nicht außer acht seine Gesinnungen. Beuge in jungen Jahren seinen Nacken und schlage seine

---

[1] Ein Abschreckungsmittel, das von der neuern Pädagogik mit Recht als durchaus unpädagogisch und verderblich verworfen wird.

[2] Siehe B. III, Kap. 14.

[3] Ein Philosoph aus der stoischen Schule, geb. 290 v. Chr. zu Soli in Cilicien.

[4] Sir. 30, 1.


Digitized by Google

Seiten, da er noch ein Kind ist, damit er nicht unbeugsam werde und dir nicht mehr gehorche; denn das würde dich in der Seele schmerzen."[1] Diesen Stellen können wir noch folgende beifügen: „Wer die Rute spart, hasset seinen Sohn."[2] „Rute und Züchtigung verschaffen Weisheit; das Kind hingegen, das seinem Willen überlassen ist, macht Schande seiner Mutter."[3] Wer wagte wohl diese und manche andere so treffliche und ehrwürdige Aussprüche zu verwerfen? Da uns aber einmal die Heilige Schrift beschäftigt, so wollen wir noch eine andere Autorität vernehmen, die uns von nicht geringerem Gewichte ist. Der hl. Paulus schreibt im Briefe an die Epheser also: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern erziehet sie in der Lehre und in der Zucht des Herrn."[4] Und im Briefe an die Kolosser: „Ihr Väter, erzürnet eure Kinder nicht, auf daß sie nicht kleinmütig werden."[5]

Die Eltern werden somit im einzelnen Fall unterscheiden müssen, ob das Kind von Natur mehr Hang zum Guten oder zum Bösen zeigt. Wenn ein Knabe von edler Gemütsanlage ist, so daß er sich aus eigenem Antriebe zur Tugend und Wissenschaft hingezogen fühlt; wenn er sittsam, gegen die Vorgesetzten gehorsam, gegen seinesgleichen verträglich, arbeitsliebend, gegen das Lob nicht gleichgültig ist, dabei aber gleichwohl mitunter einen Fehltritt begeht und sich eines Vergehens schuldig macht — keinem Alter und keiner menschlichen Weisheit ist ja die Unfehlbarkeit beschieden —, so möchte ich denn doch an denjenigen, welcher der absoluten Notwendigkeit körperlicher Züchtigungen das Wort redet, die Frage stellen, ob man in wörtlicher Anwendung jener alttestamentlichen Vorschriften gegen einen so gearteten jungen Menschen Drohungen und Schläge anwenden und beim geringsten Fehltritt gleich mit Rute und Geißel bei der Hand sein soll, oder ob nicht vielmehr zu befürchten stehe, daß das Kind durch ein solches Vorgehen kleinmütig werde, wie der hl. Paulus in der oben angeführten Stelle andeutet? Ich glaube denn doch, daß in diesem Fall durch gelassene Zurechtweisung, unter Umständen auch durch Nachsehen geringerer Vergehen, kurz durch die von mir schon bezeichneten Besserungsmittel der Erziehung besser gedient sei. Ist dagegen der Zögling von so schlimmer Naturanlage, daß alle gütlichen Mittel nichts verfangen, so müssen wir — wie peinlich die Sache uns auch berührt — der Forderung der alttestamentlichen Schriftsteller Folge leisten. Es will uns zwar scheinen, daß dieselben zunächst nur für die jüdische Nation bestimmt gewesen sei, welche eben, wie wir aus dem Munde der höchsten Wahrheit selbst wissen, gar harten Nackens[6] war und daher der Schläge, ja der Prügel bedurfte.

---

[1] Sir. V. 8—12. [2] Sprichw. 13, 24. [3] Ebend. 29, 15.
[4] Ephes. 6, 4. [5] Koloss. 3, 21. [6] Vgl. Matth. 19, 8; Mark. 10, 5.

Digitized by Google

Oft treffen wir Kinder, die sozusagen ein Herz von Stein besitzen und welche um so halsstarriger werden, je mehr Vorwürfe und Schläge sie bekommen. Auch hier können wir Körperstrafen nicht empfehlen. Wer übrigens diese unsere Ansicht nicht zu teilen vermag, der beherzige wenigstens das Wort des Dichters Terenz: „Alles mit Maß!“ [1] Und wer mich fragt, auf welche Weise denn solchen Menschen beizukommen und wie sie am besten auf bessere Wege zu bringen seien, dem muß ich gestehen, daß es zu den größten Schwierigkeiten gehört, die menschliche Naturanlage gleichsam umzuschaffen und den durch Geburt vererbten ungeordneten Trieben eine entgegengesetzte Richtung zu geben. Doch darf dabei auch nicht vergessen werden, daß keine Gewohnheit so tief eingewurzelt ist, daß sich dieselbe, wenn nicht von Grund aus, so doch einigermaßen bessern ließe, wenn anders die Hand des Erziehers in kluger und erfahrener Weise ins Mittel tritt [2].

Es ist bekannt, daß selbst Tiere durch Anwendung gewisser Kunstgriffe gezähmt werden können. Der Hund, der von Natur sehr gefräßig ist, kann so gewöhnt werden, daß er den vor ihm liegenden Bissen ohne Geheiß nicht anzugreifen wagt; ja bei sorgfältiger Dressur bringt man noch viel Auffälligeres mit ihm zustande. Um von dem Bären und Affen, die wir gleichfalls ganz sonderbare Kunststücke verrichten sehen, zu schweigen, sei nur noch an den Elefanten erinnert. Wer würde es glaublich finden, wenn nicht die Erfahrung es bestätigte, daß es der menschlichen Erfindungsgabe und Klugheit gelungen ist, diese Tiere zu zähmen und unters Joch zu spannen? Und welches Tier läßt sich an hohem Mut und Körperkraft mit dem Löwen vergleichen? Und dennoch bringt es der erfahrene Tierbändiger fertig, denselben in Schrecken zu versetzen, nicht zwar durch Drohungen oder Anwendung irgend eines gewaltthätigen Mittels — das wäre ein Ding der Unmöglichkeit —, sondern einfach dadurch, daß er auf ein vor seinen Augen absichtlich dazu bereit gehaltenes Hündchen losschlägt. Gerade darin zeigt sich die Geschicklichkeit des menschlichen Geistes, daß er da, wo er den Naturtrieb nicht zu vernichten imstande ist, ihn wenigstens zu mildern und in gewisse Schranken zu weisen versteht. Es sei dies auch für Eltern, die etwa ungeratene Söhne haben, ein Fingerzeig, daß sie bei ihren Besserungsversuchen mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke gehen. Die von uns gegebenen Vorschriften dürften diesfalls den richtigen Weg vorzeichnen. Wir wollen noch beifügen, daß die Eltern solcher Söhne in ähnlicher Weise verfahren mögen, wie die oben erwähnten Löwenbändiger, indem sie nämlich die ganze Wucht ihres Zornes, ihrer Drohungen und Schläge die Sklaven

---

[1] Terent. Andr. act. I, sc. 1, v. 34:
Id arbitror apprime in vita esse utile, ut *ne quid nimis*.

[2] Horat. Epist. l. I. n. 1. v. 39:
Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae patientem commodet aurem.

Digitized by Google

entgelten lassen[1], denen ja solche Züchtigungen gewissermaßen zur zweiten Natur geworden. Durch diesen wohlberechneten Kunstgriff wird ihnen gleich den Löwen ein heilsamer Schrecken beigebracht werden.

18. Kapitel.

Über die Verschiedenheit der geistigen Anlagen und deren richtige Beurteilung.

Von höchster Wichtigkeit ist es, Temperament und individuelle geistige Anlage des Kindes kennen und unterscheiden zu lernen, wozu es aber eines hohen Grades von Einsicht und Urteilskraft bedarf. Um die Sitten zu veredeln, muß man in ähnlicher Weise verfahren, wie die Ärzte bei der Heilung von Körpergebrechen; es sind nämlich jeweils die der betreffenden Seelenkrankheit entgegenwirkenden Heilmittel in Anwendung zu bringen. Unser Leib besteht aus vier Elementen, deren jedem eine ihm eigentümliche Kraft innewohnt: dem Feuer die Hitze, dem Wasser die Kälte, der Luft die Feuchtigkeit, der Erde die Trockenheit. Je nachdem nun das eine oder andere Element im Körper vorherrscht und in reichlicherem Maße als die übrigen vertreten ist, desto mehr wird es auch dem Körper die nämliche Eigentümlichkeit und Individualität einprägen, eine Erscheinung, die man übrigens bei allen lebenden Wesen wahrnimmt und die an einzelnen Orten und Gegenden ganz unverkennbar hervortritt. Wir finden somit, wo das Element des Feuers vorwaltet, das *hitzige*, beim Wasser das *schlaffe*, bei der Luft das *heitere*, bei der Erde das *traurige* Temperament[2].

Es ist somit der individuellen Naturanlage des Knaben in sorgfältigster Weise Rechnung zu tragen. Die einen berechtigen durch ihr ganzes Benehmen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft, legen aber daneben eine nur zu große Schüchternheit und Zurückhaltung an den Tag; andere machen sich durch unerschrockenes, durch keckes oder freches Benehmen kenntlich. Der eine ist redselig und geschwätzig, der andere heftet seine Augen auf den Boden und antwortet kaum, wenn er dazu aufgefordert wird; der eine ist aufgeblasen und prahlt gern, ein anderer hält nur auf wahren Ruhm und wahre Ehre; ein dritter ist nachlässig und durchaus gleichgültig gegen Lob und Tadel. Die einen sind leicht-

[1] Daß dies vom pädagogischen Standpunkte aus absolut verwerflich ist, bedarf heutzutage keines Beweises.

[2] Nach jetziger Benennung das *cholerische*, *phlegmatische*, *sanguinische*, *melancholische*. Die von Vegius entwickelte Ansicht über den Grund der Temperamentsunterschiede herrschte seit den ältesten Zeiten bis ins vorige Jahrhundert, seitdem man die Temperamente statt aus den Säften mehr aus den festen Körperteilen, besonders den Nerven und Muskeln und sodann aus der ganzen Leibeskonstitution überhaupt herleitete. Die neuere Psychologie lehrt, daß die Temperamentsunterschiede ihren nächsten Grund in seelischen Eigentümlichkeiten, und erst in zweiter Reihe im leiblichen Organismus (Beschaffenheit der Nerven, Muskeln und des Blutes) haben. Vgl. *Hagemann*, Psychologie. Freiburg i. B., 3. Aufl., S. 172.

Digitized by Google

sinnig, unbeständig, flatterhaft, andere thatkräftig und ausdauernd. Die einen lassen sich von älteren Personen nur ungern befehlen, während andere selbst jüngeren willig Gehorsam leisten. Diesem ist keine Arbeit zu viel bei Tag und Nacht, jener kann stundenlang in gedankenloser Unthätigkeit dahinbrüten. Diese gehen mit allem, was in ihrem Besitze ist, sehr verschwenderisch um; jene — die traurigste Klasse von Menschen — schweben stets in tausend Ängsten, sie möchten der Armut verfallen, von der sie aber keinen Begriff haben. Bei dem einen bemerkt man Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, während andere keinen Sinn dafür haben. Einige sind mit einer einfachen, mäßigen Lebensweise zufrieden, andere, und zwar die Mehrzahl, lieben reichliche Mahlzeiten. Die einen sind von sanfter, friedfertiger Gemütsart, die anderen jähzornig; die einen haben ihre Freude an einem friedlichen, ruhigen und einträchtigen Leben, die anderen an Zank und Streit. — So vielgestaltig und so grundverschieden ist Gemüt und Wille des Menschen geartet.

Nach dem Gesagten leuchtet von selbst ein, daß das Verfahren bei der Erziehung ein verschiedenes sein muß je nach der Gemütsart des Zöglings. Der unverschämte und freche Junge z. B. erfordert eine andere Behandlung als der schüchterne, dessen Antlitz sich bei dem geringsten Vergehen mit Schamröte bedeckt. Während man den letztern durch Belobung, zuweilen auch durch ein kleines Geschenk aufmuntern und ihm mit beifälliger und freundlicher Miene begegnen muß, darf dem erstern weder in Miene noch in Worten besondere Freundlichkeit erzeigt werden, wohl aber sind hier Vorwürfe, eine finstere Stirne und drohende Blicke am Platz. Bei jenem ist der Mutlosigkeit und Erschlaffung, die sich selbst aufgiebt, bei diesem dem Eigendünkel und Übermut, der Zügellosigkeit und dem übertriebenen Selbstgefühl entgegenzuwirken. Ein ganz vorzügliches Mittel gegen allzu große Furchtsamkeit und Schüchternheit ist das Lob. Während jedoch edle und gutgeartete Gemüter durch dasselbe gehoben werden und Vertrauen gewinnen, bläht es übermütige und zügellose nur noch mehr auf und überhebt sie gleich einem von starken Regengüssen angeschwollenen Fluß. Das Lob ist somit, wie für den einen ein verderbliches Gift, so für den andern eine heilsame Arznei, wie es ja bekanntlich auch unter den Kräutern solche giebt, die je nach der Art des Übels, für welches sie zur Anwendung kommen, eine nützliche oder schädliche Wirkung haben. In diesem Sinne belehrte Gregor von Nazianz einige Bischöfe über die Zurechtweisung ihrer Untergebenen. „Für die einen", sagt er, „ist das Lob, für andere der Tadel von Nutzen, insofern von beiden zur rechten Zeit und am rechten Platze Gebrauch gemacht wird; andernfalls aber haben beide nur nachteilige Folgen." Den einen bessert ein aufmunterndes Wort, den andern ein Verweis; den einen eine öffentliche Rüge, den andern eine private Warnung. Manche nämlich, auf welche geheime Warnungen wenig Eindruck machen, erröten, wenn man sie öffentlich zurechtweist; andere werden bei öffentlichem Tadel nur

Digitized by Google

noch ausgelassener, während ein unter vier Augen erteilter Verweis seine Wirkung nicht verfehlt. Bei einzelnen ist es ratsam, ihre Handlungen einer genauen Kontrolle zu unterwerfen, zumal bei solchen, welche ein gewisses Geschick verraten, ihre eigenen Fehler zu verdecken, und dabei hochfahrend auf andere herabsehen. Anderen dagegen darf das eine und andere nachgesehen, diesem und jenem Mißtritt in Wort oder That keine weitere Folge gegeben werden. Unter Umständen mag es auch gut sein, den einen unsern Unwillen fühlen zu lassen, ohne daß wir erzürnt sind, den andern mit Gleichgültigkeit zu behandeln, obwohl er uns nicht gleichgültig ist, den dritten scheinbar aufzugeben, obwohl es im Ernste nicht geschieht — ganz, wie es die individuelle Charakteranlage erfordert.

Es ist pädagogischer Grundsatz, daß jeder Fehler zu seiner Besserung eines ihm entgegenwirkenden Heilmittels bedarf. Im einzelnen mag in dieser Hinsicht noch an folgendes erinnert werden. Man verbiete schwatzhaften Knaben den Besuch von stark frequentierten Orten und größeren Gesellschaften, schweigsamen dagegen die allzu strenge Einsamkeit. Fröhlichen begegne man mit einem gewissen Ernst, Ernsten mehr mit heiterer Miene. Leichtsinnigen und Flatterhaften gestatte man nicht, sich nach ihrem Belieben zu beschäftigen, gesetzten und beharrlichen Charakteren sei dies nicht verwehrt. Thätigen und Arbeitsamen ist Ruhe und Erholung in reichlicherem Maße zu gönnen, Arbeitsscheue und Träge sind mehr zur Arbeit und Beschäftigung anzuhalten. Habsüchtigen gestatte man nicht, eine reiche Sparbüchse anzulegen. Verschwendern entziehe man die Gelegenheiten, das Geld ihrer Eltern nutzlos auszugeben. Genußsüchtige ziehe man nie zu reichbesetzter Tafel und üppigen Mahlzeiten; bei Mäßigen und Nüchternen ist dies nicht durchaus unstatthaft. Dienstgefälligen, Friedfertigen und Sanftmütigen gewähre man mit freigebiger Hand, was Nahrung, Kleidung und gesellschaftlicher Umgang verlangen; gegen Unzufriedene, Zank- und Zornsüchtige dagegen darf man sich in diesem Punkte weder zu willfährig noch zu freigebig zeigen. Auch halte man von letzteren mit möglichster Sorgfalt alles fern, was ihren Zorn zu erregen und zu nähren geeignet ist. Ihr reizbares Temperament, das bei dem geringsten Anlaß aufbraust, ruft bei ihnen, wie bei den Frauen, eine raschere und heftigere Gemütserregung hervor, wenn sie auch das reichlich vorhandene feuchte Element bald wieder zu einer ruhigern Stimmung gelangen läßt. Um so heftiger und nachhaltiger wirkt dagegen infolge des erstarkten Körpers und der zur völligen Entwicklung gelangten Lebenswärme der Zorn bei dem gereiften Manne. Man darf daher den Knaben auch nicht zu ausgesuchte und zu reichliche Nahrung verabreichen, denn diese führt zu einer ungesunden leiblichen und geistigen Konstitution. Vor allem aber ist die Enthaltung vom Weingenuß geboten, weil der Wein kraft seiner hitzigen Natur ein besonderes Reizmittel des Zornes ist. Daß dies schon von Plato sowie von den Ärzten als Forderung aufgestellt wurde, ist oben bereits bemerkt worden.

Digitized by Google

19. Kapitel.

Über die allzu große Nachsicht und Milde in der Erziehung.

Diese Vorschriften werden also die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder beobachten. Sie werden dieselben in weiser Berücksichtigung der Charaktereigentümlichkeit des einzelnen Kindes liebreich und freundlich behandeln. Dabei müssen wir sie jedoch an jene schon erwähnte Mahnung der Heiligen Schrift [1] erinnern, daß man mit den Kleinen nicht allzu zärtlich umgehe, nicht mit ihnen tändle, lache oder weine, ihrem Eigenwillen nicht freien Spielraum lasse, und dies am allerwenigsten bei den Mädchen, auf welche eine solche Behandlungsweise besonders nachteiligen Einfluß hat. Die Heilige Schrift spricht sich noch anderswo [2] über diesen Punkt aus und sagt, daß man bei aller nötigen Fürsorge für das leibliche Wohl der Kinder doch in der Zärtlichkeit zu ihnen nicht zu weit gehen dürfe.

Das Betragen mancher Mütter, die aus Unverstand und Mangel an Erfahrung in der Erziehung zu nachsichtig sind und eine blinde Liebe zu ihren Kindern an den Tag legen, pflanzt geradezu sittliche Fäulnis und Ausgelassenheit. Wenn noch eine Spur von Tugend, ein Schatten von edler Gesinnung beim Kinde bemerkbar ist oder noch ein Funke männlicher Kraft ihm innewohnt, so wird die thörichte Sentimentalität der Mutter diese Vorzüge vollends verwischen und zu nichte machen, indem sie sich ganz ihren Launen anbequemt, mit ihnen sich freut oder trauert, lacht oder weint, ihre Thränen trocknet und mit Küssen und Herzen nicht satt werden kann. Die Söhne fordern, und die Eltern gewähren; die Söhne zeigen sich widersetzlich, und die Eltern geben nach; die Söhne beklagen sich über Beleidigungen ihrer Gespielen, über die Strafen ihrer Lehrer, und die Mütter nehmen für sie Partei; sie fühlen gleichsam sich selbst in ihren Kindern beleidigt und stellen sich ganz auf ihre Seite. Die Kinder mögen verlangen, was sie wollen, keine Bitte wird ihnen abgeschlagen. Giebt es eine größere Thorheit, giebt es etwas Unbegreiflicheres als eine solche Willfährigkeit und Nachsicht in der Erziehung, deren sich hauptsächlich die Mütter schuldig machen? Ein besseres Mittel ließe sich kaum ersinnen, um die Jugend dem sichern Verderben entgegenzuführen. Auf solche Mütter finden vor allem die oben angeführten Aussprüche der Heiligen Schrift ihre vollste Anwendung. Ihnen könnte man das Beispiel einer Cornelia, der Mutter der Gracchen [3], oder der Barbarin Eurydice aus Hierapolis entgegenstellen,

---

[1] Vgl. Sir. 30, 9 ff. [2] Ebend. 7, 26.

[3] Cornelia, die Tochter des Scipio Afrikanus, galt als das Muster einer edlen Römerin, da sie ganz ihrer Familie lebte und in ihren Kindern das größte Kleinod sah. Als sie einst von einer Freundin nach ihrem Schmucke gefragt wurde, deutete sie auf ihre beiden Söhne und sprach: „Das sind meine einzigen und meine größten Schätze." Als diese heranwuchsen, feuerte sie dieselben mit den Worten an: „Man

Digitized by Google

zweier Frauen, welche ihren Kindern eine ebenso ausgezeichnete sittliche als wissenschaftliche Bildung gaben. Würden unsere Mütter ihrem Beispiele folgen, so müßten sie von ihrer Erziehung nicht jene üblen Früchte ernten, wie sie ihnen die Heilige Schrift vor Augen hält. Sie würden es nicht erleben, daß ihre Söhne bettelnd an die Thüre des Nachbars klopfen; sie müßten sich nicht vor ihren eigenen Kindern fürchten, nicht über sie weinen und sich ihrer schämen, nicht namenlose Schmach und Schande an ihnen erleben. Wenn ich daher die Wahl zu treffen hätte, so würde ich mich ohne Bedenken lieber für körperliche Züchtigungen im Sinne jener alttestamentlichen Autoren entscheiden, als die Kinder durch Verhätschelung und sträfliche Nachgiebigkeit ihrem Eigenwillen und ihrer Willkür überlassen. Ja, ich glaube sogar, daß jene Schriftsteller hierin von der nämlichen Ansicht ausgingen, und daß sie die von mir vertretenen Grundsätze durchaus billigen und als die richtigen anerkennen würden, vorausgesetzt, daß auch die übrigen von uns aufgestellten pädagogischen Forderungen dabei gebührende Berücksichtigung fänden.

Die richtige Erziehung verlangt also von den Eltern Takt und Besonnenheit. Es ist gleich ungereimt, die Söhne einem Lasttiere ähnlich mit Schlägen zu mißhandeln oder sie wie ein Schoßhündchen, das man zu seinem Vergnügen hält, durch widerliche und abgeschmackte Liebkosungen zu verwöhnen. Die Eltern sollen eben die richtige Mittelstraße einhalten und, je nachdem Zeit und Umstände es verlangen, bald Milde, bald Strenge walten lassen. Auf diese Weise werden sie folgsame Kinder erhalten, die ihnen das ganze Leben hindurch Trost und Freude bereiten. Wenn sie dagegen jede Laune des Kindes befriedigen, so dürfen sie sich später nicht wundern, wenn der Herr Sohn, nachdem er sich bereits an ein üppiges und ungebundenes Leben gewöhnt hat, der Trägheit und schlaffen Unthätigkeit verfällt, sich mit jeder Art von Lastern befleckt, gegen die eigenen Eltern auflehnt und, um mit der Heiligen Schrift zu sprechen, einem unbändigen Pferde gleich, immer eigenwilliger und unbotmäßiger sich geberdet.

Wir möchten den Eltern diesfalls ans Herz legen, was der hl. Chrysostomus in seinem Kommentar zum ersten Briefe Pauli an Timotheus schreibt[1]: „Höret dies, ihr Väter, und erziehet eure Söhne in der Zucht des Herrn mit der größten Sorgfalt. Denn die Jugend ist gewöhnlich ungestüm; sie bedarf Erzieher, Lehrer, Hofmeister, Begleiter, Beschützer, und nur bei sorgfältiger Wachsamkeit ist es möglich, sie in Schranken zu halten. Die Jugend hat Ähnlichkeit mit einem ungezähmten Pferde, mit einem wilden Tier. Je mehr wir uns daher bemühen, den

---

nennt mich die Tochter des Scipio, warum nennt man mich nicht die Mutter der Gracchen?" Das zündete bei den feurigen, von den besten Lehrern unterrichteten Jünglingen und spornte sie frühe an, sich auszuzeichnen. Rolfus, Leitfaden der allgem. Weltgeschichte. Freiburg i. B., 3. Aufl., S. 182.

[1] Homil. 9.


Digitized by Google

Knaben gleich von Anfang und vom frühesten Alter an eine möglichst gute Erziehung zu geben, um so weniger Mühe werden sie uns später verursachen; die beständige Übung des Guten wirkt mehr als Gesetz und Vorschrift. Niemals dürfen wir zu einem unerlaubten Vergnügen unsere Zustimmung geben, noch um ihrer Jugend willen schwächliche Nachgiebigkeit zeigen. Vor allem aber hüte man ihre Keuschheit und Nüchternheit." „Es soll den Söhnen", fährt der hl. Chrysostomus fort, „eine solche Achtung vor der guten Sitte und dem vorzüglichen Wert der Keuschheit eingepflanzt werden, daß sie sich dadurch sowohl Gottes als der Menschen Wohlgefallen erwerben. Sie müssen den Nahrungstrieb beherrschen lernen, sich überflüssigen Aufwandes und verschwenderischer Pracht in den häuslichen Einrichtungen entschlagen, ihr Eigentum gut zu verwalten verstehen. Sie seien ehrfurchtsvoll und unterwürfig gegen die Eltern und lernen ihnen pünktlich gehorchen. So wird ihre Zukunft zum größten Glücke der Eltern, zur Ehre für Gott und zum Heile der Mitmenschen gereichen. Es ist ein herrliches Verdienst, die uns von Gott geschenkten Kinder in seinem Dienste zu erziehen und sie von den Tagen der Kindheit an ihm zu weihen. Haben die Eltern zu einer solchen Erziehung den Grund gelegt, so wartet ihrer der herrlichste Lohn; haben sie es aber unterlassen, so wird auch die schwerste Strafe nicht ausbleiben. Heli, der um seiner Söhne willen zu Grunde ging, sei uns ein warnendes Beispiel. Statt dieselben ernstlich zurechtzuweisen, zeigte er sich schwach gegen sie, und indem er es nicht über sich brachte, ihre Fehltritte zu ahnden, stürzte er sich samt ihnen ins Verderben."

Das sind die Grundsätze, welche sich die Eltern zur Richtschnur des Handelns machen sollen. Mögen sie nicht vergessen, daß der verderbliche Einfluß jenes Verzärtelns und Verwöhnens sich nicht bloß in der zarten Jugend, sondern selbst beim gereiften Manne noch geltend macht. Sehen wir das ja am besten an mächtigen, reichen und hochgestellten Männern, welche in der Regel um so anmaßender und übermütiger werden, je mehr die Gunst des Glückes sie über ihre Mitmenschen erhebt. Sie fangen an, Leute niedern Standes zu verachten, ihnen vornehm den Rücken zu kehren, ja sie wie einen Ekel erregenden Gegenstand auf jede mögliche Weise zu fliehen. Da ihnen niemand entgegenzutreten, nicht einmal einen Finger gegen sie aufzuheben sich getraut, dagegen jedermann sie rühmt und erhebt, so kommt es mit ihnen bald so weit, daß sie sich einbilden, ihnen sei alles zu reden und zu thun erlaubt; so arg wirkt die Pest der Schmeichelei. Trefflich hat dies Markus Cato im Eingang einer Rede ausgesprochen, die er im Senat für die Rhodier hielt: „Ich weiß wohl," sagt er, „daß die Mehrzahl der Menschen, wenn das Glück ihnen hold ist, durch dasselbe übermütig werden; daß Stolz und Rücksichtslosigkeit in erhöhtem Maße sich ihrer bemächtigt." [1] Den näm-

[1] Gell. Noct. Attic. l. VII. c. 3.

Digitized by Google

lichen Gedanken drückt ein Dichter sinnig und witzig in folgendem Tetrastichon aus[1]:

„‚Wenn du, mein Freund, zu Reichtum und Macht urplötzlich gelangtest,
Sage, was würdest du thun?‘ fragte mich Priskus schon oft.
‚Glaubst du, Priskus, man sehe sein künftiges Thuen im voraus?
Würdest zum Löwen du, Freund, sage, wie würdest du sein?‘“

20. Kapitel.

Die hl. Monika als Vorbild der Eltern in der Kinderzucht.

Möchten also die Eltern ihre Kinder nach diesen heiligen und heilsamen Ermahnungen erziehen und sie insbesondere vor Verweichlichung und Verwöhnung bewahren. Mögen sie sich jene unzähligen Beispiele, die sich uns sozusagen bei jedem Schritt aufdrängen, zu Herzen nehmen, jene Beispiele, die uns lehren, daß eine allzu weichliche und lockere Kinderzucht stets zum Verderben der Kinder ausgeschlagen hat, eine strenge und gottesfürchtige dagegen sie zu Ruhm und Ehre führt. Wir wollen hier den Eltern das Bild jener Mutter Augustins, welcher diese Schrift ihre Entstehung verdankt, nochmals vor die Seele führen und sie an die Grundsätze erinnern, nach welchen die Mutter sowohl selbst erzogen als auch ihrerseits bei der Erziehung des eigenen Sohnes geleitet wurde[2]. Abgesehen davon, daß ihre Mutter alle Sorgfalt auf die Erziehung Monika's verwendete, stand diese noch unter der besondern Obhut einer bejahrten Dienerin des Hauses, die mit großer Klugheit einen heiligmäßigen Lebenswandel verband. Diese hielt sich in Behandlung ihrer Pflegbefohlenen ebenso fern von harten Züchtigungen als von übel angebrachten Schmeicheleien und ging mit großer Besonnenheit, Mäßigung und Gewissenhaftigkeit zu Werke. Die Folge war, daß Monika, wie bereits oben ausgeführt wurde, sich jene vortrefflichen, reinen Sitten aneignete, welche sie thatsächlich das ganze Leben hindurch zu ihrem eigenen großen Ruhm und zu allgemeiner Bewunderung bewahrt hat. Und da sie selbst eine so treffliche Erziehung genossen, so verstand sie es wohl auch, ihren eigenen Sohn nach den nämlichen Grundsätzen zu bilden, ohne sich dabei weder zu großer Strenge, noch zu großer Milde schuldig zu machen. Zwar zeigte sich Augustin schon von den Jugendjahren an der wahren Frömmigkeit abgeneigt und schimpflichen Leidenschaften ergeben, woran das Beispiel seines Vaters und die schlechte Gesellschaft seiner Kameraden die Schuld trug. Die fromme Mutter dagegen that ihr Möglichstes, um ihm die Keuschheit und die Wahrheit des Christentums ans Herz zu legen, und war unermüdlich in ihren Ermahnungen. Als Beweis dafür diene folgender Zug aus ihrem Leben, den wir bei diesem Anlasse nicht unerwähnt lassen wollen.

[1] Martial. lib. XII. epigr. 93. [2] Confess. l. IX. c. 8.

Digitized by Google

Der Vater Augustins hatte einst im Bade (nebenbei bemerkt eine neue Warnung für die Eltern, ihre Kinder nicht dahin mitzuführen) die Wahrnehmung gemacht, daß sein Sohn das mannbare Alter erreicht habe, und da er ein großes Verlangen trug, sich bald einmal von Enkelkindern umgeben zu sehen, so teilte er seine Hoffnung voll Freude der Gattin mit. Diese jedoch, in deren Herz der Herr seinen Tempel aufgerichtet und Wohnung genommen hatte, geriet ob der Nachricht in größte Bestürzung, und wenn auch ihr Sohn noch nicht gläubig geworden, so fürchtete sie, er möchte auf neue Abwege geraten, und beschwor ihn im geheimen unter tiefster Bekümmernis, daß er sich nicht der Unlauterkeit in die Arme werfe und vor allem nicht die Gattin eines andern zum Treubruch verleite [1]. Solch weise und gewissenhafte Ermahnungen gab diese Mutter ihrem Sohn. Und damit noch nicht zufrieden, suchte sie auch durch andere Personen, welche sie für geeignet hielt, in gutem Sinn auf ihn einzuwirken, ihn über seinen Irrtum aufzuklären und davon abzubringen. So wandte sie sich an einen frommen und gelehrten Bischof mit der Bitte, er möchte sich ihres Sohnes annehmen, mit ihm in nähere Beziehung treten und ihn von seinen Irrtümern zu überzeugen suchen. Da jedoch Augustin damals gerade unter dem Einfluß der manichäischen Häresie stand und für Belehrung schwer zugänglich schien, so fand es der Bischof geraten, ihre Bitte für dermalen auszuschlagen und vertröstete sie einstweilen mit dem Rat, für ihren Sohn zu beten in der Hoffnung, derselbe werde durch Studium von selbst zur Erkenntnis der Nichtigkeit und Gottlosigkeit jener Irrlehre gelangen, wie ihm dies schon in ähnlichen Fällen begegnet sei. Als sie sich aber bei diesem Bescheide nicht beruhigen wollte und unter reichlichen Thränen nur noch heftiger in ihn drang, da wurde der Bischof fast unwillig und sprach: „Gehe nur! Denn so wahr du lebst, es ist unmöglich, daß der Sohn dieser deiner Thränen zu Grunde gehe.“ Diese Worte kamen ihr wie eine Stimme vom Himmel vor, und sie hat später ihrem Sohne, wie uns dieser selbst berichtet [2], oft davon erzählt.

Eine solche Mutter verdient es gewiß, daß die Eltern ihre ausgezeichnete Klugheit und Milde, ihre Sorgfalt und fromme Kümmernis in der Kindererziehung sich zum Muster nehmen und nicht vergessen, daß Monika ihre Erziehungspflicht nicht bloß gegenüber dem Knaben, sondern auch gegenüber dem herangewachsenen Jüngling getreulich erfüllte. Es gilt dies aber nicht bloß von den Lebensregeln und frommen Mahnungen, die Monika ihrem Sohne erteilte, sondern ebenso von jenen, welche sie ihrerseits von ihrer Erzieherin empfangen hatte.

---

[1] Confess. l. II. c. 3. [2] Ibid. l. III. c. 12.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Über den Unterricht der Kinder.

1. Kapitel.

Mahnung an die Eltern, ihren Kindern eine tüchtige Bildung zu verschaffen.

Nachdem wir im bisherigen von der sittlichen Erziehung gehandelt, kommen wir nunmehr auf die wissenschaftliche Bildung der Jugend zu sprechen. Es ist die Aufgabe der Eltern, auch nach dieser Seite hin ihre Pflicht zu erfüllen und dem Unterrichte der Kinder ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn sie um der Kinder willen so sehr darauf bedacht sind, ihre Güter zu vermehren und den Kindern ein reiches Erbteil zu hinterlassen, wie viel mehr müssen sie dann bestrebt sein, ihnen die viel würdigeren und kostbareren Schätze der Kunst und Wissenschaft zu verschaffen? Diese sind zuverlässig, dauerhaft, beständig, jene eitel, vergänglich, wandelbar; diese bereiten das ganze Leben hindurch Freude und Trost; sie sind, wie schon Aristoteles sich ausgedrückt haben soll, eine Zierde im Glück, eine Zuflucht im Unglück. Jene dagegen stechen wie Dornen; sie sind eine Plage und bringen gar oft die bittersten Sorgen mit sich; gehen sie ihrem bisherigen Besitzer verloren, so lassen sie nichts als Hohn und Verachtung zurück. Während diese ferner mächtig zur Tugend anspornen, sind jene, wie Posidonius[1] sagt, die Ursache und das Reizmittel zu jeglichem Laster. Die Wissenschaft vermag kein Dieb, kein Feind uns zu entreißen, keine Feuers- und Sturmesgewalt kann sie vernichten; die irdischen Schätze aber sind bald die Beute habgieriger Menschen oder räuberischer Einfälle, bald das Opfer eines kriegerischen Überfalls, des unersättlichen Meeres und des noch unersättlichern Schlundes der Wucherer.

Als einst Seneka, der Lehrer Neros, der vielen und reichen Geschenke Erwähnung that, die er vom Kaiser empfangen hatte, gab dieser die zwar erheuchelte, aber deswegen nicht minder zutreffende Antwort: „Du

[1] Ein stoischer Philosoph, von seinem Aufenthalte zu Rhodus gewöhnlich der Rhodier genannt, geb. 135 v. Chr., Verfasser zahlreicher Schriften teils philosophischen, teils geographisch-historischen Inhalts.

Digitized by Google

hast mich durch weise Grundsätze, durch deine Erfahrung, deine Lehren während meines Knaben- und Jünglingsalters geleitet; und diese deine Verdienste um mich werden, so lange ich lebe, ihren Wert nicht verlieren; meine Geschenke dagegen, Gärten, Geldbesitz, Landgüter, sind ganz vom Zufall abhängig."[1] Eine ebenso treffliche Äußerung wird auch vom Philosophen Stilpo aus Megara erzählt. Derselbe verlor bei der Eroberung und gänzlichen Zerstörung seiner Vaterstadt durch Demetrius seine Gattin und Kinder. Als ihn hierauf jemand fragte, ob er irgend welchen Schaden erlitten habe, erwiderte er: „Durchaus nicht; denn die Tugend kann uns kein Krieg entreißen."[2] Ähnlich lautet der bekannte Ausspruch des Bias aus Priene, der nach der Zerstörung seiner Vaterstadt mit leeren Händen davonzog und auf die Frage, warum er nicht wenigstens etwas von seiner Habe mit fortnehme, zur Antwort gab: „Ich trage all meine Habe bei mir."[3] Er verstand darunter seine Weisheit und Wissenschaft.

Dies erinnert mich zugleich an einen andern merkwürdigen Vorfall, welcher dem Aristipp, einem Philosophen aus der Schule des Sokrates[4], begegnete. Derselbe hatte nämlich Schiffbruch gelitten und war durch die Gewalt des Sturmes an die Küste von Rhodus verschlagen worden. Als er nun hier einige geometrische Figuren gezeichnet fand, soll er voll Freude seine Begleiter aufgefordert haben, guten Mutes zu sein, da er Spuren von Menschen entdeckt habe. Vertrauensvoll eilte er sofort nach der Stadt und lenkte seine Schritte in das Gymnasium, wo er in vortrefflicher Weise seine philosophischen Grundsätze entwickelte. Die Rhodier aber ehrten ihn dafür mit so reichlichen Geschenken, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Begleiter mit allem Nötigen hinlänglich wieder versehen konnte. Als nun diese in die Heimat zurückzukehren sich anschickten und ihn fragten, was er zu Hause auszurichten habe, antwortete Aristipp: „Saget meinen Mitbürgern, sie sollen den Kindern solche Schätze erwerben und solches Reisegeld bereit halten, welches, wenn sie Schiffbruch leiden, mit ihnen ins Meer hinausschwimmt." In der That eine eines Philosophen würdige Sprache! Möchten sie nur die Eltern nach Verdienst würdigen und ihr Handeln darnach einrichten. Von dem nämlichen Weisen ist uns noch ein anderes witziges Wort überliefert. Man fragte ihn einst, worin sich ein Weiser von einem Thoren unterscheide. „Schicke beide, sprach er, unbekleidet zu fremden Leuten und du wirst es erfahren."[5]

---

[1] Tacit. Annal. l. XIV. c. 53—55.

[2] Diog. Laert. l. II. c. 12. n. 4. — Stilpo (um 400 v. Chr.) war einer der berühmtesten Schüler des Eukleides, des Stifters der megarischen Philosophenschule.

[3] Cic. Paradox. I. 8 — Bias ist einer der sieben Weisen Griechenlands.

[4] Stifter der nach seiner Heimat Cyrene benannten Schule, geb 404 v. Chr.

[5] Diog. Laert. l. II. c. 8. n. 4.

Digitized by Google

Hier mag nun gleich das Wort eines andern Aristipp, welcher der Schule Theophrasts angehörte, Platz finden. „Nur der Weise", meinte dieser, „ist weder in der Fremde ein Fremdling noch nach dem Verluste seiner Freunde und Angehörigen ein Verlassener, sondern in jeder Stadt Bürger und vermag allen Schicksalsschlägen ohne Furcht zu trotzen. Wer dagegen statt der Wissenschaft die äußeren Glücksgüter als seine Schutzwehr betrachtet, der wandelt auf schlüpfrigen Pfaden und wird halt- und kraftlos auf der Bahn des Lebens umhergeworfen. Eine Glückseligkeit ohne Kunst und Wissenschaft, ohne die Zierde gelehrter Bildung ist kaum denkbar." Weder Reichtum noch Macht, weder körperliche Gesundheit noch Stärke, weder edle Abkunft noch Ruhm (das eitelste im Leben, wie Theophrast sich ausdrückt), noch Schönheit der Gestalt (welche der eben genannte Philosoph einen „geheimen Betrug", Bion ein „fremdes Gut", Sokrates „eine kurz lebende Tyrannin" nennt) können dem Menschen irgendwie zur Glückseligkeit verhelfen; denn alle diese Vorzüge sind ohne Halt und Dauer. Die Tugend allein, welche sich immer gleich bleibt und ewig nicht vergeht, und mit ihr die wissenschaftliche Bildung machen den Menschen glücklich. Darum antwortete denn auch Sokrates auf die Frage, ob er den König der Perser für glücklich halte: „Ich weiß nicht, wie hoch er an Tugend und Bildung steht."

Solche Reichtümer also sollen die Eltern ihren Kindern erwerben, welche nicht eitel, gehaltlos und flüchtig sind, welche keine Macht des Schicksals rauben kann, Reichtümer, an denen Geist und Herz Anteil haben und die, mag kommen, was da will, niemals verloren gehen, sondern besitzen ewige Dauer. Sollte es aber so beschränkte Menschen geben, welche den Wert dieser Güter nicht zu schätzen wissen, so mögen sie sich durch einen Ausspruch Aristipps belehren lassen. Als diesem nämlich jemand die Frage vorlegte, worin denn eigentlich sein Sohn besser werde, wenn man ihn unterrichten lasse, antwortete er: „Wenigstens darin, daß, wenn er ins Theater geht, nicht ein Stein auf dem andern sitzt." [1] Wenn aber die Eltern diese unsere Ermahnungen befolgen, so werden sie, wie schon Aristoteles sagte, dadurch selbst an Achtung gewinnen; denn indem sie dieselben gezeugt, haben sie ihnen bloß das Leben gegeben; dadurch aber, daß sie ihnen Bildung verschaffen, geben sie ihnen zugleich die Möglichkeit zu einem guten und glücklichen Leben. Die Athener legten hierauf so großen Wert, daß einer ihrer alten Dichter erklärte, dies mache gerade ihren besondern Ruhm aus; denn während nach den Gesetzen aller anderen Griechen die Eltern gezwungen werden, ihre Kinder zu ernähren, gelte dieser Zwang bei den Athenern nur solchen, für deren Ausbildung die Eltern gesorgt hätten.

---

[1] Diog. Laert. l. II. c. 8. n. 4. — Die Sitzflächen des griechischen Theaters waren in Stein gebaut.


Digitized by Google

2. Kapitel.

Der erste Unterricht und die dabei zu beobachtende Methode.

Da die geistige Ausbildung so große Vorteile in Aussicht stellt, so werden es gewissenhafte Eltern unter keinen Umständen versäumen, auf den Unterricht ihrer Söhne die größte Sorgfalt zu verwenden. In welcher Weise aber der Unterricht zu erteilen sei, darüber wollen wir uns, so weit es zu unserer Aufgabe gehört und unsere schwachen Kräfte es gestatten, im folgenden näher aussprechen.

Fürs erste soll mit den Kindern, wenn sie das siebente Altersjahr erreicht haben, wie dies schon bei den Alten Regel war, der Unterricht begonnen werden. Eine längere Verzögerung ist unstatthaft; denn wie das weiche Wachs Form und Gestalt des Siegels fortwährend behält, so bleiben auch jene Eindrücke am längsten, welche man im zarten Alter empfängt. Man hat sich aber wohl zu hüten, daß die Kleinen nicht gleich anfangs mit Arbeiten überladen werden; wenden ja selbst Bauersleute und Pferdebändiger dieselbe Vorsicht an, diese, wenn sie das Füllen an den Zaum, jene, wenn sie den jungen Stier ans Joch gewöhnen. Man nötige daher die Kleinen nicht, während der ganzen Dauer des Unterrichts mit den älteren Kindern in der Schule zu sitzen; sie sollen mehr als Gäste denn als Schüler an dem Unterrichte, den man ihnen geben will, teilnehmen. Kundige Winzer beobachten das nämliche Verfahren bei jungen Rebstöcken; um ihre Triebkraft nicht zu erschöpfen, lassen sie die fruchttragenden Zweige nicht weit ausranken, bis der Stamm gehörig erstarkt ist.

Sind sodann die Knaben etwas reifer und kräftiger geworden, so beginnt der regelmäßige Unterricht und zwar in *öffentlichen Schulen*, wo auch die übrigen Schüler sich einfinden, nicht aber, wie manche meinten, zu Hause unter der Leitung eines Privatlehrers. Dadurch nämlich werden sie dem Umgang der weiblichen Hausbewohner und des Gesindes entzogen, bleiben den häuslichen Geschäften, welche für sie vielfach nicht schicklich sind, fern und haben weniger Anlaß zur Einsamkeit, welche gerade in diesem Alter besonders gefährlich ist. Im andern Fall dagegen liegt die Gefahr nahe, daß sie sich vor dem Anblick der Leute fürchten wie vor unheimlichen Schatten, die aus dem Dunkel hervorschleichen, und daß ihnen eine gewisse Schüchternheit bis ins reifere Alter gleich Pech anhaftet. Überdies machen die Schüler bei gemeinsamem Unterricht größere Fortschritte, da sie sich durch Beispiel und Tüchtigkeit in den Leistungen gegenseitig anregen. Das Lob, welches diesem für seinen Fleiß gespendet wird, feuert sie an; der Tadel, der jenem für seine Fehler zu teil wird, schreckt sie ab, und so hilft die Hoffnung auf Belohnung wie die Furcht vor Strafe zu ihrer Vervollkommnung. Schließlich muß noch vor dem *häufigen Wechsel der Lehrer* und der Lehranstalten gewarnt werden. Die geistigen Anlagen erleiden dadurch gerade so gut Schaden, wie die Pflanzen durch häufiges Versetzen oder Weine durch öfteres Umgießen in andere Gefäße.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Über die Wahl des Studienortes.

Man wird voraussetzen, daß wir die Sitte, die Söhne außer dem Hause oder der Heimat unter fremder Obsorge erziehen und unterrichten zu lassen, nicht zu billigen vermögen; denn da niemand eine größere Liebe zu den Kindern hat als die eigenen Eltern, die ihnen das Leben gegeben, so wird ihnen gewiß auch niemand eine gewissenhaftere Pflege angedeihen lassen als sie. Bekannt ist, wie ein Mann, den man fragte, was denn sein Pferd so fett mache, kurz und treffend erwiderte: „Das Auge seines Herrn.“

Da indes die Söhne im Elternhause gar oft durch Verwöhnung und Verzärtelung — ein Fehler, welcher hauptsächlich der Blindheit der Mutter und den Schmeicheleien der Dienerschaft auf Rechnung zu schreiben ist — ganz ungezogen und ausschweifend werden, so findet man es ratsam, sie außer Landes zu fremden Leuten zu schicken, wo sie sich weniger Ungebundenheit erlauben dürfen und sich nicht getrauen, ganz und gar ihrem Eigenwillen zu folgen. In diesem Falle wird aber ein verständiger Familienvater sich aufs sorgfältigste nach dem Ruf, dem Lebenswandel und der Gesellschaft desjenigen erkundigen, dessen Obhut er seinen Sohn anvertrauen will, damit er ihn nicht, nachdem er der Charybdis entronnen, thörichter- und unbesonnenerweise in die Scylla hinabstürze. Er wird sich auch hüten, seinen Sohn, wie das leider häufig vorkommt, in eine Stadt zu schicken, wo kein sittlicher Ernst vorhanden ist, wo die Bewohner nicht auf Edelsinn und Anstand halten, oder an einen Studienort, dessen Bürgerschaft durch irgend ein sittenverderbliches und für die Jugend besonders gefährliches Laster im Verrufe steht. Denn wie beim einzelnen Menschen, so findet man auch bei ganzen Bevölkerungskreisen gewisse angeborene Eigentümlichkeiten des Charakters, die sich zu ihrem Nationalfehler ausgestaltet haben, der, wie ein Dichter sagt[1], für das betreffende Volk zugleich als beständige Strafe bestimmt ist. Die Macht der Gewohnheit aber ist so groß, daß die Knaben eben jene Sitten sich aneignen, die sie an dem Orte ihrer Geburt oder Erziehung kennen gelernt haben, und später nicht mehr davon lassen. Es trifft hier das Wort des Pythagoräers Xenophilus zu, der auf die Frage, unter welchen Bedingungen die Söhne am besten unterrichtet werden können, die richtige Antwort gab: „Wenn sie in einem wohlgeordneten Staate geboren sind.“[2] Wenn dies, wie der Rechtslehrer Ulpianus[3] sagt, selbst bei Sklaven von großer Bedeutung ist, wer dürfte in Abrede stellen, daß

---

[1] Virgil., Aen. l. VI. v. 743.

[2] Diog. Laert. l. VIII. c. 1. n. 15.

[3] Domitius Ulpianus, aus Tyrus, begann seine juristische Laufbahn unter Sept. Severus in Rom und gelangte besonders unter Alexander Severus zu hohem Einfluß am Hof. Seine zahlreichen und bedeutenden rechtswissenschaftlichen Schriften sind nur noch in Exzerpten vorhanden.

Digitized by Google

derselbe Umstand bei Freigeborenen von gleicher, wo nicht größerer Wichtigkeit sei. Der genannte Gewährsmann bemerkt, daß der Sklavenhändler auf dem Markte bei jedem Sklaven mit lauter Stimme die Nation, welcher derselbe angehöre[1], bekannt machen müsse, weil die Kenntnis dieses Umstandes den Käufer entweder günstig stimme oder abschrecke; es sei daher von Wichtigkeit, die Herkunft des Sklaven zu erfahren, weil nun einmal die Meinung herrsche, daß derselbe tüchtig oder untüchtig sei, je nachdem er einer gut oder übel beleumdeten Nation entstamme.

Wenn jedoch der Zögling aus irgend einer unbedeutenden Ortschaft gebürtig ist, wo kein wissenschaftliches Leben sich entwickeln kann, so muß er in eine Stadt geschickt werden, wo die Gelehrsamkeit zahlreiche und tüchtige Vertreter hat. So berichtet uns auch Augustin, auf den wir nicht oft genug zurückkommen können, daß er von seinen Eltern mit nicht geringem Kostenaufwand und zu aller Verwunderung aus seinem Geburtsort, dem unbedeutenden Municipium Tagaste, nach der benachbarten Stadt Madaura und sodann nach Karthago geschickt worden sei[2]. Wäre übrigens der Studierende auch in einer berühmten Stadt geboren, so soll er sich, wie Isokrates an Demonikus schreibt, nicht verdrießen lassen, sich in reiferem Alter etwas in der Fremde umzusehen, um Männer zu hören, welche im Rufe hoher Gelehrsamkeit stehen. Denn es ist doch eine Schande, meint unser Gewährsmann, wenn sich junge Leute zur Erweiterung ihrer Kenntnisse nicht einmal zu einer etwas größern Landreise entschließen können, während der Kaufmann, um sein Geld und Gut zu mehren, so oft weite Meere durchsegelt.

4. Kapitel.

Über die Notwendigkeit der Hofmeister und die Vorsicht bei deren Auswahl.

Sehr wünschenswert ist es auch, sofern die Mittel es erlauben, dem Knaben einen Hofmeister beizugeben, jedoch nur einen solchen, dem die öffentliche Meinung das Zeugnis eines Mannes von reichen Kenntnissen und sittlich reinem Lebenswandel ausstellt. Man nehme sich daher vor gewissen übelriechenden Böcken in acht, deren Obhut zarte Zicklein nicht ohne große Gefahr anvertraut werden können. Denn es ist erstaunlich, mit welcher Begier die Knaben nicht so fast die Lehren der Wissenschaft als vielmehr das sittliche Verhalten desjenigen, der als ihr Leiter mit seinem Beispiele ihnen vorangeht, sich zu eigen machen und wie sehr sie daran festhalten. Man erzählt von Alexander dem Großen, daß er das Fehlerhafte im Benehmen und Gang, das er als Knabe von seinem Lehrer Leonidas angenommen hatte, nie ganz habe loswerden können.

[1] „Ob Syrien oder Kreta, Kalabrien oder das Land der Basken."
[2] Confess. l. II. c. 3.



Einstimmiges Lob aber spendet man dem Philipp, Alexanders Vater, der nach der Geburt seines Sohnes folgenderweise an Aristoteles schrieb: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist. Ich danke den Göttern für dieses Geschenk, nicht sowohl, weil er geboren ist, als vielmehr, weil ihm das Glück zu teil geworden, zu deinen Lebzeiten geboren zu werden; denn ich hoffe, daß er, von dir unterrichtet und gebildet, meiner Person sowohl als der Erbschaft meines Reiches sich würdig zeigen werde.“ [1]

Es wird auch von Vorteil sein, dem Zögling einen Mitschüler, der in den Studien weiter vorgerückt ist, als Lehrer beizugeben, wozu sich ein Hausfreund, Verwandter oder Bruder am besten eignen dürfte. Es handeln somit jene Familienväter ganz klug, welche ihren jüngeren Söhnen durch die älteren Unterricht erteilen lassen; diese Methode hat den doppelten Vorteil, daß einerseits der jüngere Sohn durch den Unterricht des ältern Bruders bessere und schnellere Fortschritte macht, und daß andererseits der ältere das schon Gelernte um so fester dem Gedächtnisse einprägt. Überdies gewinnt dieser in der Familie an Einfluß und Ansehen, was keineswegs zu unterschätzen ist; man ehrt ihn wie den Vater, und es entsteht so ein festes und dauerndes Freundschaftsverhältnis, das sonst unter Geschwistern, wie der Dichter Ovid richtig sagt [2], nicht eben häufig gefunden wird. Die Eltern mögen es aber auch nicht unter ihrer Würde halten, selbst die Stelle des Hofmeisters zu vertreten und dasjenige, was der Sohn den Tag über in der Schule gelernt hat, nach derselben von ihm wiederholen lassen. Ich weiß von einem Vater, der dies that, obwohl ihm jede wissenschaftliche Bildung abging. Indem er sich stellte, als ob er von dem, was der Sohn in seiner Gegenwart vortrug, gehöriges Verständnis habe, und ihm mitunter Aussetzungen machte, verstand er, seine Lust und Liebe zum Studium dergestalt zu beleben, daß er demselben mit allem Eifer oblag, um ja von seinem Vater, in dem er einen Gelehrten erblickte, keinen Tadel mehr zu erfahren.

Sehr zweckmäßig ist auch der Gebrauch der lateinischen Sprache im häuslichen Umgang. Cicero berichtet uns [3] von einem gewissen Curio, der, obschon er keinen wissenschaftlichen Unterricht genossen hatte und überhaupt auf einer so niedrigen Bildungsstufe stand, daß er nie einen Dichter oder Redner gelesen hatte, dank der fortwährenden Übung im Hause ganz erträglich lateinisch sprach. „Es kommt somit“, sagt Cicero, „sehr viel darauf an, wen man täglich zu Hause sprechen hört, mit wem man von Jugend auf verkehrt, wie der Vater, der Hofmeister, ja selbst die Mutter mit dem Knaben spricht.“ [4] Von letzterer führt er mehrere Beispiele als Beleg an, namentlich dasjenige der Cornelia, der Mutter der Gracchen, aus deren Briefen an ihre Söhne zur Genüge hervorgeht, daß diese in der Sprache ihrer Mutter trefflich geschult worden sind [5].

---

[1] Gell. Noct. Attic. l. IX. c. 3. [2] Metam. l. I. v. 145.
[3] Brutus c. 58. [4] Ibid. c. 210. [5] Ibid.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Über die Auswahl der Lehrer.

Noch größere Sorgfalt ist in der Auswahl der Lehrer anzuwenden, bei welchen die Knaben öffentlichen Unterricht empfangen sollen, damit sie jenen Anforderungen genügen, die wir schon für den Hofmeister als unerläßlich bezeichnet haben, nämlich Ernst im Auftreten, tadellosen Lebenswandel und gründliches Wissen. Gleichwie der Säugling um so gesünder und kräftiger sich entwickelt, je reiner und unverdorbener die Nahrung ist, welche ihm von seiner Amme gereicht wird, gerade so wird man auch beim Schüler ein um so erfreulicheres Wachstum in Tugend und Wissenschaft wahrnehmen, je höher die wissenschaftliche und sittliche Bildung seines Lehrers steht. Man lenke daher die Wahl gleich anfangs auf einen tüchtigen Lehrer und lasse sich nicht von der verkehrten Ansicht bestimmen, als ob für den elementaren Unterricht der erste beste, wenn auch noch so mittelmäßige Lehrer genüge. Denn je gebildeter dieser selbst ist, desto faßlicher und klarer wird er dem Schüler jene Kenntnisse beibringen, welche für ihn die kräftigste Geistesnahrung bilden; desto besser und tiefer wird er in ihm das Fundament der Wissenschaft legen, dessen Festigkeit und Dauer eben davon abhängt, wie es im Anfange gelegt wurde.

So wünschenswert aber ein gut gebildeter Lehrer ist, so sehr hat man zu stark bevölkerte Schulen zu meiden. Die Übervölkerung führt nämlich zur Erschwerung des Unterrichts, diese aber zur Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit zur Geringschätzung, und das Endresultat läuft schließlich auf Verlust von Zeit und Geld hinaus. Man halte also die Schüler von Anstalten fern, welche eine allzu starke Frequenz aufweisen; mag der Lehrer noch so tüchtig sein, er wird, wenn seine Kräfte nicht mehr im Verhältnisse zu der Anzahl der Schüler stehen, nie allen genügen, nie allen die nötige Aufmerksamkeit schenken können.

Eine andere empfehlenswerte Eigenschaft des Lehrers ist die Humanität. Roheit im Benehmen und Mangel an Gemüt sind für jugendliche Zöglinge ein Haupthindernis des Fortschrittes. Zudem ahmen die Kinder sehr gern das Beispiel nach, das sie an ihren Vorgesetzten beständig vor Augen haben. Als Beleg hierfür mag folgendes dienen. Ein Knabe, der von Plato unterrichtet worden war, sah einst, nachdem er wieder ins elterliche Haus zurückgekehrt war, wie sein Vater in heftigem Zorn aufbrauste und dabei großen Lärm erhob. Da soll der Sohn den Ausruf gethan haben: „Das habe ich bei Plato nie gesehen.“ Cato hatte einen gewissen Sarpedon zum Hofmeister, einen freundlichen und feingebildeten Mann, der lieber mit Worten als mit Schlägen bereit war. Seine Gemütsart wirkte auf Catos wissenschaftliche und sittliche Ausbildung höchst vorteilhaft. Er gehorchte ihm, fügte sich in allem seinem

Willen und verehrte ihn, indem er ihn nach Grund und Ursache aller Erscheinungen zu fragen pflegte, wie ein Orakel der Götter [1].

6. Kapitel.

Verhältnis zwischen Eltern und Lehrer. Pflicht der ersteren, für ein genügendes Auskommen des Lehrers zu sorgen.

Hat der Vater für seinen Sohn einen geeigneten Lehrer gefunden, so soll er sichs angelegen sein lassen, wenn anders seine Stellung es gestattet, recht oft die Schule zu besuchen, um sich zu erkundigen und persönlich zu überzeugen, wie es mit den Fortschritten seines Sohnes stehe. Er gewinnt dadurch zugleich das Zutrauen des Lehrers und giebt ihm Veranlassung, dem ihm anvertrauten Knaben noch größere Aufmerksamkeit zu schenken. Ein sehr lobenswertes Beispiel hierfür haben wir an Paullus Ämilius. Als derselbe sich auf einige Zeit von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, widmete er seine ganze Sorge der Erziehung seiner Söhne, gab ihnen Lehrer für alle Wissenschaften und wohnte, wenn nicht anderweitige Geschäfte seine Abwesenheit notwendig machten, stets ihren Übungen und Studien bei [2]. Und Plinius erzählt uns [3], er habe für die Söhne eines verstorbenen Freundes einen Lehrer gesucht. Da gehe er denn um ihretwillen gar oft in die Schule und durchlebe so gleichsam jene glückliche Zeit aufs neue; er sitze, wie ehedem, mit den Jungen in der Schulbank und könne dabei beobachten, welchen Eindruck sein eigenes Wissen bei den Schülern hervorbringe.

Vor allem aber sorge der Vater dafür, daß dem Lehrer von Zeit zu Zeit ein Geschenk zukomme und daß ihm ein recht reichlicher oder doch wenigstens ein entsprechender Entgelt für seine Arbeit zu teil werde. An dieser Stelle sehe ich mich veranlaßt, die Kurzsichtigkeit gewisser Leute — und es giebt deren leider nicht wenige — gebührend zu brandmarken. Diese schlagen ihre Äcker und Weinberge, ja selbst ihr Zugvieh weit höher an als ihre Kinder. Um den Acker gut zu bebauen, die Rebstöcke sorgfältig zu beschneiden, scheut man weder Mühe noch Kosten; man wirft große Summen aus für das Gesinde, dem die Besorgung der Ochsen und Pferde obliegt, und hat ein recht wachsames Auge für dessen Thätigkeit; wenn die Arbeit, die man ihm anvertraut hat, nachlässig oder ungeschickt verrichtet wird, so ist man bald mit Belehrung oder noch lieber mit

---

[1] Plutarch. Cato Min. cap. 1.

[2] Plutarch. Paul. Aemil. c. 6. — Lucius Ämilius Paullus, mit dem Beinamen Macedonikus, von Jugend auf durch altrömische Tugenden ausgezeichnet, tüchtiger Staatsmann und Feldherr, Konsul i. J. 182 v. Chr.

[3] Epist. l. II. n. 18. — Cajus Plinius Cäcilius Sekundus, genannt der jüngere, zum Unterschied von seinem Oheim gleichen Namens, aus Comum, Schüler Quintilians und hervorragender Sachwalter (62—114 n. Chr.). Erhalten ein Panegyrikus auf Trajan und zehn Bücher „Briefe“.

Digitized by Google

Scheltworten bei der Hand. Um die Söhne dagegen, die uns das teuerste sein sollen, bekümmert man sich nicht im geringsten und legt ihnen weniger Wert bei als den Pferden und Ochsen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß man ihnen nicht einmal für einen Lehrer sorgt oder, falls ein solcher da ist, ihn so geringschätzig behandelt, daß man kein Wort mit demselben wechselt, ihn keines Grußes würdigt, ihm nicht einmal den Gehalt, den er für seine Mühen wohl verdient hat, ausbezahlt und, wenn dies allenfalls geschieht, ihn dafür so unbarmherzig quält und plagt, daß, wer es mitansieht, zu glauben versucht wäre, man wolle ihm die Augen ausstechen und die Zähne einschlagen.

Wie ungerecht, wie schamlos ist das Gebahren solcher Eltern! Wenn ihr Herz so stumpfsinnig und gefühllos ist, daß die Rücksicht auf ihre Söhne für sie ohne Wirkung bleibt, so sollten sie doch wenigstens über eine so unwürdige, gemeine Knauserei oder richtiger gesagt, Räuberei erröten. Denn etwas anderes ist es im Grunde nicht, wenn sie arme Leute, welche Tag und Nacht unter großen Mühen an der Erziehung ihrer Söhne arbeiten, um den schuldigen Lohn betrügen? Ist dies nicht ein Raub und zwar ein solcher, den sich nicht einmal offenkundige Wegelagerer erlauben würden? Wer sollte nicht ein mitleidiges Herz haben für jene Männer, denen von allen Berufsarten die mühevollste und härteste beschieden ist; die fortwährend in dem betäubenden Tumult und Lärm der Jungen aushalten müssen, der, wie man zu sagen pflegt, einen Weisen zum Thoren und einen Thoren zum Narren zu machen geeignet wäre. Soll man sich da wundern, wenn die Väter später klagen, daß sie unthätige, faule, schamlose, boshafte, jedem wissenschaftlichen Streben feindlich gesinnte Söhne haben, welche sich jählings in jedes Laster stürzen, welche keines edlern und höhern Gedankens fähig sind, sondern die allerniederträchtigste und gemeinste Gesinnung, wie sie nur dem Sklaven eigen ist, zur Schau tragen. Hätten sie, wie es Eltern geziemt, gebührende Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne verwendet, so würden sie nachher nicht so bittere Früchte einer mißratenen Erziehung ernten, wie sie dieselben so oft zu kosten bekommen.

Als Aristipp einst von einem Vater für den Unterricht seines Sohnes fünfhundert Drachmen forderte, bemerkte dieser, für dieses Geld könne er ja einen Sklaven kaufen. „So kaufe ihn," erwiderte ihm der Philosoph, „du hast dann ihrer zwei." [1] Könnte man dies Wort nicht auch mit Recht jenen Vätern zurufen? Man erzählt von Demosthenes, daß er als siebenjähriger Knabe seines reichen Vaters beraubt worden sei und infolge schlechter Verwaltung durch die Vormünder eine große Einbuße an seinem Vermögen erlitten habe; größer jedoch sei die Einbuße an Wissenschaft für ihn gewesen, weil man seinen Lehrern den Gehalt nicht bezahlen konnte und Demosthenes aus diesem Grunde nur eine mangelhafte Bildung erhielt [2].

---

[1] Diog. Laert. l. II. c. 8. n. 4. [2] Plutarch. Demosth. c. 4.

Digitized by Google

Möchten doch die Eltern sich diese Wahrheit recht tief zu Herzen nehmen! Möchten sie aus dem Gesagten endlich einmal lernen, mit freigebiger Hand die für die Bildung ihrer Söhne erforderlichen Mittel zu spenden und das Geld, welches ja zum Besten ihrer Söhne verwendet werden soll, nicht als solches zu betrachten, das ihnen jemand gewaltthätigerweise entrissen habe. Möchten sie sich ein Beispiel nehmen an den Eltern unseres Augustinus — ein merkwürdigeres und wirksameres wüßten wir nicht zu finden — und daraus lernen, wie sehr die Sorgfalt der Eltern und die Freigebigkeit, mit der sie die Kosten seiner wissenschaftlichen Ausbildung bestritten, zu der ausgezeichneten Gelehrsamkeit ihres Sohnes beigetragen hat. Hören wir, was er selbst hierüber schreibt[1]: „Während meines Aufenthalts in der nahe gelegenen Stadt Madaura, wo ich mich mit Sprachwissenschaft und Beredsamkeit beschäftigte, suchte mein Vater, dem mehr sein lebhafter Wunsch als seine Mittel — war er doch nur ein ziemlich unbegüterter Bürger von Tagaste — dies ermöglichten, die Kosten zu meiner Abreise nach dem fernen Karthago aufzubringen. Wer erhob damals nicht meinen Vater mit Lobsprüchen, weil er seine Kräfte über Vermögen anstrenge, um die Kosten für eine so ausgedehnte Studienlaufbahn seines Sohnes zu bestreiten? Denn manche weit hablichere Bürger thaten nichts Derartiges für ihre Söhne. So großen Eifer bewiesen meine Eltern für die Bildung ihres Sohnes, obwohl sie dabei freilich von verschiedenen Beweggründen geleitet wurden; der Vater nämlich handelte keinesfalls aus religiösen Rücksichten; die Mutter dagegen, in ihrer großen Klugheit und Heiligkeit, war der Meinung, daß die wissenschaftliche Bildung dem Sohne zur Erkenntnis und Annahme des katholischen Glaubens nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr förderlich sein werde. So mögen meine Eltern, nach ihrer beiderseitigen Gesinnungsweise zu schließen, dabei gedacht haben."

7. Kapitel.

Über die beim Jugendunterricht zu befolgenden Grundsätze.

Wir haben im vorigen die Pflichten der Eltern gegenüber dem Lehrer erörtert; nun kommen wir auf letztern selbst zu sprechen. Der Lehrer soll die ihm anvertrauten Kinder nicht anders als seine eigenen mit aller Sorgfalt und Liebe behandeln und bei ihrem Unterricht keine Mühe scheuen. Hat der Schüler einmal seine wissenschaftliche Ausbildung vollendet, so wird sein Lehrer darob die nämliche Genugthuung empfinden, wie der Landmann, wenn er die süße Frucht von jenem Baume genießt, den er selbst gepflanzt hat.

Zunächst nun liegt es dem Lehrer ob, das Alter und die Geistesanlage der einzelnen Schüler gebührend zu berücksichtigen und die Last

[1] Confess. l. II. c. 3.

Digitized by Google

der Aufgaben je nach der Leistungsfähigkeit derselben zu verteilen. Den jüngeren Jahren darf man nicht die nämlichen Lasten aufladen, welche für das stärkere Alter passen; dem langsam Arbeitenden darf nicht das gleiche zugemutet werden, was gewecktere Köpfe zu leisten im stande sind. Dieselbe Regel, welche man bei der körperlichen Ernährung anwendet, indem man mit zunehmendem Alter stets kräftigere Nahrung verabreicht, hat auch beim Unterricht ihre Geltung. Denn wie das Kind zuerst mit Milch, sodann mit einigen leichteren, zuletzt aber mit schwereren Speisen genährt wird, so muß man ihm auch in Mitteilung der geistigen Nahrung zunächst nur die leichten Anfangsgründe beibringen, sodann aber stufenweise mit dem Alter fortschreitend, höhere wissenschaftliche Anforderungen stellen. Und damit die Schüler die Zeit benutzen lernen, muß man sie, so lange sie noch frisch an Jahren sind und ihr kräftiges Alter nicht leicht ermüdet, sondern die Anstrengung mit Leichtigkeit und Ausdauer erträgt, an fleißige Arbeit und Beharrlichkeit gewöhnen. Freilich ist dabei auch ein gewisses Maß zu beobachten, damit der Zögling nicht etwa durch Überbürdung erliegt und um so weniger erreicht, je mehr man ihn über seine Kräfte angestrengt hat.

Die Grundsätze, welche wir im vorigen Buche entwickelt haben, daß nämlich die Individualität des Knaben wohl zu berücksichtigen und dessen Behandlungsweise darnach einzurichten sei, gelten nicht nur den Eltern, sondern müssen auch vom Lehrer dem Schüler gegenüber beobachtet werden. Er wird daher Zöglinge, welche sich als Phlegmatiker zu erkennen geben, gleichsam mit dem Sporn in raschere Bewegung bringen, solche dagegen, welche zu lebhaften Temperamentes sind, mit dem Zügel in Schranken halten. Dieses Bild soll schon Plato auf seine beiden Schüler Xenokrates und Aristoteles angewendet haben, von denen der erstere höchst langsamen, der letztere sehr lebhaften Geistes war. Ein andermal habe er über die beiden die merkwürdige Äußerung gethan: „Was für einen Esel hab ich zu diesem Pferde gespannt!“ [1]

Schüler, welche fleißig und ausdauernd arbeiten, welche bescheiden, gehorsam, ehrerbietig sind, sollen milde und schonend behandelt werden; solche dagegen, die sich leichtsinnig, flatterhaft, frivol, unbotmäßig und frech benehmen, bedürfen einer strengern Zucht. Immerhin aber verschone man sie mit körperlicher Züchtigung, worüber wir uns übrigens bereits oben genügend ausgesprochen haben. Begeht der Schüler einen Fehltritt oder hat er eine Unart an sich, welche der Lehrer nicht ungeahndet lassen darf, soll er sich wenigstens hüten, seinem Zorne in einer Weise Luft zu machen, die sich mit seiner Würde nicht verträgt. Maßlose Heftigkeit ist ein Hauptfehler des Lehrers, bemerkt der Rechtslehrer Paulus. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit nochmals an die schon oben erwähnte Unthat

---

[1] Diog. Laert. l. IV. c. 2. n. 2. — Der Esel galt den Alten nicht als Symbol geistiger Beschränktheit, wohl aber eines trägen und langsamen Naturells.


Digitized by Google

eines Schusters, welcher seinem Jungen, statt ihn zu warnen und zu belehren, in blindem Zorn mit dem Leisten ein Auge ausschlug. Es wurde auf dieses Verbrechen, wie der Jurist Julianus berichtet, das Aquilische Gesetz [1] angewendet und der Delinquent mußte nicht bloß eine entsprechende Schadloshaltung für das verlorene Auge leisten, sondern überdies sämtliche Unkosten für die Pflege des Verletzten bestreiten. Viel mehr empfiehlt den Lehrer, wie schon einmal bemerkt, eine gewisse Gesetztheit und Ruhe des Gemüts, die sich vom Jähzorn nicht fortreißen läßt. Denn dieser hat zur Folge, daß die Schüler in ihren Unarten sich nur noch mehr verhärten, allfällige gute Anlagen sich nicht zu entfalten vermögen und sozusagen verkümmern. Darum vergleicht Plato den Jähzorn mit dem Feuer und meint, man dürfe nicht Feuer durch Feuer anfachen. Und wirklich ließe sich kaum ein zutreffenderes Gleichnis anführen; denn wie das Eisen durchs Feuer noch mehr gehärtet wird, so verzehrt oder schädigt es andererseits zartes Gesträuch und Holzwerk.

So notwendig jedoch die Nachsicht des Lehrers gegen den Schüler ist, so darf sie doch nicht zu weit gehen, damit sie von diesem nicht zur Willkür und Zügellosigkeit mißbraucht werde, woraus Geringschätzung gegen den Lehrer entsteht und etwaige edle Anlagen leicht erstickt werden können. Der Knabe wird daher, zumal wenn er von sanfter Gemütsart ist, größere Fortschritte machen, wenn man ihn nicht allzu hart und streng behandelt, seine Fehltritte bisweilen übersieht und, wo dies nicht angeht, sie in schonender Weise verbessert oder mit gelassener Miene zurechtweist. Ein zu scharfer Tadel oder eine zu heftige Drohung entmutigt ihn, macht ihn mißtrauisch gegen sich selbst, benimmt ihm die Lust zu selbstthätiger Arbeit und Streben nach einem höhern Ziel. Ideale, denen er vordem mit voller Begeisterung sich hingab, rufen jetzt bei seinem Schmerz, seinem Mißmut und seiner Niedergeschlagenheit nur Widerwillen in ihm hervor. So führt also eine allzu strenge Zucht zur Einschüchterung, diese zum Mißtrauen, das Mißtrauen zur Selbstaufgabe, die Selbstaufgabe zur Verdrüssigkeit, diese zur Nachlässigkeit und die Nachlässigkeit endlich zur völligen Abneigung gegen das Studium.

8. Kapitel.

Über die Weckung des Ehr- und Schamgefühles beim Unterricht.

Ein tüchtiger Lehrer wird seine Schüler hauptsächlich durch Weckung des Ehrgefühls voranzubringen suchen. Niemand denkt so niederträchtig von sich selbst, niemand hat, wie ein Dichter sich ausdrückt [2], so „hölzerne

---

[1] Dieses Gesetz (lex Aquilia), aus dem 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. stammend, bestimmte den Ersatz, welcher für widerrechtlich zugefügten Schaden zu leisten war.

[2] Persius, Sat. I. v. 47: Neque enim mihi cornea fibra est.


Digitized by Google

Fasern", daß er für Ruhm und Ehre unzugänglich wäre. Und ewig wahr bleiben die Worte des Ennius:

„Lob zu empfangen ist sehnlicher Wunsch der Sterblichen aller." Dies bestätigt auch Cicero, wenn er sagt[1]: „Die Ehre fördert die schönen Künste, der Ruhm weckt die Liebe zu den Wissenschaften; wo diese keinen Beifall finden, werden sie stets daniederliegen. Nicht minder gewichtig ist das Urteil eines hl. Johannes Chrysostomus, wenn er sagt, es sei schwer, ja vielleicht unmöglich, sich über das eigene Lob nicht zu freuen, und er zweifle, ob es je ein Mensch so weit gebracht habe. Als man einst den Themistokles aufforderte, bei einem Gastmahle nach griechischer Sitte sich auf der Leier hören zu lassen, so lehnte er dies ab, weil ihm diese Art von Unterhaltung nicht zusage. Da man dies als Mangel an Bildung bezeichnen wollte und ihn fragte: „Was hörst du denn mit Vergnügen?" gab er die treffende Antwort: „Mein Lob."

Lobesäußerungen sind somit nicht, wie manche in Vorurteilen Befangene behaupten, durchaus verwerflich; sie tragen vielmehr dazu bei, das Pflichtgefühl zu wecken und zu fördern und zu einem rechtschaffenen Leben anzuspornen. Selbst unser Augustinus schreibt an Darius, einen sehr einflußreichen und hochgestellten Mann, von dem ihm ausgezeichnetes Lob gespendet worden war, es habe dasselbe auf ihn eine sehr gute Wirkung ausgeübt. Er müßte nämlich erröten, wenn er sich bewußt wäre, daß er die Vorzüge, die man an ihm rühmend hervorhebe, in Wirklichkeit nicht besitze, und er würde um so mehr danach trachten, sie zu erlangen.

Das Lob, das den Knaben zu teil wird, hat somit die gute Wirkung, daß diese sich eine Ehre daraus machen, es durch ihr Wohlverhalten zu rechtfertigen und noch zu erhöhen, damit es nicht als unverdient erscheint. Selbst schwächere Geister erhalten oft größere Festigkeit, wenn sie sehen, daß sie von den Vorgesetzten berücksichtigt und geachtet werden. Sie erwärmen sich aus eigenem Antrieb mehr als bisher für Tugend und Wissenschaft, um dadurch um so reichlicheres Lob zu ernten.

Zudem wird durch das Lob ein edler Wetteifer unter den Schülern wachgerufen, welcher besonders vorteilhaft auf die säumigeren einwirkt und überhaupt zu gegenseitiger Anregung dient. Die lobende Erwähnung, die dem einen zu teil wird, ermutigt die anderen, spornt sie an und entflammt sie, gleichfalls an dem Ruhme ihres Mitschülers teilzunehmen. Sie rechnen es sich zur Ehre an, unter den Belobten einen hervorragenden Rang zu behaupten, und wenden alles an, um ihre Mitschüler zu überflügeln. Sie werden sich schämen, sich von anderen übertreffen zu lassen oder sich eines Vergehens schuldig zu machen. Sie werden weniger erröten, wenn sie Tadel überhaupt erfahren, als wenn der Tadel darin besteht, daß sie hinter den übrigen zurückgeblieben seien. Eine bessere und angemessenere Methode für den ersten Unterricht giebt

[1] Tuscul. l. I. c. 2.


Digitized by Google

es in der That nicht; darum soll sie denn auch vom Lehrer in der Schule strenge gehandhabt werden.

Der Philosoph Lykon[1], ein im Erziehungs- und Unterrichtswesen höchst erfahrener Mann, befolgte die nämliche Lehrweise. „Ehrgefühl und Streben nach Auszeichung", pflegte er zu sagen, „sind bei der Erziehung ebenso notwendig als Sporn und Zügel bei der Dressur des Pferdes."[2] Gewiß wird niemand das Wahre und Zutreffende dieser Ansicht bestreiten. Ich selbst kann sie aus eigener Erfahrung bestätigen; ich stand in meinen jungen Jahren unter der Obhut eines überaus gewissenhaften Lehrers, der sich dieser Methode bediente, und ihr allein schreibe ich ganz vorzüglich meine Fortschritte in den Wissenschaften zu. Mein Lehrer hatte nämlich — wie ich mich noch wohl und zwar niemals ohne Vergnügen erinnere — die Gewohnheit, die Schüler gleichsam in zwei Heerlager abzuteilen, welche abwechselnd miteinander kämpften, wobei irgend ein Schüler, der als besonders tüchtig galt, das Amt des Schiedsrichters versah. Hatte man tüchtig gekämpft, so wurden diejenigen, welche mit besonderer Tapferkeit und Auszeichnung gestritten, nicht nur durch reichliches Lob, sondern auch durch Ehrensitze belohnt. Ich vermag kaum zu schildern, wie sehr mich diese Kampfesweise, um ja nicht hinter den übrigen zurückzubleiben, alle Nachtwachen und Beschwerden des Studiums, mehr als jenes Alter es gestattete, vergessen ließ, welche Anstrengungen ich machte, um denjenigen nachzueifern, welche für besonders tüchtig gehalten wurden, und ohne die geringste Rücksicht auf die mittelmäßigen, mich den Ausgezeichneten an die Seite zu stellen.

Ich kann mich in diesem Punkte auch auf das Urteil des Aristoteles, mit welchem ich mich in der Folge bekannt machte, berufen; er beantwortet die Frage, auf welche Weise der Schüler die besten Fortschritte mache, in gleichem Sinne. Sogar in Behandlung der Pferde wird von kundigen Männern der Grundsatz aufgestellt: Wer vorzügliche und ausgezeichnete Pferde besitzen will, soll denselben einige Tiere von edler Rasse, welche bereits dressiert sind, zur Seite geben; unter ihrer Leitung werden dieselben nicht schlaff und unthätig, sondern gewöhnen sich bei schonender Behandlung an ausdauernde und tüchtige Arbeitsleistung.

9. Kapitel.

Über einen weitern Kunstgriff beim Unterricht[3].

Wenn der Lehrer die angegebene Methode, mit der ich mehr durch Erfahrung als durch Theorie bekannt geworden, befolgt, so wird er sich bald überzeugen, daß er mit keiner andern bessere Erfolge zu erzielen im

[1] Aus Troas, peripatetischer Philosoph. Von seinen Schriften ist nichts erhalten.

[2] Diog. Laert. l. V. c. 4. n. 1.

[3] Ein überaus interessantes und lehrreiches Kapitel. Der hier von Vegio empfohlene „Kunstgriff" wird von der modernen Pädagogik zu wenig beachtet.

Digitized by Google

stande ist. Diese Unterrichtsweise oder, um mich so auszudrücken, dieser Kunstgriff hat nämlich den doppelten Vorteil der praktischen Brauchbarkeit und der Schnelligkeit für sich. Ich erwähne hier gleich, wie ein anderer meiner Lehrer ein noch wirksameres Verfahren beim Unterricht eingeschlagen hat. Es ist an dieser Stelle um so eher an seinem Platz, als es dabei hauptsächlich auf Weckung des Ehrtriebs und des Schamgefühles abgesehen war. Mein Vater hatte mich nämlich einem andern Lehrer übergeben, nicht weil er mit den Kenntnissen, dem Eifer oder der sittlichen Aufführung des ersten unzufrieden gewesen wäre — sie waren gegenteils durch Liebe, Freundschaft und häufigen Umgang aufs innigste miteinander befreundet — sondern weil irgend welche, mir selbst nicht näher bekannte Verhältnisse ihn bestimmten, Mailand, wo ich erzogen worden, mit einem andern Wohnsitz zu vertauschen.

So kam ich denn unter die Obhut eines greisen Lehrers, an den ich stets mit Freude zurückdenke. Wenn auch nicht durch besondere Gelehrsamkeit hervorragend, so zeichnete er sich um so mehr durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters, Anspruchslosigkeit im Benehmen und durchaus unbescholtenen Wandel aus. Er hatte die Gewohnheit, die einzelnen Teile der Grammatik, je nachdem sie leichter oder schwerer zu verstehen waren, zu verteilen und sie so von allen Schülern stufenweise auswendig lernen zu lassen. Er wies den einzelnen Schülern ihre bestimmten Plätze und je nach der Rangordnung Ehrensitze an. Diejenigen Schüler, welche sich ihrer Aufgabe in gehöriger Weise entledigt hatten, ließ er nunmehr zur Dialektik übergehen und übergab in diesem Falle jedem von ihnen sechs bis zehn andere, weniger tüchtige Knaben zum Unterricht. Diesen mußten sie in seiner Gegenwart versehen, wobei er selbst die Oberaufsicht führte, wenn seine eigene Unterrichtsstunde beendigt war. Sobald nun alle dem Lehrer Bericht erstattet hatten, daß ihre Schüler das vorgeschriebene Lehrziel erreicht hätten, so ließ er eine Prüfung veranstalten, woran sämtliche weiter vorgerückte Schüler teilnehmen mußten, geradeso wie dies in den Kollegien der Rechtsgelehrten oder Ärzte zu geschehen pflegt. Wer sich nun zur Prüfung stellte, wurde von denjenigen Schülern, welche der Lehrer als urteilsfähige Preisrichter bezeichnet hatte, gründlich examiniert. Wer nach ihrem Entscheid die Prüfung bestanden hatte, wurde dem Lehrer zugewiesen, von dessen Endurteil es sodann abhing, ob der Betreffende in eine höhere Klasse befördert werden konnte. Von großem Interesse war es dabei, zu beobachten, für welchen Schimpf und für welche Schande es galt, bei dieser Prüfung zu Fall zu kommen, und mit welchem Eifer man daher allgemein seinen Studien oblag, um sie in Ehren zu bestehen und sich dadurch den Beifall aller seiner Mitschüler zu erwerben.

Außerdem hatte er noch eine andere Einrichtung getroffen, welche ich in der Folge auch in den Schulen der Rechtsgelehrten vorfand. Einzelne Schüler nämlich, welche die übrigen an Kenntnissen überragten, mußten ihren Mitschülern mehrere Thesen vorlegen und dieselben sodann an einem

Digitized by Google

hierfür festgesetzten Tage gegen alle Angriffe, auf die man sich unterdessen vorbereitet hatte, zu verteidigen suchen. Dieses Mittel trug, weil es den Verstand außerordentlich schärfte, nicht wenig zum Fortschritt der Schüler bei, sowie es auch durch Weckung der Ruhmbegierde, welche in diesem Wettstreit reichliche Nahrung fand, zum eifrigen Studium wesentlich bei- trug. Diese Art Wettkampf war zwar verschieden von derjenigen meines ersten Lehrers, die ich oben erwähnte; allein beide haben das miteinander gemeinsam, daß sie das Ehrgefühl beim Schüler in hohem Maße zu wecken und zu entflammen geeignet sind, weshalb ich sie denn auch an dieser Stelle zur Sprache bringe.

Vielleicht wird mancher darüber lächeln, daß ich dergleichen Dinge erzähle, zu welchen sich denn doch große und ernste Männer niemals herbeilassen würden. Aber hat nicht auch Homer den „Kampf der Frösche und Mäuse“ [1] mit großem Geschick beschrieben und sich dadurch größern Ruhm erworben, als manche, die den Krieg der Giganten be- sangen? Da ich nun einmal auf diesen Gegenstand, die Lobesäußerungen gegenüber den Schülern, zu sprechen gekommen, so fahre ich gleich fort und zwar um so mehr, weil ich noch weitere Erfahrungen mitteilen möchte, welche ich unter jenem nämlichen Lehrer gesammelt habe.

Als ich aus meiner ersten Schule, in welcher ich bereits die Elemente der Grammatik mir vollständig angeeignet hatte, in die zweite übertrat, so verschwieg ich beim Unterricht teils infolge meiner Jugend (ich hatte noch nicht das elfte Jahr erreicht), teils aus Schüchternheit manches, was mir recht gut bekannt war. Als nun der Lehrer bemerkte, daß ich nicht nur alles, was er vortrug, sehr rasch auffaßte, sondern auch auf alle seine Fragen, schon bevor er sie erläutert hatte, die richtige Antwort zu geben wußte, so setzte ihn dies in solches Erstaunen, daß er oft sogar seine Gehilfen im Lehramt herbeirief, welche sich nicht weniger überrascht zeigten. Er erging sich dann gewöhnlich in den stärksten Lobsprüchen über meine trefflichen Geistesanlagen — freilich mit Unrecht — und er- laubte mir bisweilen, mich ganz nach meinem Belieben zu beschäftigen.

Diese liebevolle Behandlung von seiten meines Lehrers und seine Lobes- erhebungen entzündeten in mir einen solchen Feuereifer für die Wissen- schaft, wie man ihn niemals hätte erwarten dürfen, wenn ich unter der Leitung meines ersten Lehrers geblieben wäre. Denn der war hart, grob und jähzornig; in der Beglaubigung, mir seine besondere Sorgfalt an- gedeihen zu lassen, schlug er mich häufig, ohne daß er einen Grund dazu hatte, stieß Drohungen gegen mich aus und benahm mir so allen Mut; er verhängte einsame Haft über mich und gestattete mir kaum jemals eine Erholung. Es ist daher begreiflich, daß ich mich, sobald ich seinem Regiment entronnen und einem andern humanern und freundlichern Lehrer

---

[1] Eine kleine Parodie der Ilias, betitelt: Βατραχομυομαχία. Sie ist übrigens ein nachhomerisches Produkt und stammt wahrscheinlich aus dem 5. Jahrh. v. Chr.


Digitized by Google

übergeben war, wie aus einem Kerker befreit fühlte. Da richtete sich mein Mut wieder neu auf, ich gab mich mit allem Eifer dem Studium hin und unterzog mich aus freien Stücken jeder Anstrengung, um meine Kenntnisse zu erweitern. Ja ich las bereits für mich mehrere Dichterwerke und versuchte mich auch selbst täglich in der Dichtkunst, zu der ich mich von Natur in merkwürdiger Weise hingezogen fühlte. Ich unternahm dies, ohne daß mir jemand Anleitung gegeben hätte, wozu übrigens auch niemand die nötige Befähigung besaß. So groß war also der Vorteil, daß mir ein sanfter, liebreicher Lehrer zu teil geworden, der meinem Talente, wie immer es nun beschaffen sein mochte, Lob und Bewunderung nicht vorenthielt.

10. Kapitel.

Über das richtige Maß beim Lobe der Schüler.

So wichtig es aber für den Lehrer ist, durch Lobesäußerungen anregend auf die Schüler einzuwirken, so soll es dennoch mit Maß und Ziel geschehen und der Zweck dabei nie außer acht gelassen werden, nämlich ihre Lernbegierde zu fördern, ihr Selbstvertrauen zu beleben und eben dadurch um so größere Erfolge mit ihnen zu erzielen. Daher suche der Lehrer insbesondere jene nichtssagenden und glatten Rühmereien Unbeteiligter, wie sie sich die Mitschüler wohl auch gegenseitig in unverdienter und übertriebener Weise zu spenden lieben, mit aller Sorgfalt fernzuhalten. Denn der Schüler soll einzig dem Urteil seines Lehrers vertrauen und den Worten, die aus seinem Munde kommen, gleich den Aussprüchen eines Orakels lauschen.

Was nun aber das Lob von seiten des Lehrers betrifft, so muß dasselbe in einer Weise angebracht werden, daß es dabei zugleich nicht an Ausstellungen fehlt; die Auszeichnung muß durch den Beisatz eingeschränkt werden, daß andere dieselbe in noch reichlicherem Maße verdient haben; die Anerkennung, welche man der Rechtschaffenheit und dem Talent des Schülers zu teil werden läßt, soll ihn daran erinnern, daß er auf dem rechten Weg zu künftiger Tüchtigkeit, nicht daß er schon im vollkommenen Besitze derselben sei.

Wird hingegen der Schüler über Gebühr belobt, so ergeht er sich in ungemessener Freude und wird ausgelassen; er lernt sich selbst überschätzen und bildet sich eine zu hohe Meinung von seiner eigenen Person. Er steift sich hartnäckig auf seine eigenen Ansichten, stellt gern unwahre Behauptungen auf, wird großsprecherisch und macht sich bald wenig daraus, sich ungerechterweise Verdienste anzumaßen, die er in Wirklichkeit nicht besitzt. Das jugendliche Alter hat ohnehin Neigung zu diesen Fehlern, weil in ihm das feurige Temperament noch vorherrscht, welches das Selbstgefühl zu sehr hebt und allzu kühne Hoffnungen wachruft. Es ist das eine Klippe, die für jede Altersstufe gefährlich ist, ganz vorzüglich aber für das Knabenalter, schon deshalb, weil die Selbsttäuschung immer von

Digitized by Google

den gefährlichsten Folgen begleitet ist, dann aber hauptsächlich, weil zartfühlende Naturen, welche auf der Bahn des Wissens gleich dem Pferde in der Rennbahn mit aller Macht vorwärts streben, inmitten ihres Wirkens innehalten, sobald sie sich der Täuschung hingeben, daß sie ihr Ziel bereits erreicht haben; sie halten ihre paar Kenntnisse für echte Gelehrsamkeit und gehen in ihrer Selbstverblendung ruhmlos unter.

Wer daher seine Schüler sicher führen will, darf weder im Tadel noch im Lob das richtige Maß überschreiten. Ersteres ruft Kleinmut und eine gedrückte Stimmung bei ihnen hervor, letzteres verleitet sie allgemach zur Vermessenheit, zur Selbstüberhebung, zur Aufgeblasenheit und zu frechem Übermut, so daß sie mit völliger Überschätzung ihrer Kräfte verächtlich auf ihre Mitschüler herabblicken, den Umgang mit ihnen verschmähen, ja dieselben geradezu hassen und verfolgen, falls beim Lehrer keine Klage gegen sie geführt wird. Vor diesem Fehler muß der Mensch in seiner Jugend ganz vorzüglich behütet werden, damit er ihm nicht zur Gewohnheit wird, von der er sich nicht mehr zu trennen vermag und die ihn bei jedermann unbeliebt und verhaßt macht. Denn es giebt wohl kaum eine Klasse von Leuten, gegen die man mehr Widerwillen und Mißbehagen fühlt, als gerade die eben bezeichnete. Andere Fehler — gleichviel welcher Art — deren man sich beiderseitig bewußt ist, schließen gegenseitige Zuneigung nicht aus; aber niemals hat man gehört, daß ein anmaßender und unverschämter Mensch einen andern, der am nämlichen Fehler litt, geliebt und sich mit ihm vertragen hätte.

Man lobe daher den Schüler nur insoweit, daß derselbe wohl seine Mitschüler an Tugend und Wissenschaft zu übertreffen strebt, ihnen aber niemals mit Abneigung, Zorn oder Haß begegnet. Resümiren wir kurz: der Lehrer zeige sich streng, doch nicht finster; herablassend, ohne seiner Würde zu vergeben; ernst bei einer gewissen Freundlichkeit, freundlich bei einem gewissen Ernst. Er darf zürnen, aber mit Maß; rügen, doch ohne zu kränken; strafen, aber nicht im Zorn; nachsehen, aber mit Vorsicht; loben, aber nicht im Übermaß; selbst schmeicheln, aber mit Besonnenheit; Erholung gönnen, aber nicht zu große Freiheit. Er mahne und warne, wenn es nötig ist, spreche gern von Tugend und Ehrbarkeit, wohl auch von Dingen, die gerade bei den Schülern das Tagesgespräch bilden, macht doch das lebendige Wort stets einen tiefern Eindruck. Er sei unverdrossen, scheue keine Arbeit, höre Bittende willig an und zeige, auch ohne gebeten zu werden, gegen alle ein freundliches Entgegenkommen.

11. Kapitel.

Von der Übung im Schreiben.

Hand in Hand mit dem mündlichen Unterricht müssen die Übungen im schriftlichen Ausdruck gehen. Drei Bedingungen, sagt Aristoteles, dem auch Plutarch beigestimmt, sind beim Jugendunterrichte uner-



läßlich: natürliche Anlage, Disciplin und Übung. Fehlt es an einer derselben, so kann eine gründliche Bildung nicht erreicht werden. Daß der Naturanlage dabei der erste und entscheidende Platz gebührt, ist unbestritten. Es giebt Knaben, die mit solcher Geistesschärfe und schneller Fassungskraft begabt sind, daß es einzig einer sorgfältigen Erziehung bedarf, um aus ihnen die tüchtigsten Männer zu machen. Doch darüber haben wir bereits genügend gesprochen. Allein auch die glücklichsten Anlagen leiden ohne Übung an derselben Unvollkommenheit, wie ein zwar wohlgebautes und trefflich ausgestattetes Schiff, das aber eines tüchtigen Steuermanns ermangelt.

Es darf deshalb beim Knaben nicht an Übung fehlen, ohne welche, wie schon Diogenes sagte, im Leben überhaupt nichts ausgerichtet werden kann und welche alle Hindernisse zu überwinden im stande ist. Um sie aber zu fördern, ist das Lob, welches sich, wie wir oben auseinandergesetzt haben, in den richtigen Schranken zu halten versteht, höchst wirksam. Es würde auch sehr wenig nützen, sich ein reiches Wissen angeeignet zu haben, wenn einem die Fähigkeit abgeht, eigene Gedanken aufzufinden, dieselben passend auszudrücken und in schöner Form niederzuschreiben.

Der Lehrer gewöhne daher die Schüler, sich unablässig im schriftlichen Ausdruck zu üben, bald in gebundener, bald in ungebundener Rede. Beide Arten von Übungen müssen aber nebeneinander hergehen. Eine notwendige Eigenschaft des Stils ist nämlich der Wohllaut; dieser ist aber vor allem Sache des Gehörs und kann nicht durch bestimmte Regeln gelehrt werden. Darum wird ihn aber auch derjenige ohne Zweifel mit größerer Leichtigkeit sich aneignen, der schon etwelche Übung im Versbau besitzt. Auch das ist durch die Erfahrung bestätigt, daß diejenigen, welche es in metrischen Übungen zu einiger Fertigkeit gebracht haben, auch in Prosa sich richtig ausdrücken können, nicht aber umgekehrt, weil eben ersteres ein Geschenk der Natur, letzteres dagegen mehr ein Ergebnis der Kunst ist. Sehr vorteilhaft ist es, dem Schüler Verse von einem guten Dichter vorzulegen und sie dann inhaltlich genau, aber mit veränderten Worten in ein anderes Versmaß übertragen zu lassen; schon Augustin erzählt, daß ihm oft solche Aufgaben gestellt wurden. Ist die Arbeit fertig, so wird der Lehrer je nach Befund an einzelnen Stellen verbessern, streichen, ergänzen oder aber das Ganze nochmals umarbeiten lassen.

Öfters soll er selbst einzelne Abschnitte als Musterbeispiele für die Schüler ausführlich und vollständig diktieren, ihnen dabei den Wort- und Sachinhalt erklären und sie aufmerksam machen, wo man sich je nach Umständen, Ort und Person der Kürze befleißen oder Wortfülle anwenden müsse. Sorgfältig und korrekt ausgeführte Arbeiten lobe der Lehrer, doch so, daß er gleichzeitig darauf hinweist, auf welche Weise dieselben einer noch genauern und korrektern Behandlung fähig gewesen wären. Er kann auch beifügen, daß er sich in Zukunft mit diesen an sich guten Leistungen

Digitized by Google

nicht mehr begnügen, sondern höhere Anforderungen stellen werde. So werden die Schüler einerseits durch den Ehrtrieb noch mehr zum Studium angeeifert und bleiben andererseits vor der Gefahr allzu großen Selbstvertrauens und der Überschätzung ihrer Geisteskräfte bewahrt.

12. Kapitel.

Die Übung des Gedächtnisses.

Man halte die Schüler an, eine Anzahl Stellen aus Dichtern und anderen Schriftstellern auswendig zu lernen, wie dies Diogenes als Erzieher der Söhne des Xeniades gethan haben soll. Das Memorieren giebt ihnen eine außerordentliche Fertigkeit und Leichtigkeit in der Nachbildung und stellt ihnen gleichsam auf den Wink den passenden Ausdruck zur Verfügung. Nicht weniger zweckmäßig ist es zur Kräftigung des Gedächtnisses, die Schüler einen kurzen Abriß des gesamten behandelten Lehrstoffes memorieren zu lassen, eine Methode, welche gleichfalls Diogenes schon beobachtet hat. Der Athener Antisthenes hatte daher nicht so ganz unrecht, als er zu einem Jüngling, der seine geschriebenen Hefte verloren hatte, sagte: „Du hättest die Sache mehr ins Gedächtnis als aufs Papier schreiben sollen." [1] Eine ebenso zutreffende Antwort gab der genannte Philosoph einem jungen Mann aus Pontus, der ihn fragte, welche Lehrmittel er bei der Aufnahme in seine Schule nötig hätte: „Ein neues Buch, einen neuen Griffel und eine neue Tafel", sagte Antisthenes und meinte damit die Kräfte des Geistes [2].

Dazu müssen aber noch fleißige Disputationen unter den Schülern, welche den soeben behandelten Lehrstoff zum Gegenstande haben, hinzutreten. Diese tragen nicht bloß zur Stärkung des Gedächtnisses bei, sondern verschaffen zugleich Gewandtheit im Ausdruck. Noch wirksamer ist es, dasjenige, was man sich selbst angeeignet hat, lehrend wieder anderen mitzuteilen. Das beste Mittel jedoch zur Bildung des Gedächtnisses finden wir nach dem Beispiele Catos darin, daß man das den Tag über Gelernte und Gelesene am Abende nochmals aufs genaueste wiederholt und sich über das Tagespensum durch stilles Nachdenken gewissenhafte Rechenschaft ablegt. Das Gedächtnis ist der zuverlässigste Wegweiser im menschlichen Leben, der Hort der Wissenschaften, der köstlichste Schatz der Natur, so daß es nicht mit Unrecht von den Dichtern die Mutter der Musen genannt wird. Darum ist denn auch die Übung desselben so wichtig.

Es muß sich aber auch der Lehrer angelegen sein lassen, alles, was der Schüler im Verlaufe eines oder mehrerer Tage studiert hat, fleißig abzuhören und sich so wie von einer anvertrauten Verwaltung Rechnung

[1] Diog. Laert. l. VI. c. 1. n. 4. — Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, aus Athen, lebte um 400 v. Chr. Er war ein Schüler des Sophisten Georgias, schloß sich aber später an Sokrates an, dem er bis zum Tode treu blieb.

[2] Diog. Laert. l. c.


Digitized by Google

geben zu lassen. Die Lehrer sollen dem Beispiele der sogen. Gymnosophisten[1] Indiens folgen, die zwar nicht den Boden zu pflügen, die Felder zu bebauen, Gold zu läutern, Pferde zu bändigen, Ochsen zu bespannen oder Schafe zu scheren verstehen, wohl aber, wie Appulejus[2] versichert, der Weisheit wunderbar pflegen und zwar nicht bloß als Lehrer in vorgerückten Jahren, sondern schon in der Jugend, wenn sie noch Schüler sind; denn nichts sei ihnen so zuwider als dumpfes Hinbrüten und Müßiggang. Nachdem der Tisch gedeckt ist, versammeln sich, noch ehe die Gerichte aufgetragen werden, alle Jünglinge aus verschiedenen Orten und von ihren mannigfaltigen Geschäften zur Mahlzeit. Wenn nun die Lehrer fragen, was sie Gutes gethan von Sonnenaufgang bis zur gegenwärtigen Stunde, so erzählt der eine, er habe, zum Schiedsrichter zwischen zwei Streitenden gewählt, dem Streit ein Ende gemacht, Versöhnung herbeigeführt, den Verdacht entfernt und so aus erbitterten Gegnern Freunde gemacht. Der andere sagt, er habe dem Befehle seiner Eltern Folge geleistet; der dritte, er habe durch Nachdenken eine Erfindung gemacht oder durch die Belehrung eines andern etwas gelernt. So müssen alle der Reihe nach Rede stehen. Wer sich nicht ausweisen kann, daß er auf irgendwelche Weise das Morgenmahl verdient hat, wird ohne dasselbe wieder zur Tagesarbeit fortgejagt.

13. Kapitel.

Die üble Gewohnheit des unvorbereiteten Sprechens.

Man lasse bei den Schülern nicht die Gewohnheit aufkommen, aus dem Stegreif oder mit nur scheinbarer Vorbereitung zu sprechen. Letzteres verleitet zum Größenwahn und eingebildeter Weisheit, ersteres aber erzeugt oberflächliche, eitle Geschwätzigkeit und eine lächerliche Frechheit im öffentlichen Auftreten. Was nicht überdacht und erwogen ist, kann niemals etwas Vollkommenes sein; es gilt dies namentlich von schriftlichen Arbeiten. Nun giebt es unter den Schülern solche, die sehr rasch arbeiten und die daher, wenn sie nicht gehörig gezügelt werden, alles Erdenkliche, wie es ihnen gerade in den Sinn kommt, ob brauchbar oder nicht, mit staunenswerter Schnelligkeit und wahrem Ungestüm zusammenschreiben. Es ergeht ihnen wie jenem Dichter, von dem Horaz berichtet[3]: „In einer Stunde schuf er oft, auf einem Beine stehend, zweihundert Verse und meinte, was Großes er gethan." So zeigte einst ein schlechter Maler dem Apelles ein Bild und rühmte ihm, daß er es soeben und in aller Eile ausgeführt habe. Apelles antwortete: „Das würde ich dir glauben, auch wenn du nichts davon gesagt hättest; ich wundere mich im Gegen-

[1] Eine Klasse indischer Philosophen, welche nackt in Wäldern lebten.
[2] Lucius Appulejus, ein neuplatonischer Philosoph, geb. um 130 n. Chr.
[3] Horat. Sat. IV. v. 10.


Digitized by Google

teil, daß du nicht noch mehrere derartige Gemälde fertig gebracht hast." Es ist in der That ein wahres und nicht genug zu beherzigendes Wort, wenn Cato sagt: „Schnell genug geschieht, was gut geschieht." Das war auch die Meinung des Augustus, der zu sagen pflegte, nichts stehe einem tüchtigen Feldherrn weniger an als Eilfertigkeit und Unüberlegtheit. Obgleich der Kaiser die Gabe des Improvisierens besaß, so vermied er dies so sorgfältig, daß er weder im Senat noch vor dem Volk noch vor dem Heere jemals unvorbereitet auftrat. In wichtigen Angelegenheiten aber gab er nur schriftlichen Bescheid und zwar stets in angemessener Form, um ja nicht durch Extemporieren zu viel oder zu wenig zu sagen.

14. Kapitel.

Über den Inhalt und die Form der Darstellung.

Die Knaben müssen angeleitet werden, das Papier nicht mit leerem Wortschwall, sondern mit inhaltsreichen Gedanken zu füllen und ihre Gedanken in so naturgemäßer Form zu ordnen, daß sie sich gegebenen Ortes gewissermaßen von selbst aufdrängen, nicht aber wie an den Haaren herbeigezogen und sozusagen einer fremden Welt entstammend, gewaltsamerweise zusammengefügt scheinen. Was aber die Wahl der Wörter betrifft, so müssen sie sich gleichsam von selbst darbieten und sich passend einfügen; es dürfen nur ursprüngliche, gewählte und bei den Klassikern in Geltung stehende Ausdrücke angewendet werden.

Der Stil muß sodann fließend und rein sein. (Diese Eigenschaften wollte C. Caligula, dessen Geschmack in wissenschaftlicher Hinsicht gerade so wie in sittlicher verdorben war, nicht anerkennen; sonst hätte er nicht dem Stile Senekas das beste Zeugnis ausgestellt und ihn „Sand ohne Kalk" genannt[1].) Andererseits aber darf er nicht ins Affektierte und Gekünstelte ausarten (letzteres war bei Tiberius in solchem Grade der Fall, daß er mit extemporierten Reden weit mehr Anklang fand als mit einer wohlvorbereiteten[2]), sondern muß fehlerfrei, gefällig, abwechselnd, bilderreich und überhaupt durch glanzvolle Diktion ausgezeichnet sein. Vor allem aber sei die Darstellung — und dies ist wohl der wichtigste Vorzug — deutlich, klar, lichtvoll, so daß sie keiner weitern Erklärung bedarf. Der Schüler lerne daher, den darzustellenden Gedanken nicht jedesmal in einem einzigen Satze zusammenzufassen, sondern ihn in gefälliger Abwechslung auf mehrere Sätze zu verteilen und dieselben in der Weise miteinander zu verbinden, daß sie logisch richtig aufeinander folgen. Wenn so der Stoff richtig geordnet ist und dazu noch ein angemessener Schmuck der Rede hinzutritt, so ist dies, wie Cicero sagt, von größter Wirkung auf das Gemüt des Menschen.

[1] Sueton. Calig. c. 53   [2] Sueton. Tiber. c. 70.

Digitized by Google

Man gebrauche ferner keine eigenartigen und veralteten Wörter, sondern nur solche, die im Sprachgebrauch feststehen und allgemein gebräuchlich sind, damit wir nicht, indem wir das Altertum, unsere geistige Mutter, zu Ehren bringen wollen, nicht sowohl alte, als vielmehr — um mich so auszudrücken — abgelebte, einer längst vergangenen, Jahrhunderte hinter uns liegenden Zeit angehörenden Ausdrücke anwenden, welche kaum ein Ödipus verstehen würde[1]. Darum sagt Cäsar in seiner Schrift über die Sprachähnlichkeit[2], ein ungewöhnliches und ungebräuchliches Wort sei gleich einer Klippe zu meiden. Augustus aber vermied veraltete und außer Gebrauch gekommene Wörter — um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen — wie Modergeruch. Er verwendete die größte Sorgfalt darauf, seine Gedanken in möglichst klarer Form darzustellen, damit er bei keinem seiner Leser oder Zuhörer Anlaß zu Mißverständnis geben könnte. Er tadelte daher auch den Mäcenas und den Tiberius und geißelte gern ihre Unsitte, sich mit Vorliebe veralteter und dunkler Ausdrücke zu bedienen. Desgleichen schalt er den Markus Antonius und zieh ihn beinahe der Tollheit, weil sein Stil mehr auf Effekt als auf Verständnis zielte[3]. An seine Enkelin Agrippina aber schrieb er: „Hüte dich wohl, affektiert zu schreiben und zu sprechen.“[4] Er hielt nämlich außerordentlich viel auf eine reine, klare und bestimmte Ausdrucksweise, von der Ansicht ausgehend, daß es nichts Vortrefflicheres gebe als Klarheit und Durchsichtigkeit in der Darstellung.

Auch Epikur in seiner Schrift „Über die Beredsamkeit“ stellt dies als erste und notwendigste Forderung auf, während dagegen Hadrian, freilich nicht zu seinem Ruhme, einer altertümlichen und dunkeln Ausdrucksweise den Vorzug gab, so zwar, daß er den Cato über Cicero, den Ennius über Virgil, den Cölius[5] über Sallust stellte. Von Cicero wird uns erzählt[6], wie sehr ein gewisser Sisenna, der sich gern ungebräuchlicher Wortbildungen bediente, darob zum Gegenstande des Spottes geworden. Als er nämlich in einem Rechtshandel die Verteidigung führte, warf er dem Kläger Cajus Ruffius vor, daß seine Anklage als „sputatilica“ zu bezeichnen sei (an Speichel erinnere). Da antwortete Ruffius: „Ich bin verloren, Richter, wenn ihr mir nicht zu Hilfe kommt; ich verstehe gar nicht, was Sisenna sagt; ich fürchte, er habe mir eine Falle

---

[1] Ödipus, König von Theben, löste das Rätsel der Sphinx, das vor ihm niemand erraten hatte, und wurde durch diese seine Kunst sprichwörtlich in Bezug auf Lösung dunkler und schwieriger Fragen.

[2] De analogia. Cf. Gell. Noct. Attic. l. I. c. 10.

[3] Sueton. Octav. c. 86. [4] Sueton. l. c.

[5] M. Coelius Rufus, geb. 82 v. Chr., römischer Staatsmann und Schriftsteller. Von seinen Werken, welche nach Tacitus (Dial. c. 21) eine gewisse Härte des Stils nach dem Vorbilde der ältern Periode an sich tragen, sind (nebst Briefen an Cicero) nur wenige Fragmente vorhanden.

[6] Cic. Brut. 75. 260.



gelegt. ‚Sputatilica‘ — was ist das? Was ‚sputa‘ ist, weiß ich; aber was ‚tilica‘ bedeutet, ist mir unbekannt.“ Es folgte diesen Worten ein allgemeines Gelächter.

Beobachte man überhaupt, was kein geringerer als Cicero an Markus Calidius rühmlichst hervorhebt. „Seine Gedanken,“ sagt er[1], „die sich durch Gründlichkeit und Tiefsinn auszeichneten, waren in eine gefällige und durchsichtige Form gekleidet. Seine Perioden waren so geschmeidig, so biegsam, so ganz von seiner Willkür abhängig, daß sie kein anderer Redner in solchem Grade in seiner Macht hatte. Sein Stil war so glatt und fließend, daß nirgends eine Unebenheit oder Härte hervortrat. Jedes Wort hatte seine passende Stelle und war so sorgfältig geordnet, daß das Ganze, um mit Lucilius zu sprechen, mit einer bunt gewürfelten Mosaik zu vergleichen war. Man fand in seiner Darstellung nichts Ungelenkes, nichts Gesuchtes, nichts Gemeines, keine übertriebene Breite. Er liebte mehr figürliche als eigentliche Ausdrücke, die aber stets so gewählt waren, daß sie nicht als fremdartige Eindringlinge, sondern als berechtigte Hausgenossen erschienen. Der ganze Periodenbau zeichnete sich durch Ebenmaß, Abrundung und Rhythmus aus und zeigte in den Schlußkadenzen keine Einförmigkeit, wohl aber eine große und zudem ungekünstelte Abwechslung. Sowohl Inhalt als Form wiesen jene Lichtpunkte auf, welche die Griechen mit dem Ausdruck ‚Schemate‘ bezeichnen und die für die Darstellung das nämliche sind, was die Verzierungen an einem Prachtgewande. Darüber handeln ja die Lehrbücher der Rechtsgelehrten an manchen Stellen, und daraus mag er dies gelernt haben. Fügen wir endlich noch bei, daß Calidius mit der kunstvollen Anordnung des Stoffes einen edlen Vortrag und eine natürliche, leidenschaftslose Sprache verband. Und wenn ein gefälliger Vortrag ein Hauptvorzug des Redners ist, so wüßte ich nicht, bei wem man dies besser lernen könnte als bei Calidius.“

15. Kapitel.

Veraltete Wörter und Wendungen, sowie Spitzfindigkeiten in der Auslegung des Sinnes sind zu vermeiden.

So groß unsere Hochachtung vor dem Altertum ist und so sehr wir dasselbe gleichsam als unsere ehrwürdige Mutter betrachten, so dürfen wir doch in dieser Verehrung das richtige Maß nicht überschreiten und, wie wir bereits oben gewarnt haben, nicht so weit gehen, daß wir dasjenige, was längst veraltet und seit undenklicher Zeit außer Gebrauch gekommen und in Vergessenheit geraten ist, wieder in Aufnahme bringen wollen. Man nehme sich hierbei die Alten zum Muster, jedoch nur, so-

[1] Cic. Brut. c. 79. 274.



weit sie wirklich zu den Klassikern gehören, und halte sich an ihren Ausdrücken und Begriffsbezeichnungen, sofern wir rücksichtlich ihrer Bedeutung nicht im ungewissen sind. Außerdem aber ist der Sprachgebrauch der zuverlässigste Führer und Ausleger; man bediene sich daher nur solcher Ausdrücke, welche bei den Gelehrten allgemein im Gebrauche stehen.

Keine geringere Berücksichtigung aber verdient der Sinn der Wörter, welcher sich aus der Analogie und Etymologie ergiebt. Wenn wir die Forderung aufgestellt haben, daß der Ausdruck weder dunkel noch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch fremd sein dürfe, so gilt dies nicht bloß von der Form, sondern ebensosehr vom Inhalt. Man gestatte daher nicht, daß die Knaben in Ableitung und Erklärung der Wörter sich auf Spitzfindigkeiten und Konjekturen einlassen, sondern in Bezug auf Etymologie, Flexion und Analogie der Bedeutung lediglich auf bestimmte und sichere Resultate der Wissenschaft abstellen. Ableitungen also, wie Saturnus von saturare (= der sich an Jahren sättigt) oder Mavors (Mars) von magna vortere (= der Großes herumwälzt) oder Neptunus von nare (= schwimmen) u. dgl. sind unstatthaft. Cicero geißelt dergleichen Leistungen in seiner Schrift „Von dem Wesen der Götter"; es giebt kein Wort, sagt er[1], dessen Abstammung sich nicht aus irgend einem einzelnen Buchstaben desselben herleiten läßt.

Das Gleiche behauptet Quintilian, auf dessen Urteil ich in allen Fragen, in dieser aber ganz besonders, Gewicht lege, in seinen „Unterweisungen"[2]. Es haben, was diesen Gegenstand betrifft, nicht nur viele alte Grammatiker, welche er widerlegt, sondern auch manche neuere mehr Lächerliches als Stichhaltiges zu Tage gefördert. Quintilian führt mehrere dergleichen Beispiele an; ich übergehe sie hier und beschränke mich auf einen einzigen, allerdings eklatanten Fall, der mir neulich selbst begegnet ist. Ein Grammatiker fragte mich nach meiner Ansicht über die Ableitung des Wortes bucentorium. (Man versteht unter dem Ausdruck ein Schiff, welches große und mächtige Männer zu führen bestimmt ist.) Ich machte ihn vorab aufmerksam, daß das Wort nicht bucentorium, sondern bucentaurus laute. Nun eröffnete er mir seine Ansicht über dessen Ableitung und meinte, es müsse ohne allen Zweifel von buccis centum (hundert Backen) herstammen, wobei einige Buchstaben weggefallen, andere korrumpiert seien; der Name erkläre sich dadurch, daß die Vornehmen stets eine zahlreiche Dienerschaft in ihrem Gefolge haben. Erstaunt über eine derartige geradezu alberne Etymologie, die er zudem mit der Sicherheit eines sibyllinischen Spruches vortrug, verwies ich ihn auf eine Stelle

---

[1] De nat. deor. l. II. 26.

[2] Institut. l. III. c. 7. 25. — Markus Fabius Quintilianus (2. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.), aus Calapurris in Spanien, Lehrer der Beredsamkeit in Rom, schrieb neben einigen weniger bedeutenden Schriften das im Text erwähnte Werk De institutione oratoria in zehn Büchern, ein vollständiges, meisterhaftes Lehrbuch der Rhetorik.


Digitized by Google

bei Varro in seiner Schrift „Über die Landwirtschaft“ [1]. Dort sei zu lesen, daß die gewaltige Größe des Ochsen (bos) bei den Römern zu dem Sprachgebrauch Veranlassung gegeben, zur Bezeichnung von etwas Großem jeweilen die Silbe „bu“ dem betreffenden Worte vorzusetzen. So bedeutet bulimia [2] großen Hunger, bupaedes [3] großgewachsene Knaben, bumanium [4] eine große Traube u. s. f. Dies ist auch der Grund, warum im Gebiete jenseits des Po bei den Frauen heute noch die Sitte herrscht, so oft sie etwas Großes und Bewunderungswürdiges bezeichnen wollen, sich jenes Ausdruckes zu bedienen. Bucentaurus, d. i. der große Centaurus, wird also in der alten ursprünglichen Bedeutung des Wortes jenes Schiff genannt, weil auf ihm große und angesehene Männer zu fahren pflegen. Ein Centaurus aber war das Bild, welches das Schiff mit sich führte. So finden wir auch bei Virgil [5] den trefflichen Vers: „Auf dem großen Centauren fährt er einher“; statt des gewöhnlichen Ausdruckes bedient sich der Dichter geschickt einer edlern, der Würde des Gedichtes angemessenern Bezeichnung.

Man lasse sich also, um es nochmals zu wiederholen, bei Erklärung der Wörter nicht von bloßen Phantasien und Spielereien leiten, die eines wissenschaftlich gebildeten Mannes unwürdig sind, sondern stelle nur auf zuverlässige, solide Beweisgründe ab, die einer reinen und ungetrübten Quelle entstammen, wie ich dies selbst an einem Beispiele nachgewiesen habe. Die Beobachtung dieses Verfahrens wird viel zum Glanz und zur Würde des Ausdruckes beitragen. — Das Gesagte findet auch auf die Gestalt der Silben, Buchstaben und Schriftzüge Anwendung. Veraltete und außer Übung gekommene Schriftformen sollen nicht wieder erneuert werden. Auch Augustus hütete sich vor denselben so sehr, daß er nicht anders schrieb, als er sprach, indem er die Ansicht derer, die ebenso urteilten, für die richtige hielt. Doch nun zu einem andern Gegenstand.

16. Kapitel.

Über die Verschiedenheit der Darstellung bei den verschiedenen Materien.

Was die Schreibart betrifft, so darf sie weder zu niedrig noch zu hoch sein; die erstere macht auf das Gemüt keinen Eindruck; die letztere eignet sich vorzüglich für die tragische Dichtung. Somit hat sich der Schüler die mittlere Schreibart anzueignen, welche im Leben am gebräuchlichsten und zugleich von der kräftigsten Wirkung ist. Wie dem verständigen Manne Bescheidenheit im Auftreten zur Zierde gereicht, so auch eine gewisse Mäßigung in der Rede. Indes hat sich die Form der Darstellung

[1] Varro, De re rustica l. II. c. 5.
[2] Vom griech. βουλιμία, der Heißhunger.
[3] Vom griech. βούπαις, der große Junge.
[4] Gemeint ist wahrscheinlich das griech. βούμασθος, eine Art großer Trauben.
[5] Aen. l. V. v. 122.

Digitized by Google



immerhin nach dem Gegenstande zu richten, je nachdem derselbe eine erhabene oder niedrige, eine lebhafte oder ruhige Schreibart verlangt. So müssen sich also schon die Knaben der Natur des zu besprechenden Gegenstandes gemäß ausdrücken lernen.

Als Thema eignen sich am besten edle und berühmte Thaten und Ereignisse, die etwas Großartiges an sich haben. Wer sich nämlich in der Bearbeitung solch schwieriger Stoffe geübt hat, gewöhnt sich dadurch in der Regel an eine gewisse Vornehmheit und Würde des Ausdrucks, die ihn aber keineswegs hindert, über einen gewöhnlichen Gegenstand, wenn nötig, in einem gewöhnlichen und sachgemäßen Tone zu sprechen. Umgekehrt aber wagt sich derjenige, der nur gewöhnliche und alltägliche Materien zu behandeln gewöhnt wurde, niemals an einen höhern und erhabenern Gegenstand. Damit ist freilich, wie schon Plinius bemerkt[1], nicht gesagt, daß man stets nach schwungvoller Darstellung haschen solle; denn wie in der Malerei das Licht durch den Schatten am wirkungsvollsten ist, so muß auch in der schriftlichen Darstellung die schwungvolle mit der schlichten Ausdrucksweise abwechseln.

Es giebt im ganzen drei verschiedene Schreibarten, die sowohl in der Poesie als in der Prosa zur Anwendung kommen, und in jeder derselben finden wir ausgezeichnete Schriftsteller: die erhabene, voll Würde und Majestät; die einfache, die bei aller Knappheit und Schlichtheit doch einer gewissen Anmut nicht entbehrt; endlich die mittlere oder gemischte, die von beiden vorgenannten etwas an sich trägt und sich durch die größte Anspruchslosigkeit und, um mich so auszudrücken, Nüchternheit kennzeichnet. Jede von ihnen hat, wenn sie sich innerhalb ihrer Grenzen bewegt und ihr wahres Wesen nicht verleugnet, ihren eigenen Reiz; sobald sie jedoch die ihr vorgeschriebenen Grenzen überschreitet, wird sie fehlerhaft, erscheint als Schwulst und stößt darum ab. Wer somit die höhere, wortreiche Schreibart wählt, der hüte sich, damit er bei seinem Streben nach Wortfülle nicht in Bombast und leeren Wortschall verfalle; wer die einfache wählt, nehme sich vor Trockenheit, Gehaltlosigkeit und Dürftigkeit des Ausdrucks in acht; demjenigen endlich, welcher sich für die mittlere Schreibart entscheidet, soll man nicht Zweideutigkeit und unsicheres Hin- und Herschwanken zum Vorwurf machen können.

17. Kapitel.

Von dem öffentlichen Auftreten des Knaben und von der Übung in der Aussprache.

Ein mächtiger Antrieb zu fleißigem Studium wird es für die Schüler sein, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, Redeübungen anzustellen und öffentlich als Redner aufzutreten. Denn je größer der Ruhm ist, der

[1] Epist. l. III. n. 13.

Digitized by Google

ihnen bei einer zahlreichen Zuhörerschaft in Aussicht steht, um so mehr werden sie zur Pflege gerade der edelsten Wissenszweige angeeifert und — was in diesem Alter nicht hoch genug anzuschlagen ist — um so thatkräftiger, mutiger und geschickter werden sie in der Folge zur Verwaltung der Staatsgeschäfte sein. Darum muß ihre Stimme gebildet und ihr Vortrag nach den strengsten Regeln geübt werden, damit der Vortragende weiß, wo er in gehobenem, wo in gesenktem, wo in gemäßigtem Tone sprechen, wo er den Atem anhalten, wo die Periode schließen solle; wo er wieder anheben müsse, damit die Stimme deutlich, klangvoll, kräftig sei und eine gewisse mit Anmut gepaarte Würde besitze. Sodann müssen die Bewegungen des Mundes und der einzelnen Körperteile in passender und anständiger Weise geregelt werden, damit sie nicht nach Art der Ungebildeten zu nachlässig oder nach der Sitte der Schauspieler affektiert und übertrieben erscheinen. Vortrag und Aktionen sind ein sehr wirksames Hilfsmittel, um den Anforderungen, die wir an den tüchtigen Redner gestellt haben, Genüge zu leisten: sie tragen zu besserem Verständnis des Inhalts bei, gewinnen das Wohlgefallen des Zuhörers und bringen dadurch bei ihm eine um so durchschlagendere Wirkung hervor.

18. Kapitel.

Auswahl der Schriftsteller. Vortrefflichkeit Virgils. Verteidigung desselben.

Eine Hauptsorge des Lehrers wird es sein, den Schüler in die Lektüre guter und bewährter Schriftsteller des Altertums einzuführen. Es ist bedauernswert, daß dieser Frage in unserer Zeit viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet wird. Ja es ist mit der Verblendung mancher Lehrer so weit gekommen, daß sie den Knaben die abenteuerlichsten Machwerke, das abgeschmackteste, einfältigste und nichtsnutzigste Zeug zur Lektüre vorsetzen und dabei noch glauben, ihnen eine weiß Gott wie gesunde und schmackhafte Geistesnahrung verschafft zu haben, während es in Wirklichkeit nichts als verheerendes Gift ist. Solche Ware gehört fort, weit hinter das Land der Sarmaten, und sollte bei freien Menschen nicht einmal dem Namen nach bekannt sein; ja sie sollte mit Stumpf und Stiel vernichtet und auf immer vom Erdboden vertilgt werden.

Oder ist es nicht lächerlich genug, wenn ein hohler Schwätzer den Grammatikern eine neue Lehrmethode zu bieten wagt, welche in nichts anderem als in einer Sammlung alberner Wundergeschichten besteht, und wenn er dabei noch die Unverschämtheit hat, zu versichern, es enthalte dieselbe Vorschriften zu einem guten und rechtschaffenen Leben, währenddem sie in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine Zusammenstoppelung von allerhand nach Form und Inhalt gleich fadem und läppischem Zeug? Das mutete dieser Mensch den Schülern zum Lesen zu; die Redner und Dichter dagegen und zumal Virgil und Cicero, die Väter der lateinischen

Sprache, verpönte und verunglimpfte er aufs heftigste und wollte den Knaben jede Lektüre derselben verboten wissen. Es war diesem Gelehrten — als solchen betrachtete er sich — entgangen, daß Augustin, der größte unter den Gottesgelehrten, sagt [1], es müsse Virgilius von den Knaben schon im jugendlichen Alter gelesen werden, damit die Werke dieses größten und glänzendsten Dichters ihnen schon in den zarten Kinderjahren zum geistigen Eigentum werden und nie mehr ihrem Gedächtnis entschwinden. Auch das war ihm unbekannt, daß der nämliche Augustinus uns erzählt [2], die Lektüre von Ciceros Hortensius (es ist dies der Titel eines Buches, das später verloren ging) habe bei ihm, dem Jüngling, eine völlige Sinnesänderung hervorgerufen, so daß er von da an all seine Hoffnung auf Gott gerichtet und keinem ungeordneten Streben nach Reichtum mehr gehuldigt habe; bot sich ihm solcher zufälliger Weise dar, so habe er nichts als den nötigen Unterhalt für sich davon verlangt, indem er sich damals schon jenes göttlichen Ausspruches bewußt fühlte: „Wenn euch Reichtum zuströmt, so hänget das Herz nicht an ihn.“ [3]

Woher nimmt also jener oberflächliche Skribent das Recht, sich zum Richter aufzuwerfen über einen Cicero, dessen Schriften bei einem Manne wie Augustin so herrliche Früchte hervorbrachten? Enthalten denn seine Werke nicht eine beständige ernste Aufforderung zur Tugendliebe und zum Abscheu gegen das Laster? Anders verhält es sich freilich mit den Dichtern; daß von ihnen dem Knaben manche vorbehalten werden müssen, ist auch unsere Meinung, wie es schon diejenige unserer Vorfahren war. So sind die Elegiker, welche anstößige Liebeshändel besingen, zu verbannen; desgleichen diejenigen unter den Lyrikern, welche mehr oder weniger schlüpfrige Stellen enthalten. Von den Satyrikern lasse man nur jene zu, bei welchen ein gewisser sittlicher Ernst vorwaltet. Was endlich die Komiker betrifft, so müssen dieselben, obwohl sie zur allgemeinen Bildung und zur Eleganz des Stils überaus förderlich sind, dem reifern Alter, für das sie weniger Gefahr in sich bergen, vorbehalten bleiben. Denn wenn, wie uns ein Komiker erzählt [4], ein Jüngling durch eine unanständige Darstellung Jupiters zur sinnlichen Lust aufgestachelt wurde, wie viel mehr muß nicht das noch zartere Alter durch ein Gedicht, welches die menschlichen Affekte in noch lebhafteren Farben schildert, aufgeregt werden und einen heftigen Trieb für das, was es gelesen hat, empfinden? Es ist daher beachtenswert, wenn Gregor von Nazianz, Hieronymus und Prosper [5], letzterer in seiner Schrift „Über das beschauliche Leben“, uns erzählen, daß man in den früheren Zeiten des Judentums der Jugend vor dem dreißigsten Lebensjahre das Buch der Genesis, einen Teil des Propheten Ezechiel, das Hohelied und ähnliche Schriftstücke, in welchen geschlechtliche

[1] De civit. Dei l. I. c. 3. [2] Confess. l. III. c. 4. [3] Ps. 61, 11.

[4] Terent., Eun. Act. III. scen. 5.

[5] Der hl. Prosper, aus Aquitanien gebürtig, im Anfang des 5. Jahrh., ein Verteidiger der Lehre des hl. Augustin und damit Bekämpfer der Semipelagianer.

Digitized by Google

Verhältnisse zur Sprache kommen, nicht in die Hände gegeben habe, wiewohl die darin auftretenden Personen nur Personifikationen gewisser Tugenden sind.

Wir möchten es sehr empfehlen, den Knaben einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift, welche sich für ihr Alter besonders eignen, zur Lektüre vorzulegen; wenn das Studium der Heiligen Schrift mit demjenigen der heidnischen Schriftsteller Hand in Hand geht, so kann das der Jugend nur zum Vorteil gereichen [1]. Unsere Vorfahren verlangten, daß der Unterricht im Lateinischen und Griechischen gleichzeitig betrieben werde, damit sich der Schüler so beider Sprachen in gleichem Maße bemächtige. Mir scheint es, man sollte das nämliche Verfahren in Bezug auf die Lektüre der biblischen und heidnischen Schriftsteller beobachten; denn wenn sich die Knaben schon in jungen Jahren mit beiden gleichzeitig vertraut machen, so werden sie ihre Lehren fürs spätere Leben um so tiefer dem Gedächtnisse einprägen.

Darum bin ich auch mit jenen Lehrern durchaus einverstanden, welche die Knaben sofort, nachdem sie mit dem Alphabet bekannt sind, zuerst die Psalmen auswendig lernen lassen. Ertönt doch bereits in der ganzen Welt der Psalmengesang; wer zu seinem Gotte demutsvoll beten will, der sucht, sei er gelehrt oder ungelehrt, die Psalmen auswendig zu wissen. Warum sollten dieselben also nicht für die Knaben die passendste erste Geistesnahrung, gleichsam die Milchspeise sein? Sind sie doch so klar, so einfach, so mild, so leichtfaßlich und ansprechend! Möchten sie jedem jungen Menschen stets auf der Zunge schweben und in seinem Herzen wohnen. — Müssen wir ferner nicht die schöpferische Kraft jener Dichter bewundern, welche die Liebe, den Schmerz, kurz jede menschliche Gemütsbewegung so lebendig darzustellen verstanden haben, daß es uns den Eindruck nicht einer Beschreibung, sondern einer vor unseren Augen sich entwickelnden Handlung macht? Oder giebt es eine edlere und erhabenere Erscheinung als dieser hebräische Sänger, der sich durch Anmut und Schönheit der Darstellung, durch Wortfülle und Kraft des Ausdrucks, mit einem Wort durch Vortrefflichkeit in jeder Hinsicht hervorthut; der mit dem Allerhöchsten so gut zu reden weiß, daß er ihn, man möchte fast sagen, selbst gegen seinen Willen und widerstrebend zur Erhörung seiner Bitten zu bewegen versteht?

Wenn sodann das Alter es gestattet, daß der Schüler zu den grammatischen Autoren übergehen kann, so lege man ihm die Sprüche Salomons und den Prediger von Jesu Sirach zur Lektüre vor. Gewiß giebt es keine Schriften, welche geeigneter und zweckmäßiger wären, um dem Knaben Lebensvorschriften zu geben und sein sittliches Verhalten

[1] Über den großen Nutzen des Studiums der Heiligen Schrift spricht sich Vegius ausführlicher aus in seiner Schrift De perseverantia religionis l. V. c. 5 „de lectione sacra". Ebenda warnt er auch die Religiosen vor dem unbeschränkten Gebrauch der heidnischen Autoren.


Digitized by Google

zu regeln. Verbindet man damit überdies die formvollendete und durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Erklärung des Hieronymus, so bringt diese Lektüre unvergleichlich größern Nutzen als die obenerwähnten lächerlichen und ungeheuerlichen Elaborate, von denen nur Leute ohne jede Sachkenntnis glauben können, daß sie der Heiligen Schrift ebenbürtige Sittenregeln bieten, währenddem jeder Verständige weiß, daß sie nur nichtssagendes und albernes Geschwätz enthalten. Bei vorgerückteren Jahren und Kenntnissen nehme der Schüler das zweite Buch der Makkabäer zur Hand, welches meines Erachtens im ganzen an rednerischer Kraft der römischen Litteratur näher steht als alle übrigen jüdischen Schriften, weil die Abfolge der historischen Ereignisse darin kurz und bündig dargelegt ist. Es läßt sich daher auch leichter dem Gedächtnisse einprägen und gilt allgemein als eine ebenso angenehme als nützliche Lektüre.

Auf diese Weise werden die Knaben durch den süßen Geschmack der göttlichen Weisheit nach und nach angezogen und fühlen sich dadurch, wenn sie an Geist und Kenntnissen reicher geworden, von selbst zum Studium sowohl der älteren jüdischen Litteratur als auch der neueren griechischen und lateinischen Schriftsteller angetrieben, von denen so viele durch Heiligkeit des Wandels und durch Gelehrsamkeit geglänzt haben. Man warne sie aber rechtzeitig vor den Apokryphen, bei denen nicht viel Wahrheit und Zuverlässigkeit und noch weniger Geschmack zu finden ist.

Neben diesen biblischen Autoren sollen die heidnischen, Dichter sowohl als Historiker, zur Verwendung kommen. Am besten wird wohl mit Äsops Fabeln begonnen, welche sich sowohl wegen ihres moralischen Gehalts als auch durch ihre schlichte, schmucklose Darstellung für dieses Alter empfehlen, und da sie auf den jugendlichen Geist eine große Anziehungskraft ausüben, zu fernerem fleißigem Studium anregen. Jetzt darf man schon auf schwierigere Materien greifen, und ich finde dabei das Verfahren, das man im Mailändischen einschlägt, zunächst die Geschichte der katilinarischen Verschwörung zu behandeln, durchaus angemessen. Genannte Schrift wirkt einerseits sehr bildend durch die Eleganz der Diktion und wird andererseits wegen ihres nicht allzugroßen Umfangs gern und mit Leichtigkeit memoriert.

An die bisher genannten Autoren schließen sich nunmehr die Dichter an, jedoch, wie bereits bemerkt, nur solche, bei denen keine Gefahr vorhanden ist, durch Schlüpfrigkeiten ansteckend auf die jugendlichen Gemüter einzuwirken. Hierher gehören zunächst die Tragiker. Allen voran jedoch stellen wir die Epiker, mit welchen man die Knaben zu ihrem Nutzen schon frühzeitig bekannt macht, auch wenn sie noch nicht fähig sind, alle Schönheiten in denselben zu erfassen; atmen doch die Heldendichter, wie keine anderen, einen edlen und erhabenen Geist. In der vordersten Reihe aber dieser Heldendichter stehen, wie schon unsere Vorfahren geurteilt haben, bei den Griechen Homer, bei den Römern Virgilius.

Digitized by Google

Was den letztgenannten Dichter betrifft, so hat einer, der über alles schwätzt und alles besser wissen will, seinen Ruhm in Schatten zu stellen sich bemüht; es ist nur schade, daß die Beweisgründe, auf die er seine Behauptung stützt, auch nicht den geringsten Wert haben. Über den schweren Vorwurf, daß Virgil sich die größte Willkür in der Erfindung erlaube, gehe ich hier hinweg, indem ich mich hierüber in einer andern Schrift ausgesprochen habe[1]. Wenn er aber das vierte Buch der Äneide, das gerade das vollendetste ist, in maßloser Weise verunglimpft, so beweist er dadurch nur, daß er den Sinn desselben nicht begriffen hat. Das ganze Epos — soviel Kenntnis sollte man bei einem Kritiker desselben voraussetzen dürfen — entwickelt unter dem Gewande dichterischer Bilder die tiefsten Geheimnisse der Philosophie. Wir würden gerne näher auf diesen Gegenstand eintreten, wenn nicht die Behandlung weiterer Fragen unser wartete. Doch sei uns wenigstens über den eben angezogenen Punkt noch eine Bemerkung gestattet[2].

Während Virgil in der Person des Äneas einen in jeder Hinsicht tugendhaften Mann und zwar in glücklichen wie in unglücklichen Verhältnissen darstellen will, so zeigt er an dem Schicksal der Dido, an ihrem Ruhm, ihrer Schande und ihrem schließlichen traurigen Untergang dem Frauengeschlechte den Weg zu einem glücklichen Leben. Wenn der Dichter unsere Heldin schildert, wie sie mit Gründung einer großen Stadt aufs eifrigste sich beschäftigt[3], wie sie durch Recht und Gesetz für das Wohl der Völker sorgt, wie sie ihrem Gatten selbst nach dem Tode noch die eheliche Treue bewahrt, wie sie sich dadurch Ruhm und Verehrung bei den eigenen Unterthanen erwirbt und Besorgnis bei allen Nachbarvölkern erweckt: auf wen, frage ich, sollte ein solches Vorbild nicht Eindruck machen, wen sollte es nicht zu eigenem Streben nach Tugend entflammen? Wenn hinwieder ihre leidenschaftliche Liebe zu dem neu angekommenen Gastfreund ihre Sinne derart berückt, daß sie darob den Bau der Stadt und die Regierung ihrer Völker vergißt und sich ganz den Freuden des Spiels und festlicher Gelage überläßt, wenn sie dann aber, von ihrem Liebhaber im Stiche gelassen, von Gram und Trauer überwältigt, der Verzweiflung anheimfällt und sich selbst den Tod giebt, wem sollte das nicht zu Herzen gehen, nicht einen heilsamen Schrecken einflößen? Wer gäbe nicht lieber der Keuschheit trotz ihrer ernsten Miene den Vorzug vor der schmeichelnden Sinnenlust, weil man ja am Ende von dieser nur die allerbittersten, von jener aber die süßesten Früchte erntet? Und dabei gebührt dem Dichter die Anerkennung, daß er sich in

---

[1] De persev. relig. l. I. c. 5. Äneas, der Held der Äneide, wird hier von Vegius als ein Muster von Beharrlichkeit dargestellt und dies am Inhalt des Gedichtes nachgewiesen.

[2] Man wird dem begeisterten Verehrer des Sängers der Äneide die folgende Digression zu gute halten.

[3] Dido, die phönikische Königstochter, gilt als Gründerin Karthagos.



der ganzen Schilderung dieser Geschichte auch nicht einen einzigen ungeziemenden Ausdruck oder Gedanken gestattet, sondern gegenteils der größten Wohlanständigkeit und Züchtigkeit sich beflissen hat. Denn daß er die Leidenschaft des rasenden Weibes in einer Weise zum Ausdruck bringt, wie es lebendiger weder ausgesprochen noch gedacht werden könnte, kann ihm doch nicht zum Tadel gereichen; ist es ihm ja vielmehr stets zum größten Ruhme angerechnet worden! Darum sind denn auch Virgil selbst und alle jene Dichter, welche sich diesen zum Muster genommen haben, von den tüchtigsten Gelehrten stets empfohlen und in Schutz genommen worden, weil ihre Gedichte die trefflichsten Lehren geben, wie man der Tugend folgen und das Laster fliehen müsse; freilich sind diese Lehren, damit der Dichtung die Schönheit und Lebendigkeit der Darstellung nicht verloren gehe, in ein poetisches Gewand gekleidet. Dagegen hat man von jeher die dramatischen Dichter, von denen schon Plato meinte, man solle sie des Landes verweisen, mißbilligt und verurteilt, weil das Lesen derselben die menschlichen Leidenschaften heftig aufstachelt.

Wenn der vorerwähnte Skribent dem Virgil den fernern Vorwurf macht, als sei er der Verfasser der bekannten Gedichte auf Priapus, so können wir denselben nicht unbeantwortet lassen, wenngleich uns dies allzuweit von unserem Thema abzieht. Zugegeben, es habe damit seine Richtigkeit, was hat denn die Herausgabe eines andern anstößigen Schriftchens mit unserer Äneide zu schaffen, die nun einmal über jeden Tadel erhaben ist? Verwerfen wir etwa die guten Schriften eines Origenes, — ich muß unserem Gottesgelehrten mit Beispielen von seinem Stande begegnen — die unsern Glauben so trefflich verteidigen, deswegen auch, weil derselbe auch verkehrte und häretische geschrieben hat? Es hat sich zwar jene Ansicht über Virgil ziemlich allgemeine Geltung verschafft, indem sie von dem Grammatiker Servius [1], der übrigens mit seinem Urteil allein steht, vertreten wird. Was mich betrifft, so vermag mich selbst die Autorität eines Servius nicht davon zu überzeugen; denn auch ein Grammatiker kann eben nicht mehr Glaubwürdigkeit für sich in Anspruch nehmen, als die Gründe, auf die er seine Behauptung stützt, oder das Zeugnis, welches ein bewährter Dichter oder Redner beibringt, erhärten können.

Wir sind nun aber im Fall, durch sichere und einleuchtende Gründe das gerade Gegenteil seiner Behauptung zu beweisen. Der geniale Dichter Martial, dem seine überaus schmutzigen Gedichte vielen Tadel eintrugen, beruft sich zu seiner Verteidigung und Rechtfertigung auf Catull, Marsus, Pedo, Getulikus. Warum übergeht er wohl den

---

[1] S. Maurus Honoratus lebte vermutlich im 4. Jahrh. n. Chr unter Kaiser Valentinian und schrieb einen Kommentar zu den Gedichten Virgils und eine Metrik (Centimetrum genannt).

Digitized by Google

Virgil? Etwa aus Geringschätzung gegen einen Dichter, der sich des Beifalls der ganzen Welt erfreut? Das wird keinem vernünftigen Menschen einfallen. Es bleibt somit nichts anderes denkbar, als daß Martial den Dichter aus dem einfachen Grunde übergangen hat, weil er aus dessen durchaus ehrbaren Werken keine Rechtfertigung seines eigenen Verhaltens beibringen konnte; er hätte das Vorbild eines Virgil gewiß mit schwerem Gelde bezahlt. Auch Appulejus[1], ein Mann, der sich ebensosehr durch Gelehrsamkeit als treffliche Darstellungsgabe auszeichnet, verteidigt sich gegen den Vorwurf der Schlüpfrigkeit seiner poetischen Erzeugnisse durch den Vorgang anderer Dichter, welche sich in der That nach dieser Seite hin allzugroße Freiheit erlaubt haben. Er nennt unter anderen den Ädivius, Portius und C. Lucullus. Von Virgil dagegen, den er den genannten Dichtern beizählt und von dem er wie von einer Art göttlichem Orakel redet, bemerkt er ausdrücklich, derselbe habe nichts geschrieben als jenes launige Hirtengedicht, in welchem Alexis, jedoch immerhin in ganz züchtigen Ausdrücken, gelobt wird[2]. Warum sagt er kein Wort von jenen Gedichten auf Priapus?

Noch mehr. Es ist bekannt, daß Ovid an den Kaiser Tiberius einen Brief gerichtet hat, in welchem er sich alle Mühe giebt, den Vorwurf, als habe er „schmutzigen Ehebruch" gelehrt, von sich abzuwälzen[3]. Er beruft sich dabei auf das Beispiel vieler anderer berühmter Dichter, welche Ähnliches oder noch Anstößigeres geschrieben hätten. Vor allen aber erwähnt er gleichsam als Lehrer und Haupt aller übrigen den Virgilius, als ob seiner Verteidigung gar nichts mehr fehlen könne, wenn er einen so berühmten Namen an die Spitze stelle. Und welche Schriften Virgils, die zu seiner eigenen Rechtfertigung dienen sollen, erwähnt er denn? Keine einzige als das vierte Buch der Äneide und eines von den Hirtengedichten. Und nun die Frage: Wenn Virgil wirklich der Verfasser der priapeischen Gedichte ist, warum werden sie weder von Appulejus noch von Ovid erwähnt, welch beiden sie ja den besten Dienst geleistet hätten? Anzunehmen, es sei dies aus Vergeßlichkeit geschehen, ist geradezu lächerlich. Man möge mir also den wahren Grund nennen. Es wird doch niemand, der bei Sinnen ist, behaupten wollen, sie hätten Virgil absichtlich übergangen, da sie ja eine bessere Entschuldigung als die Autorität eines solchen Dichters gar nicht finden konnten.

Nehmen wir also lieber an, daß dieses Gedicht den Virgil, dessen ganzes Wesen, wie wir wissen, überaus züchtig und sittsam war, **nicht** zum Verfasser hat, umsomehr als auch der Stil desselben von demjenigen Virgils stark abweicht. Mehr Wahrscheinlichkeit dagegen hat die

---

[1] Siehe S. 86, Note 4. Er schrieb mehrere philosophische Schriften; am berühmtesten ist sein Metamorphosion seu de asino aureo libri, ein lehrreiches Sittengemälde der damaligen Zeit.

[2] Eclog. II. Alexis war ein Sklave des Asinius Pollio.

[3] Trist. l. II. v. 212.


Digitized by Google

Annahme, daß es von Cinna[1] oder Anser[2] herrühre, die beide äußerst frivole Dichter waren und auch in dem vorgenannten Briefe Ovids aufgeführt sind[3]. Auch Calvus, der einige Stoffe ähnlichen Inhalts mit großer Formgewandtheit behandelt haben soll, oder Marsus oder sonst einer der obgenannten Poeten, welche sich auf solchem Gebiete bewegt haben, kann der Autor des fraglichen Gedichtes gewesen sein. Man stoße sich nicht daran, daß dasselbe fälschlich dem Virgil zugeschrieben wurde; es ist dies eine bei älteren und neueren Schriftstellern häufige Erscheinung, daß ihnen die Erzeugnisse anderer unterschoben werden. Man rechnet dabei auf die Unkenntnis der Leser, deren Geschmack derart verdorben ist, daß sie aus den charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Werkes den Autor desselben nicht herauszufinden im stande sind. So wurden dem C. J. Cäsar ohne allen Grund aus Unkenntnis viele von anderen verfaßte Reden zugeschrieben. Das Gleiche war bei einigen kleineren Schriften der Fall, als deren Urheber mit Unrecht Ovid bezeichnet wurde, so namentlich bei dem Gedicht, welches „Pulex" betitelt ist. So allgemein ihn auch die Sage als Verfasser bezeichnet, so glaube ich wenigstens nicht, daß ein Ovidius eines so elenden Machwerkes fähig gewesen wäre. Würde nicht schon der Stil, der auch gar nichts von Ovid an sich hat, dagegen sprechen, so fällt zudem ein anderer Grund ins Gewicht, der auch dem Unerfahrensten einleuchten muß. Ovid läßt nämlich mit einer Regelmäßigkeit, wie wir sie bei keinem andern Dichter finden, seine Pentameter der gefälligern Abrundung wegen selten oder nie anders als mit einem zweisilbigen Worte schließen, eine Regel, die er in allen seinen größeren, doch so zahlreichen Werken aufs pünktlichste befolgt. In dem Gedicht „Pulex" dagegen, welches übrigens nur wenige Verse zählt, begegnet man häufig Versen, welche mit dreisilbigen Wörtern endigen. Nun ist es doch gewiß nicht glaublich, daß Ovid in einem so kleinen Gedichte von seiner gewohnten Übung abgegangen sei. — Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Thema zurück.

19. Kapitel.

Man teile den Knaben frühzeitig Sentenzen aus Dichtern und Historikern mit.

Nach unseren obigen Ausführungen wird es also ratsam sein, den Knaben mit den Werken Virgils, der sowohl nach Form wie nach Inhalt unter den Dichtern den ersten Rang einnimmt, vertraut zu machen.

[1] C. Helvius war Catulls Freund, besang in dem sehr dunkeln Gedicht „Smyrna" in Hexametern des Adonis Geburt. Fragmente noch vorhanden.

[2] Römischer Dichter, der von Marcus Antonius begünstigt und mit dem falereischen Landgute beschenkt wurde; er soll die Thaten seines Gönners in einem epischen Gedichte besungen haben. Virgil und Ovid waren seine Gegner.

[3] Trist. l. II. 430 sqq.

Digitized by Google

Man begegne mir nicht mit dem Einwand, daß Papst Gregor den gallischen Bischof Desiderius in einem Schreiben scharf getadelt habe, weil er sich mit Virgil und den übrigen heidnischen Schriftstellern mehr, als seine Würde erlaube, beschäftigt hätte. Denn wir reden hier nicht davon, was ältere und mit irgend einer Würde betraute Männer, sondern was junge Leute lesen sollen. Bei jenen trifft, wie Hieronymus sagt, den Willen die Schuld, bei diesen dagegen ist es eine unerläßliche Forderung, sich die nötige Fertigkeit und Eleganz des lateinischen Stils anzueignen und ihn zum bleibenden Eigentum zu machen.

Noch auf einen andern Punkt, der mir selbst als Knabe sehr zu statten kam, möchte ich hier aufmerksam machen. Man erzähle den Knaben, schon bevor sie für das tiefere Verständnis der Dichter und Geschichtschreiber reif sind, einzelne Episoden aus denselben in kurzem und populärem Vortrag zum Zwecke der geistigen Erholung und Abspannung. Sie werden vom Schüler, weil sie eben sehr unterhaltend sind, mit größter Aufmerksamkeit angehört, und tragen in der Folgezeit wesentlich zum Verständnis der betreffenden Schriftsteller bei. Solche Erzählungen sind zudem eine kräftigere Nahrung für den zarten Geist als jene gehaltlosen Altweiber-Märchen, denen wir schon im vorigen Buch das Urteil gesprochen. Ich meinerseits ziehe es wenigstens vor, anderen solche Vorschriften zu erteilen, die ich mehr durch eigene als durch fremde Erfahrung verbürgen kann. So pflegte mir mein erster Lehrer, den ich schon oben erwähnt habe, wenn er mir eine Erholung gönnen wollte, stets etwas aus einem Dichter oder Geschichtschreiber zu erzählen, und da ich nie von seiner Seite wich, so lauschte ich seinen Worten mit größter Spannung und prägte sie tief meinem Gedächtnisse ein. Wie ich nun in reiferen Jahren die Dichter zu lesen begann, bot mir das Verständnis derselben gar keine Schwierigkeiten; sie erschienen mir nicht als etwas Neues, sondern vielmehr als alte gute Bekannte. So kannte ich aus Virgil — um nur dieses eine Beispiel anzuführen — ohne ihn gelesen zu haben, den Schiffbruch des Äneas, den Brand Trojas, die Spiele [1] und die Örtlichkeiten des Avernus, die Schlachten und Heeresaufstellungen. Selbst noch jugendlich, hatte ich außerordentliches Wohlgefallen an den jugendlichen Gestalten eines Askanius, Euryalus, Lausus und Pallas. Schon damals nahm ich lebhaft für sie Partei und verteidigte sie im Gespräche oft mit großer Wärme. Diese einfachen und schmucklosen Erzählungen, welche ich in den Kinderjahren in mich aufgenommen, erfüllten mich später, als ich mich an die Lektüre Virgils machte, nicht nur mit einer außerordentlichen Vorliebe für denselben, sondern erleichterten mir auch das Verständnis seiner Gedichte.

---

[1] Cf. Virg Aen. l. VI. v. 642 sqq.

Digitized by Google

20. Kapitel.

Die Abwechslung im Unterrichtsstoff. Warnung vor Übersättigung.

Neben dem sprachlichen Unterricht und gleichzeitig mit demselben soll nach der Forderung der Alten derjenige in den anderen Disciplinen einhergehen und so der sogen. Kreis der Wissenschaften[1] geschlossen werden. Zwar schreibt Gregor von Nazianz, daß bei den Juden nach altem Herkommen der Jugend nicht jede beliebige Lektüre gestattet worden sei, weil man es nicht für vorteilhaft erachtete, daß alle ein und dasselbe Maß von Kenntnissen besitzen; denn es seien nicht alle für alle Wissenszweige zugleich befähigt, und wenn der Schüler sich mit Sachen beschäftige, die seine Fassungskraft übersteigen, so erwachse ihm daraus mehr Schaden als Nutzen. Indes scheint mir die erstere Ansicht mehr für sich zu haben; nicht als dürfte man bei der Jugend eine vollständige Beherrschung aller Gebiete des Wissens verlangen, was auch gar nicht möglich wäre, aber sie soll wenigstens einen Begriff davon erhalten, sie gleichsam im Vorbeigehen kosten, wie der Käufer die Weinsorten. Es ist dabei auch nicht zu fürchten, daß sie der Last so vieler und schwieriger Kenntnisse erliege; denn diese sollen vielmehr zu ihrer Unterhaltung dienen, und wenn ein Fach sie allzusehr ermüdet (die Jugend vermag sich nicht ununterbrochen mit der nämlichen Arbeit zu beschäftigen), so wird der Lehrer durch Vertauschung mit einem andern Abwechslung in den Unterricht bringen; und wie die Speisen, welche nicht alltäglich wiederkehren, weniger Unlust erregen, so wird eine solche Verteilung und Mannigfaltigkeit der Arbeit dem Knaben Erholung verschaffen[2]. Bei manchen Schülern kommt es vor, daß sie sich aus allzu hitziger Lernbegierde mit ein und demselben Gegenstande bis zur Übersättigung beschäftigen; es ist dies keineswegs zu billigen; denn der Geist wird dadurch mehr niedergehalten als geweckt, geradeso wie das Übermaß im Essen den Körper mehr beschwert und schwächt als ernährt. Während also manche Lehrgegenstände mehr als Nebensache zu betrachten sind und vorzüglich zur Erholung des Schülers dienen, soll er sich mit um so größerer Energie auf die Hauptsache werfen und ihr seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden; kein Tag vergehe, ohne daß er sich ein bestimmtes Pensum zur Bearbeitung und geistigen Durchdringung vorlege.

---

[1] Unter dem Kreis der Wissenschaften (orbis doctrinarum) versteht Vegius die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, welche schon den Alten bekannt waren und von denen die drei ersten im Mittelalter unter dem Namen Trivium, die vier letzten unter Quadrivium zusammengefaßt wurden. Vgl. Gabriel Meier, Die sieben freien Künste im Mittelalter. Einsiedeln 1886 u. 1887 (Schulprogramm).

[2] Vgl. hierüber Äneas Sylvius' Traktat über die Kindererziehung Kap. 37.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Über die Erziehung und den Unterricht der Jünglinge und Jungfrauen.

1. Kapitel.

Die Verschiedenheit der geistigen Anlagen und die Notwendigkeit ihrer Berücksichtigung. Die antike Sitte der Dichterkrönung.

Wir kommen nunmehr auf eine Frage zu sprechen, welcher sowohl Eltern als Lehrer besondere Aufmerksamkeit schulden, wir meinen die Rücksichtnahme auf die individuellen geistigen Anlagen und Neigungen der Schüler. Schon die Alten huldigten dem Grundsatz, es dürfe nichts „gegen den Willen der Minerva" geschehen [1]. Wie überhaupt im Reiche der Schöpfung die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so besonders in den geistigen Fähigkeiten der Menschen. Und dieser Zug der Natur ist so mächtig, daß man eher die Sonne von ihrem reißenden Laufe ablenken als demselben eine andere Richtung geben könnte. Wenn daher Eltern und Lehrer bei einem Knaben eine vorherrschende Neigung zu irgend einem Zweige der Kunst oder Wissenschaft wahrnehmen, so dürfen sie ihn nicht davon abbringen, sondern sollen ihm vielmehr Gelegenheit verschaffen, sich nach dieser Richtung zu bethätigen. Nötigt man den Knaben zu Beschäftigungen, die seiner natürlichen Neigung und Anlage widerstreben, so bringt er es nicht nur in diesem ihm aufgedrungenen Beruf zu keinem Erfolg, sondern richtet auch auf jenem Gebiete nichts aus, für welches er eine ausgesprochene Befähigung zeigte und auf welchem er bei unausgesetzter Übung Großes hätte leisten können.

Ähnlichen Regeln begegnet man selbst bei denjenigen, welche über Pferdedressur schreiben. Man müsse die Pferde, schreiben sie vor [2], sobald sie einigermaßen erstarkt seien, auf ihre Tauglichkeit prüfen und sie sodann für ihre künftige Bestimmung tüchtig einüben; bekanntermaßen taugen nämlich die einen besser für den Krieg, die anderen für Wettrennen und

---

[1] Neque enim attinet naturae repugnare, nec quicquam sequi, quod assequi non queas, ideo quia nihil decet invita Minerva, ut ajunt, id est, adversante et repugnante natura. Cic. de off. l. I. c. 31.

[2] Cf. Virg. Georg. III.

Digitized by Google

die dritten zu häuslichen Dienstleistungen und für die Landwirtschaft. So haben auch die Schauspieler — erzählt uns Cicero[1] — in der Beurteilung ihrer Anlagen eine solche Unterscheidungsgabe gezeigt, daß sie nicht immer die besten Stücke auswählten, sondern solche, die sie für ihre Person am passendsten fanden; so z. B. diejenigen, die sich von ihrer Stimme eine vorzügliche Wirkung versprachen, die „Epigonen" oder den „Medus", diejenigen, welche Meisterschaft im Gebärdenspiel besaßen, die „Menalippe" oder die „Klytämnestra"[2]. Mit Recht bemerkt daher Crassus, der in Ciceros Schrift „Über den Redner"[3] im Gespräche mit Antonius auftritt, die Beihilfe des Lehrers habe wenig Nutzen, wenn es dem Schüler der Redekunst an natürlicher Begabung mangle; und Antonius stimmt diesem Urteil bei. Desgleichen erklärt sich letzterer mit dem Verfahren des Apollonius von Alabanda einverstanden[4]. Dieser ausgezeichnete Lehrer der Rhetorik entließ nämlich solche Schüler, die er für den Beruf des Redners untauglich fand, und wies sie an, ein Fach zu ergreifen, das ihren Fähigkeiten besser entsprach. Obwohl er um Geld unterrichtete, mochte er es nicht leiden, daß die jungen Leute Müh und Arbeit umsonst verschwendeten; besonders lobenswert aber war es, daß er es nicht dabei bewenden ließ, sie von dem ergriffenen Berufe abzuschrecken, sondern ihnen auch Rat erteilte, von welchem Beruf sie sich nach ihrer natürlichen Anlage den besten Erfolg versprechen konnten; und darin verriet er zugleich einen außerordentlichen Kennerblick. Ein ähnliches Vorgehen, das aller Anerkennung wert ist, finden wir beim Kaiser Trajan. Er verordnete nämlich, daß von den fünfzigtausend freigebornen Knaben, die er auf Kosten des kaiserlichen Schatzes erziehen und durch eigens hierzu angestellte Lehrer heranbilden ließ, jedem einzelnen hinsichtlich der Berufswahl volle Freiheit gestattet werde.

Wird von den Erziehern nach diesen Grundsätzen verfahren und bei der Berufswahl der angebornen Neigung und dem Talent des Zöglings gebührend Rechnung getragen, so ist gar kein Zweifel, daß es dieser in seinem Fache — sei dieses nun die Beredsamkeit, die Poesie, Dialektik, Heils- oder Rechtskunde — zu einer gründlichern Kenntnis und größern Tüchtigkeit bringen wird. Was die beiden letztgenannten Disciplinen betrifft, so ist es eine offenkundige Thatsache, daß man in ihnen mehr als in den anderen mangelhaft gebildete Lehrer findet. Es kommt dies ohne Zweifel daher, daß sie sich häufig aus bloßer Gewinnsucht für einen Beruf entscheiden, für den es ihnen an Geschick und natürlicher Befähigung, ja selbst an den elementarsten grammatischen Kenntnissen gebricht. Das bemühendste an der ganzen Sache aber ist, daß sich solche Leute nach allerneuester

---

[1] De offic. l. I. c. 31.

[2] *Epigoni*, *Menalippa* und *Clytaemnestra* sind Tragödien des römischen Dichters L. Attius (geb. 170 v. Chr.), *Medus* ist eine solche des Tragikers M. Pacuvius (geb. 219 v. Chr. zu Brundusium).

[3] De orat. l. I. c. 28. [4] De orat. l. c.



Sitte oder vielmehr Unsitte zum Zeichen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit — von welcher viele in Wirklichkeit kaum einen Begriff haben — mit dem Lorbeer krönen lassen. Kann es etwas Abgeschmackteres geben, als sich durch Scheinweisheit und durch prahlerisches Zurschautragen äußerer Abzeichen, die sich besser für Marktschreier als für einen ernsten, wissenschaftlich gebildeten Mann eignen, beim Volke in Ansehen bringen zu wollen? Ist es nicht genug, daß die Bestechlichkeit bereits in alle Schichten des Volkes eingedrungen; soll sie sich auch noch des Gelehrtenstandes bemächtigen? Ich wende mich an alle Kenner genannter Wissenschaften — und es giebt, ich gestehe es gerne, noch eine recht stattliche Zahl hochgebildeten, durch wohlverdienten Ruf ausgezeichneter Männer dieses Standes — und frage sie, welchen Wert sie heute noch jenen goldenen Abzeichen beilegen [1], die von einer großen Zahl ihrer Amtsgenossen täglich zur Schau getragen werden, obgleich sie in ihrem Fache anerkanntermaßen elende Stümper sind! Es erinnert ein solches Gebahren lebhaft an die Fabel vom Streite zwischen dem Gold und dem Eisen, welche hier keine unpassende Stelle findet.

Einst pries das Eisen die glückliche Lage des Goldes: geschaffen zum Schmucke und zum Gebrauche der Könige, bilde es einen Gegenstand höchsten Wertes und größter Bewunderung für jedermann; es selbst dagegen, das Eisen, sei zu Kriegswerkzeugen, zu schrecklichem Mordhandwerk, zum Graben des Bodens, kurz zu lauter traurigen und niedrigen Arbeiten bestimmt. „Schweige," fiel ihm das Gold in die Rede; „denn wenn du auch über tausend Leiden klagst, so machen sie zusammen nicht soviel aus als jenes eine, welches mir beschieden ist. Während mich nämlich ehedem zu meinem größten Ruhme, wie du selbst sagst, nur Könige trugen, bin ich jetzt zu meinem größten Gespött den Händen alberner Leute preisgegeben, welche nicht bloß keine wahre Bildung besitzen, sondern mir überdies noch die Schmach anthun, daß sie mich als öffentlichen Zeugen ihrer Scheinweisheit und Scheingelehrsamkeit mißbrauchen."

Ist schon in dem bisher Gesagten ein arger Mißbrauch zu beklagen, so muß ich im folgenden leider einen noch größern namhaft machen, ich meine die Lorbeerkrönung der Dichter. Diese in jüngster Zeit aufgetauchte Unsitte verdankt ihre Entstehung einem Manne, dessen Namen ich an dieser Stelle, wo ich tadelnd gegen ihn aufzutreten genötigt bin, ehrenhalber nicht nennen mag [2]. Sein Benehmen in dieser Sache bildet

[1] Der goldene Ring, das Buch und der Doktorhut bildeten im Mittelalter die Insignien der Doktorwürde.

[2] Es ist der Dichter Petrarca (geb. 1304, gest. 1374) gemeint, der sich im Jahre 1341 auf dem Kapitol zu Rom mit dem Dichterlorbeer krönen ließ und so durch das hohe Ansehen seiner Person und seines Beispiels dieser Sitte allgemeine Aufnahme verschaffte. Vegius verschweigt seinen Namen aus Hochachtung vor Petrarca als dem Wiederbeleber der klassischen Studien im Abendland, dem schöpferischen Bildner der Sprache und Poesie seines Vaterlandes. Vgl. Kirchenlexikon von Wetzer u. Welte, 1. Aufl. VIII. 327.

Digitized by Google

einen unbegreiflichen Kontrast zu jenem Ernst und jener Bescheidenheit, die er sonst stets an den Tag gelegt hat. Um der Dichtkunst größeres Ansehen zu verschaffen, hat er sich einen Lorbeer aufs Haupt setzen und obendrein eine öffentliche Urkunde über diesen Vorgang ausstellen lassen. Ich konnte mich wirklich, als ich dieses zufällig las, des Lachens nicht erwehren. Und wer sollte es nicht lächerlich finden, daß der Dichterruhm, der sich sonst auf das öffentliche Urteil des Publikums gründet, der amtlichen Beglaubigung irgend eines einfältigen Schreibers bedürfe? Sein Beispiel hat nun leider schon sehr viele zur nämlichen Thorheit verleitet und wird, wenn nicht Einhalt geboten wird, noch viele Nachäffer finden; ja es dürfte schließlich soweit kommen, daß einer auf den Lorbeer Anspruch macht, sobald er sich einigermaßen auf die Metrik versteht! Eine derartige Erfindung wäre denn doch unseren Vorfahren nicht von ferne eingefallen. Es war unserer Neuzeit vorbehalten, sie ins Leben zu rufen und dabei dem Wahne zu huldigen, als erneuere man eine schöne Sitte des Altertums.

Was wir über die Krönung der Dichter im Altertum wissen, beschränkt sich einfach auf folgendes: die Griechen feierten alle vier Jahre ihre Wettkämpfe in der Dichtkunst, Gymnastik und im Wettrennen. Kaiser Nero war der erste, der dieselben zu Rom einführte und ihnen den Namen neronische Spiele gab; der Kaiser Domitian folgte seinem Beispiele und setzte sie fort. Bei diesen Kämpfen nun wurden für diejenigen, welche in der Dichtkunst den Sieg davontrugen, geradeso wie für die Sieger im Ringkampf, Preise und Auszeichnungen ausgesetzt. Um die Tüchtigkeit derjenigen zu prüfen, welche als Dichter den Wettkampf bestehen wollten, wählte man aus dem Kreise der Gelehrten die tüchtigsten Männer aus und beauftragte sie, als Preisrichter diejenigen, welchen sie die Siegespalme zuerkannten, mit Kränzen und anderen ehrenden Auszeichnungen nach Art der kämpfenden Soldaten zu belohnen. So wurde einst bei einem solchen Wettkampf in Alexandria die Ehre des Preisrichters dem Aristophanes zu teil; man gesellte ihn den sechs übrigen, welche aus der Bürgerschaft gewählt waren, deshalb bei, weil man seine ausgezeichnete Bildung und seine große Gewissenhaftigkeit kannte. Als nun das Spiel seinen Verlauf nahm, die Mitglieder des Kampfgerichtes die ihnen angewiesenen Sitze eingenommen hatten und die Gedichte der Reihe nach zum Vortrag gekommen waren, da sollte auch Aristophanes sein Urteil abgeben. Dieser aber erkannte die Palme des Sieges einem solchen zu, welcher weder beim Publikum noch bei den übrigen Richtern Beifall gefunden hatte; er begründete sein Urteil damit, daß die Arbeit, die derselbe vortrug, sein eigenes Produkt sei, während die anderen unehrlicherweise fremde Erzeugnisse für die ihrigen ausgegeben hätten.

So erzählt man auch, daß Nero einst in eigener Person an einem solchen Wettkampf sich beteiligt habe; er soll nach dem übereinstimmenden Urteil aller, selbst der ehrenwertesten Männer, die mit ihm um die Palme stritten, mit einer lateinischen Rede und einem Gedicht den Kranz er-

Digitized by Google

rungen haben. Zu Hiskonium, einer Stadt im Ferentaner Gebiet, wurde eine in Stein gegrabene alte Inschrift von sinnreichem Inhalt gefunden, die ebenfalls eine solche Dichterkrönung zum Gegenstande hat und welche an dieser Stelle Erwähnung verdient; sie lautet folgendermaßen:

Dem Lucius Valerius Pudens, dem Sohne des Lucius.
Als dieser im Alter von dreiundzwanzig Jahren zu Rom
Einem zu Ehren des Jupiter Capitolinus
Im sechsten Lustrum veranstalteten Wettkampf beiwohnte,
Wurde er nach dem einstimmigen Urteil der Preisrichter
Unter den lateinischen Dichtern
Für sein glänzendes Talent gekrönt.
Ihm widmete die gesamte Bürgerschaft Hiskoniums
Aus gesammelten Beiträgen eine Bildsäule.

Wenn wir daher in den Schriften der Alten öfters der Bemerkung begegnen, es gebühre dem Sänger ein Lorbeerkranz, so ist dieses im Sinne unserer obigen Ausführungen zu verstehen und nicht von einer leeren, rein äußerlichen Förmlichkeit, geradeso wie die Wettkämpfer und Soldaten bekanntlich nur dann den Preis davontrugen, wenn sie im Kampfe über den Gegner triumphiert hatten. Übrigens finden selbst die Wettkämpfe der Soldaten bei dem scharfsinnigen und gelehrten Tertullian in seinem Buche „Über den Ehrenkranz des Kriegers" sehr scharfen Tadel. Wenn das sogar gegenüber ungebildeten, nur ans rohe Kriegshandwerk gewöhnten Soldaten geschieht, an deren Sittlichkeit man nicht eben die höchsten Anforderungen stellt, wie wenig ziemt sich dann für gelehrte Männer die eitle Sucht nach äußerer Auszeichnung.

Wenn Tertullian sagt, daß diese Sitte eine Erfindung sei, welche dem Willen des Schöpfers widerspreche, so hat er damit das Richtige getroffen. Damit der Mensch die irdischen Güter genießen und ihren Wert beurteilen könne, hat ihm der Schöpfer gewisse, für diesen Zweck bestimmte Sinnesorgane verliehen und jedem derselben gewissermaßen seine besondere Aufgabe zugewiesen: dem Ohre das Hören, dem Auge das Sehen, dem Munde das Schmecken, der Nase das Riechen, den Händen das Tasten. Jedes dieser Organe hat seine geeignete Stelle, um mittelst seiner äußeren Funktionen den Genuß der Gaben Gottes dem Geiste zu vermitteln. Darum fällt es z. B. auch niemanden ein, von den Blumen und ähnlichen Gewächsen einen andern Genuß zu erwarten als denjenigen, welchen sie durch ihren Geruch und ihre Farbe bieten, weil es eben nur ihre Bestimmung ist, dem Geruchs- und Gesichtssinn zu dienen. Wer würde es nicht als eine schwere Versündigung an der Natur betrachten, wenn man andere Sinneswerkzeuge auf sie anwenden wollte als diejenigen, wofür sie (die Blumen) geschaffen sind? Wir bewundern ihren Farbenschmuck und dennoch tragen wir sie nicht an unserem Kleide; wir kennen ihre Weichheit und doch streuen wir sie nicht auf unser Lager; wir sind von ihrer Unschädlichkeit überzeugt und doch schütten wir sie nicht in unsere Trinkbecher. Welchen Genuß, welch anderes Gefühl kann

Digitized by Google

man somit von einem Blumenkranz auf dem Haupte empfinden als das einer hemmenden Fessel? Denn seine Farbe kann man ja nicht sehen, seinen Geruch nicht einatmen, seine zarte Gestalt nicht betasten. Mit dem Haupt nach einer Blume zu haschen, ist geradeso naturwidrig, wie mittelst des Ohres die Speisen zu kosten oder mittelst der Nase den Schall aufzufangen. Was aber der Natur zuwiderläuft, gilt allgemein als absurd.

Übrigens hat die Sitte der Bekränzung ihren Ursprung in der heidnischen Mythologie. Sollte sich also der Christ nicht schämen — schon aus Ehrfurcht vor dem einen wahren Gotte, den er in vernünftigerem Glauben erfaßt und mit reinerem Munde bekennt — solche Wahngebilde heidnischen Aberglaubens sich zum Vorbild zu nehmen? So meldet Pherecydes[1], daß die Ehre der Bekränzung zuerst dem Saturnus erwiesen, Diodorus[2], daß Jupiter nach seinem Sieg über die Titanen von den anderen Göttern gekrönt worden sei, Kallimachus[3], daß Juno die Weinrebe trage. Der Venus war die Myrte geweiht, und Herkules erscheint bald mit einem Pappel- bald mit einem Ölzweig, bald mit dem Eppichkranz auf dem Haupt. Pindar und Kallimachus erzählen, daß sich Apollo nach Erlegung des Drachen einen Lorbeerkranz aufgesetzt habe; mit einem solchen ging auch der Gott Liber[4] einher, als er über die Inder triumphierte. Dem letztern war übrigens auch der Epheu geheiligt, wie bei den Ägyptern dem Osiris. Ariadne trug eine Krone aus Gold und indischen Edelsteinen, eine Arbeit des Vulkan und ein Geschenk des Liber, das in der Folge in ein Gestirn überging. Isis war die erste, welche mit einem Kranz von Ähren, deren Erfinderin sie war und welche schon in näherer Beziehung zum Magen stehen, ihr Haupt umflocht. Von der Pandora wollen wir nicht sprechen, welche, wie uns Hesiod berichtet, von den Grazien als die erste der Frauen bekränzt wurde, währenddem sie, wie ihr Name sagt, von allen übrigen Gottheiten Geschenke empfing; wir nennen hier nur die Götter, und daß jeder einzelne derselben seinen besondern Ehrenkranz hatte, wird uns von Claudius Saturninus[5], dem besten Kenner dieser Verhältnisse, versichert. Dieser soll sogar, wie Tertullian berichtet, ein Buch „Über die Ehrenkränze“ verfaßt haben, in welchem er deren Ursprung, Veranlassnng, Verlauf und Feierlichkeit bei der Überreichung schildert. Darnach gäbe es keine liebliche Blume, kein freundliches

[1] Von der Insel Leros, im 5. Jahrh. v. Chr., schrieb Ἱστορίαι (Historien), wovon nur Fragmente vorhanden sind.

[2] Mit dem Beinamen Siculus, aus Agyrion auf Sizilien, lebte unter Julius Cäsar und schrieb eine Universalgeschichte in 40 Büchern, von denen aber mehrere verloren gegangen.

[3] Aus Kyrene, Grammatiker und Dichter, um 260 v. Chr., Vorsteher der Bibliothek zu Alexandrien.

[4] Liber = Bacchus. Er machte nach der Sage einen Eroberungszug durch den ganzen Orient bis nach Indien. Ovid. Fast. III. 127 sqq.

[5] Ein römischer Rechtsgelehrter, verwaltete zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius das Amt eines Prätors und schrieb ein Werk De poenis paganorum.

Digitized by Google

Blatt, keinen Grashalm, keinen Zweig, der nicht dem Haupte irgend einer Gottheit geweiht gewesen wäre. Tertullian zieht hieraus den Schluß, wie unschicklich für uns Christen die dem Heidentum entstammende Sitte der Bekränzung des Hauptes sei, einer Auszeichnung, welche eben nur den Göttern des Heidentums zu teil wurde [1].

In diesen und ähnlichen Ausdrücken rügt Tertullian die Bekränzung der Soldaten. Wenn er aber ungebildete Leute so scharf ins Gebet nimmt, wie würde er sich erst gegenüber wissenschaftlich gebildeten Männern ausgesprochen haben, von denen man ein würdigeres und bescheideneres Auftreten zum voraus erwartet? Welche Beredsamkeit würde er aufgewendet, welch entschiedene und scharfe Sprache geführt haben, wenn unsere heutige Unsitte in seinen Tagen bestanden hätte! Strebe daher jedermann, und der Dichter zumal, nach einem Ruhm, welcher sich mehr auf wirkliche Vorzüge, auf persönliche und anerkannte geistige Fähigkeiten stützt, als auf ein eitles knabenhaftes Prahlen mit Kränzen aus Laub oder Metall, nach einem Ruhme sag' ich, welcher auf das öffentliche Urteil von Fürsten und Völkern und nicht auf die Urkunde eines armseligen Notars gegründet ist.

2. Kapitel.

Warnung vor Selbstüberschätzung.

Um nach obiger Abschweifung wieder auf die Hauptsache zurückzukommen, wiederholen wir nochmals unsere Mahnung, daß derjenige, welcher sich für gelehrte Studien berufen fühlt, ohne Bedenken dem natürlichen Zuge seines Herzens folge. Ich weiß zwar wohl, daß der Gelehrtenstand, der sich ehedem so hoher Auszeichnung erfreute, heutzutage bei den Fürsten keine Achtung mehr genießt, weshalb denn auch tausende von trefflichen Köpfen, welche Großes leisten könnten, falls sie gebührende Protektion und Unterstützung fänden, gänzlich unbeachtet und der Verachtung preisgegeben, verloren gehen. So möge sich denn jeder auf Gott als Führer wie als Urheber seiner Naturgaben verlassen. Wie dieser überhaupt alles aufs wunderbarste und weiseste eingerichtet, so hat er auch ganz besonders den menschlichen Geist mit den mannigfaltigsten Gaben ausgestattet, und zwar in der weisen Absicht, daß diese Mannigfaltigkeit einerseits die große Güte und Macht des Schöpfers offenbare, und daß andererseits jeder einzelne seine besondere Naturanlage ausbilden kann und sich bewußt werde, daß seine Standeswahl im göttlichen Ratschluß begründet und ihr ein, wenn auch verborgener, providentieller Zweck zu Grunde liege.

Höchst beklagenswert ist freilich das Verhalten der Fürsten [2]; ihnen

[1] In diesen Erörterungen über die Kränze ist unser Autor Schritt für Schritt dem Tertullian gefolgt, der in seiner Schrift „Vom Kranze des Soldaten" Kap. 5—7 ganz dasselbe sagt, nur etwas ausführlicher.

[2] Vegios Leben fällt in jene Zeit, da Italien von einer Unzahl kleiner Gewalthaber beherrscht wurde, die, der eine auf Kosten des andern, ihre Macht zu befestigen



läge es ganz besonders ob, verdienten Männern Wohlthaten zu erweisen, so gut als dem Soldaten das Schwert, dem Landmann der Pflug, dem Schiffer das Ruder zu führen bestimmt ist. Das ist ja gerade der Grund, warum ihnen die Herrschaft über ihre Mitmenschen verliehen ist. Statt sich dieser ihrer Pflicht bewußt zu sein, setzen sie die Gelehrten vielmehr beiseite, ja behandeln sie als mindere und einfältige Leute geradezu mit Gespött und Verachtung, währenddem sie unbedeutende und ungebildete Männer, die jedes Verdienstes bar sind, zu hohem Ansehen bringen und mit Ehre und Reichtum überhäufen.

Ein strenges Urteil fällt Isokrates über solche Herrscher, indem er sie in seinem Schreiben an Demonikus mit Männern vergleicht, welche fremde Hunde füttern; denn gleichwie diese Tiere alle anbellen und diejenigen, welche ihnen einen Bissen hinwerfen, so gut beschnarchen wie jene, welche ihnen nichts geben, so beschimpfen schlechte Leute ihre Wohlthäter ebenso wie diejenigen, von denen sie nie etwas Gutes empfangen haben. Er meint daher, man solle nur Guten Gutes erweisen, weil der schuldige Dank, den der rechtschaffene Mann abstatte, ein wertvoller Schatz sei. Man sollte unseren Fürsten jenen herrlichen Ausspruch des römischen Kaisers Titus vorhalten und ihnen sein erhabenes Wort immer und immer wieder ins Gedächtnis rufen. „Ach diesen Tag hab' ich verloren", rief derselbe aus, als er einst am Schlusse des Tages die Wahrnehmung machte, daß er niemanden eine Wohlthat erwiesen habe. Wahrlich, ein Wort, das eines Fürsten, aber auch ein Fürst, der eines so herrlichen, erhabenen Wortes würdig ist! Möge er stets in unserer Erinnerung bleiben, möge der Ruhm dieses Herrschers niemals verhallen, den man mit Recht die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts genannt hat!

Doch stören wir die Fürsten nicht weiter in ihrer Lebensweise; sie wollen ja nicht nur keine Zurechtweisung, sondern nicht einmal den leisesten Tadel ertragen. Begnügen wir uns mit dem hohen und seltenen Gut der Gelehrsamkeit, welches kein Zufall verleihen, aber auch keine menschliche Gewalt uns entreißen kann, mit einem Gut, das ein besonderes Geschenk Gottes ist und durch den weisen Ratschluß seiner Vorsehung uns zu teil wird. Wer jedoch die Bahn der Wissenschaft betreten will, der bilde sich zunächst ein unbefangenes und richtiges Urteil über seine geistigen Fähigkeiten; denn es ist ein häufig vorkommender Fehler der Jugend, daß sie mit ihrem bißchen Gelehrsamkeit sich einredet, als habe sie die Wasser des Helikon in vollen Zügen getrunken, währenddem sie dieselben wohl kaum mit den Lippen gekostet hat. „Schon viele Jünglinge hat ein Gedicht

---

und zu erweitern strebten und daher für Kunst und Wissenschaft im ganzen wenig Interesse an den Tag legten. In Vegios engerer Heimat, dem Herzogtum Mailand, regierten die Visconti, ein Fürstengeschlecht, dessen Vertreter sich fast ausnahmslos durch Treulosigkeit, Grausamkeit und arge sittliche Ausschweifung hervorthaten. Vgl. Weiß, Lehrb. der Weltgeschichte IV, 222 f. Wien, Braumüller, 1870.


Digitized by Google

verblendet", sagt Arbiter[1]; denn mancher, der einen Satz in Versfüße zu kleiden oder einen gefühlvollern Gedanken in eine Periode zu formen versteht, meint alsbald, er habe schon die Höhen des Helikon erstiegen. Auch Cicero sagt, er wisse nicht, aus welchem Grunde in dieser Kunst mehr als in anderen jedem sein eigenes Geistesprodukt schön erscheine, und noch habe er keinen Dichter kennen gelernt, der nicht sich selbst für den besten gehalten hätte. So ist es nun einmal: Dich freuet das Deinige, mich das Meinige. Am sichersten wird man in dieser Beziehung wohl gehen, wenn man sich wohl hütet, sein Privaturteil für untrüglich zu halten, und sich auf dasselbe nicht mehr einbildet als auf dasjenige, welches andere von uns haben; wenn man seine Arbeit dem öffentlichen Urteil anheimstellt — es thun dies, sagt Cicero[2], nicht bloß die Dichter, sondern auch die Maler und die Holzkünstler — und sodann die von demselben gerügten Fehler verbessert; wenn man endlich sowohl für sich als mit Hilfe anderer sorgfältig nach den begangenen Fehlern forscht.

Von Plinius lesen wir[3], er habe keine seiner Schriften veröffentlicht, bevor sie von einigen tüchtigen Gelehrten durchgesehen und einer Korrektur unterzogen worden waren. Der hl. Ambrosius aber sagt in einem Briefe an Sabinus, dem er seine Schriften zur Korrektur übergeben hatte: „Wenn etwas Fehlerhaftes sich findet, so will ich lieber, du berichtigest es nach deinem Gutdünken, bevor es in die Öffentlichkeit hinausgeht, von wo man es nicht mehr zurückrufen kann, als daß du etwas gutheißest, was dann von seiten anderer getadelt wird. Deshalb hab' ich dich auch um die Censur des Buches gebeten, das du von mir verlangst. Ich wünsche nämlich, daß du meine Publikationen nicht bloß lesest, sondern auch dein Urteil darüber abgebest. Denn abgesehen von den unserem Wissen anhaftenden Mängeln hat jeder rücksichtlich seiner eigenen Produkte ein merkwürdig befangenes Urteil; manches entgeht seiner Aufmerksamkeit, und gleichwie Eltern auch an mißgestalteten Kindern ihre Freude bezeugen, so rühmen auch geschmacklose Schriftsteller ihre eigenen Werke. Man ist da und dort etwas unvorsichtig in der Form, zu hart im Urteil, doppelsinnig im Ausdruck; wenn wir daher unsere Arbeiten anderen zur Prüfung übergeben haben, so müssen wir uns auch ihrem Urteil fügen und alle Bedenklichkeiten, welche die Mißgunst erheben könnte, beiseite setzen." Und an einer andern Stelle des nämlichen Briefes lesen wir: „Ich bin dem Leser meiner Schriften dankbar, wenn er mich auf etwas, das ihm auffällt, aufmerksam macht; fürs erste, weil mir auch auf einem Gebiete, auf dem ich bewandert bin, ein Irrtum unterlaufen kann; sodann, weil dem Schriftsteller manches entgeht und demjenigen, der es liest, manches anders klingt. Gut aber ist's, womöglich sich vor

[1] C. Petronius, mit dem Zunamen Arbiter (gest. 67 n. Chr.), ein Günstling Neros, ist der Verfasser eines Sittenromans, der die moralischen Zustände jener Zeit charakterisiert.

[2] De offic. l. I. c. 41. 147. [3] Epist. l. II. n. 2.



jedem Fehler zu hüten.“ Gewiß ein sehr richtiger Grundsatz des Ambrosius, welcher in jeder Kunst und insbesondere in der Poesie Berücksichtigung verdient. Findet man aber die übereinstimmende Anerkennung von Fachleuten, wohlan, so fasse man Mut und lebe der Zuversicht, daß man nach Gottes Willen und Fügung für das Fach, in welchem man nach allgemeiner Ansicht seine Stärke bewährt hat, geboren sei. Man weihe ihm daher seine ganze Kraft, und je seltener anerkannt gute Dichter gefunden werden, um so mehr sporne uns die Aussicht auf hohen Dichterruhm zum Eifer und zur Beharrlichkeit an. Der junge Dichter folge dem Drange seiner Natur, die in ihrer Wirkung so mächtig ist, daß man umsonst ihr entgegentreten und gegen sie ankämpfen würde.

Daß dem so ist, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Vom zarten Alter an empfand ich, rein aus innerm Herzensdrang, ohne von irgend einer Seite Anregung oder Anleitung erhalten zu haben, eine so mächtige Vorliebe für die Dichtkunst, daß ich allen anderen Disziplinen im Vergleiche zu dieser geringen Wert beilegte. Wie ich aber mit vollen Segeln und bei günstigstem Winde auf das Ziel meiner Wünsche lossteuerte, da legte sich mein Vater ins Mittel und verlangte, daß ich mich zur Dialektik wende, da sie eine Wissenschaft von größerer Bedeutung sei und höheres Ansehen besitze. Ich fügte mich dem väterlichen Willen; allein der weit stärkere Zug der Natur gewann wieder die Oberhand, und ich weihte mich neuerdings den Musen, mit denen ich mich übrigens verstohlenerweise, damit der Vater es nicht gewahr werde, fortwährend beschäftigt hatte. Von der Dialektik, vor welcher ich einen wahren Schauder hatte wie vor der Pest, ging ich, gerade an der Schwelle des Jünglingsalters, auf Geheiß des Vaters zum Studium der Rechte über. Dieses behagte mir nun recht gut, weil ich in den Schriften der Rechtslehrer vielen Geist, eine reiche Bildung und große Beredsamkeit vorfand. Was jedoch die praktische Ausübung dieser Wissenschaft betrifft, so hätte ich mich um alles in der Welt nicht dazu verstehen können; so sehr widerstrebte dies meinem ganzen Wesen. Ich konnte die Worte Ovids auf mich anwenden:

„Nicht mocht' ich lernen den Schwall der Gesetze, noch mocht' ich die Stimme
Traun feilbieten dem Markt, welcher des Dankes vergißt.“ [1]

So sehr mich daher verschiedene Umstände mit aller Gewalt der Dichtkunst entfremden wollten, so kehrte ich, dem geheimem Drange meines Herzens folgend, inmitten meiner juristischen Studien immer und immer wieder zu ihr zurück. Und sind meine Erfolge auf diesem Gebiete auch sehr bescheiden, so bin ich doch darüber keineswegs im Zweifel, daß ich in jeder andern Wissenschaft wenig oder nichts erreicht hätte. So unwiderstehlich und unbezwingbar, so gebieterisch macht sich bei jedem Menschen die natürliche Anlage geltend.

---

[1] Amor. l. I. eleg. 15, 5.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Die Musik[1].

Zu den vier Künsten, welche nach der Sitte der Alten Gegenstand des Jugendunterrichtes sein sollen, gehören die Redekunst, die Musik, die Gymnastik und (wie einige wollen) die Graphik[2]. Über die erstgenannte wurde im vorigen Buch genügend gesprochen. Was nun die Musik betrifft, so haben sie manche als verwerflich betrachtet, weil sie oft nur das Beförderungsmittel einer üppigen Lebensweise sei. Vorsicht ist bei diesem Fache jedenfalls geboten; denn die Erfahrung beweist, daß schon viele Jünglinge durch unsittliche und weichliche Lieder verdorben wurden und es nie zu voller Manneskraft gebracht haben. Lernt man hingegen die Musik, um mittelst derselben seine Mußestunden in rechter Weise auszufüllen, um seinen aufgeregten Geist zu beruhigen und die Leidenschaften zu bezähmen, so sind musikalische Kenntnisse für einen freien Mann gewiß ebenso nützlich als passend, um so mehr, wenn sie, wie dies schon Pythagoras empfahl, zum Lobe Gottes und zur Verherrlichung großer Helden verwendet werden. Mit Recht stand die Musik daher schon bei den Alten in hoher Achtung, so zwar, daß man die Tonkünstler unter die Zahl der Seher und Weisen rechnete und meinte, daß, wer in dieser Kunst unerfahren sei, auf wissenschaftliche Bildung keinen Anspruch machen könne. Als daher Themistokles einmal das Geständnis ablegte, daß er sich nicht auf Musik verstehe, erblickte man darin, wie uns Cicero berichtet[3], einen Mangel an Bildung. Das wird auch der Grund sein, warum selbst große Helden sich darin unterrichten ließen, und man vernimmt nirgends, daß sie sich dessen geschämt hätten. Sogar Philosophen beschäftigten sich mit der Musik, wie sie denn selbst Sokrates, der Vater der Philosophie, noch im Greisenalter erlernte und überdies auch seine Schüler dazu anhielt.

4. Kapitel.

Der Zeichnungsunterricht.

Weniger Bedeutung legen wir dem Zeichnungsunterricht bei, weil er heutzutage nicht mehr zu den edlen Künsten gerechnet wird. Derselbe ist hauptsächlich für den Maler notwendig; es sei denn, daß man sich seiner für den Schreibunterricht zum Formen der Buchstaben bedienen will. Da diese Kunst indes jedem, selbst dem gelehrtesten Manne, zu nicht geringer Zierde und Ehre gereicht, so müssen die Knaben darin unterrichtet werden. Die Alten fanden sie, insoweit sie mit der Malerei in Verbindung steht, weniger ehrenvoll als nützlich, weil nämlich die Kenntnis derselben bei Beurteilung von Vasen, Gemälden und Statuen, für welche jene be-

[1] Vgl. hierzu Äneas Sylvius „Über die Kindererziehung" Kap. 35.
[2] Figurativa = die Zeichnungskunst. [3] Tuscul. l. I. c. 2.


Digitized by Google

kanntlich eine große Liebhaberei besaßen, insofern treffliche Dienste leistete, als sie die Käufer vor Prellerei seitens der Händler schützte. Darum wollte Paullus Ämilius, daß seine Söhne, denen er eine tüchtige, allgemeine Bildung geben ließ, auch im Zeichnen und Malen einige Fertigkeit sich aneignen sollten [1].

5. Kapitel.

Die Gymnastik.

Wir gehen nun zur Gymnastik über, einer Kunst, welche einerseits zur Erholung und Erfrischung des Geistes nach vollbrachter Arbeit dient, andererseits aber der Jugend Anleitung zu kriegerischen Übungen giebt und sich daher sowohl zum Schutze des Einzelnen wie des Staates als höchst notwendig erweist. Es muß jedoch hier ein gewisses Maß beobachtet werden und dürfen die Knaben, bis sie das männliche Alter erreicht haben, nicht zu erzwungenen und allzu anstrengenden Leistungen angehalten werden, damit ihre stete körperliche Entwicklung nicht beeinträchtigt wird. Sehen wir ja, daß auch die Pflanzen bei mäßiger Begießung gut gedeihen, bei allzu reichlicher dagegen Schaden leiden oder gänzlich verderben. Man beginne daher mit leichteren Übungen, wodurch nach dem Zeugnis der Ärzte der Körper gekräftigt und damit auch die Gesundheit wesentlich gefördert wird. Vor allem aber haben die gymnastischen Übungen den Zweck, den Schüler vor dem Überdruß am Studium zu bewahren, der sich so leicht einstellt, wenn keine Abwechslung in dasselbe gebracht wird. Sie sind für den Studierenden ein geeignetes Mittel, sich von den schweren Arbeiten, die man ihm auferlegt, zu erholen, um diese sodann wieder um so freudiger und eifriger aufzunehmen.

Sehr lobenswert ist in dieser Hinsicht das Beispiel des Alexander Severus, von dem man erzählt, daß er jeweilen nach dem Studium im Ringen, Laufen und ähnlichen leichten Körperbewegungen sich geübt habe. Übrigens treffen wir eine ähnliche Erscheinung selbst bei leblosen Dingen. Leier und Bogen z. B. sind lange brauchbar, wenn sie nur beim Gebrauche gespannt werden; sie springen aber, wenn die Spannung nie unterbrochen wird. Wenn dies nun schon bei leblosen Gegenständen der Fall ist, wie viel mehr muß es bei lebendigen und zwar vernünftigen Wesen zutreffen? Wie nach der Lehre des Heraklitus [2] unser ganzes physisches Leben sich in einem beständigen Streite abwickelt, und in dessen Verlauf Hitze und Kälte, Sturm und Ruhe, Wachen und Schlafen, Hunger und Nahrung u. s. w. fortwährend abwechseln, so ist in noch höherem Maße die Gesundheit unseres Geistes durch den Wechsel von Thätigkeit und Ruhe, Arbeit und Erholung bedingt.

---

[1] Plutarch. Paull. Aemil. c. 6.

[2] Berühmter griechischer Philosoph aus Ephesus, lehrte um 500 v. Chr.

Digitized by Google

Die körperlichen Übungen bringen aber, wenn sie fleißig betrieben werden, noch den weitern Vorteil, daß sie, was gewiß bei der Jugend ein gutes Zeichen ist, das Gemüt des Knaben frisch und froh bewahren und jenes düstere Wesen, jene geistige Niedergeschlagenheit, die schon so manches tüchtige Talent untergraben hat, verscheucht. So gern man Ernst und Strenge auf der Stirne des Greisen sieht, so ungern nimmt man sie auf der Stirne des Jünglings wahr, wie dies schon der Dichter andeutet, wenn er sagt:

„Knaben von frühreifer Weisheit sind mir zuwider."

Am zweckmäßigsten wird es sein, dem Studium, den Leibesübungen und der Erholung genau bestimmte und abgegrenzte Tagesstunden zuzuweisen, damit auch nicht der geringste Teil der Zeit, die sich ja nimmer ersetzen läßt, unbenutzt vorübergehe.

6. Kapitel.

Die gymnastischen Übungen der reifern Jugend.

Sind die Knaben ins männliche Alter eingetreten, so werden jene Übungen für sie am geeignetsten sein, welche Diogenes bei den Söhnen des Xeniades anwendete. Er gab seinen Schülern nämlich nebst den gewöhnlichen Fächern Unterricht im Reiten, Bogenschießen, Schleuderschwingen, Speerwerfen u. dgl. Selbst in der Ringkunst gestattete er ihnen, sich zu üben, jedoch nicht nach der Manier der Athleten; sie sollten, damit sie sich körperlich nicht allzusehr anstrengten und in der Folge etwa dem Studium untreu würden, nur leichtere Übungen vornehmen, um ihre Kraft zu stählen und die Gesundheit zu erhalten[1]. So stand auch Achilles unter der Leitung des Phönix, und Homer behauptet[2], Peleus habe für seinen Sohn gerade deswegen den Phönix zum Lehrer gewählt, damit er von diesem nicht so fast sprechen als handeln lerne. Paullus Ämilius gab seinen Söhnen für dieses Fach die tüchtigsten Lehrer und wohnte oft persönlich dem Unterrichte bei. Von Cäsar erzählt man, daß er Neulinge in der Kriegskunst durch römische Ritter, ja selbst durch waffenkundige Senatoren privatim zu Hause unterrichten ließ und dieselben oft schriftlich ersuchte, die Überwachung und den Unterricht einzelner Soldaten zu übernehmen. Besonders aber dürfen wir den Marius nicht unerwähnt lassen, der es sich trotz seines hohen Alters nicht nehmen ließ, dem gymnastischen Unterrichte seines Sohnes persönlich beizuwohnen. Er mischte sich unter die Schar der Jungen und machte ihre Übungen und Kämpfe mit; es entging eben diesem überlegenen Feldherrn nicht, wie wichtig dieses in

[1] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 5.

[2] Iliad. l. IX. v. 338—444. — Phönix war, flüchtig vor seinem Vater Amyntor, zu Peleus geflohen, hatte bei diesem eine Zufluchtsstätte gefunden und wurde Achilles' Lehrer in Wohlredenheit und Kriegskunde.


Digitized by Google

früher Jugend und zur Friedenszeit geübte Waffenspiel in der Folge für das ernste und wirkliche Kriegshandwerk sei. Auch Augustus war sich dessen bewußt und ließ daher seinen Enkeln nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine tüchtige militärische Bildung geben. — Doch was zählen wir Beispiele einzelner Personen auf; war es doch römischer Staatsgrundsatz, die Söhne des Landes in unausgesetzter, strammer militärischer Disziplin aufwachsen zu lassen. Diesem Umstande verdankten sie in der Folge die Eroberung des Erdkreises; denn währenddem sie von vielen Völkern an Stärke, Bildung, Bevölkerungszahl, Größe der Statur und Reichtum übertroffen wurden, waren sie ihnen andererseits durch ihre ununterbrochene Übung im Waffenhandwerk überlegen und wurden dadurch zuletzt, wie der Dichter sagt [1], die wirklichen Herren der Welt.

7. Kapitel.

Die Spiele.

Ein weiteres Mittel, um den Schülern in ihrer Mußezeit Erholung zu verschaffen, sind die Spiele. Doch dürfen diese nichts Unsittliches an sich haben, wie dies z. B. bei schlüpfrigen Liedern, von denen wir bereits oben gesprochen, der Fall ist. Auch Witze und Scherze sind fernzuhalten, sobald sie ans Unsittliche streifen; sind sie dagegen mit Ernst und Bescheidenheit gewürzt, so verdienen sie durchaus Billigung; fanden dieselben doch bei einem Cicero, Augustus, Hadrian und manchen anderen, ganz vorzüglich aber bei den Lacedämoniern Beifall. Was das Tanzen betrifft, so beruft man sich zwar auf das Beispiel des Sokrates und Scipio, die demselben als Beförderungsmittel einer schönen Körperhaltung nicht abgeneigt gewesen sein sollen; bei den Lacedämoniern wurde es als eine gute Vorübung für den Krieg unter die gymnastischen Spiele aufgenommen; die alten Römer endlich wandten es öfter bei ihren religiösen Gebräuchen an. Ich kann es auf keinen Fall billigen, weil es der Zündstoff und die Quelle vieler Leidenschaften ist und bei der Jugend die Ausgelassenheit und Sittenverderbnis befördert. Dagegen halte ich das Ballspiel für schicklich, wohlanständig und überdies der Gesundheit sehr zuträglich; ihm sollen unter anderen Augustus, Quintus Mucius Scävola, Dionys von Syrakus, Markus Antoninus, der Philosoph Lykon leidenschaftlich ergeben gewesen sein. Das Würfel- und Brettspiel, welches Claudius Nero, Domitian und die beiden oben erwähnten Männer, Augustus und Scävola, besonders liebten, muß als durchaus verwerflich und verderblich bezeichnet werden; es verleitet den leidenschaftlichen Spieler zu den größten Schändlichkeiten in Wort und That und erzeugt, wenn es zur Gewohnheit geworden, das schmutzige und verabscheuungswürdige Laster der Geldgier, das die Quelle aller anderen Übel ist [2].

---

[1] Virg. Aen. l. I. v. 282. [2] 1 Tim. 6, 10.

Digitized by Google

Als einst Plato einem Würfelspieler Vorwürfe machte, so hielt ihm dieser entgegen, warum er ihn wegen einer so geringfügigen Sache tadeln wolle. Plato gab die sehr richtige Antwort: „Die Gewohnheit kennt kein Maß."

Das Gesagte gilt auch von anderen, wenn auch minder bedeutenden Spielen, sobald sie mit dem Würfelspiel irgend eine Verwandtschaft haben; denn sie verleiten nur zu leicht dazu, solche Spiele nachzuahmen, die man später bei reiferem Alter im Ernst betreibt. So spielt man im Mailändischen mit bleiernen Münzen, was insofern verführerisch wirkt, als es die Habsucht mit all ihren üblen Folgen wachruft. Ein gleiches gilt von dem sogen. Nüssespiel, welches in der Emilia hauptsächlich von den Knaben, im Toskanischen von den Mädchen getrieben wird. Ovid hat uns dasselbe zwar in sehr launiger Weise beschrieben[1], ein anderer, nicht unberühmter Dichter aber nennt es ein Würfelspiel im kleinen, und zwar ein verderbliches. Auch das Schachspiel halte ich, obwohl es Verstandesschärfe voraussetzt, für wissenschaftlich gebildete Männer nicht passend, weil man dem von der Arbeit ermüdeten Geiste Ruhe und Abspannung gönnen, statt ihn neuerdings durch angestrengtes Denken belästigen soll. Ohnedies ist ja die Zeit zu kostbar, als daß wir sie durch dergleichen zwecklose Spielereien vertändeln dürften.

Wer sich daher von seinen wissenschaftlichen Arbeiten erholen und während der Erholung dennoch geistig irgendwie in anständiger Weise sich beschäftigen will, wird besser thun, sich mit seinesgleichen über diesen oder jenen wissenschaftlichen oder sonst sittlich erlaubten Gegenstand in ganz ungezwungener und erheiternder Weise zu unterhalten, oder dann einen kleinen Spaziergang zu machen, welch letzteres für die Gesundheit besonders zuträglich ist. Bewegung im Freien bis zur Ermüdung wird überhaupt von den Ärzten ganz besonders empfohlen, wie sie denn schon Isokrates in seinem Schreiben an Demonikus befürwortet. Man suche besonders anmutige und sonnige Plätzchen auf, wie grüne Rasen, das Gestade des Meeres oder das Ufer eines Flusses. Von Scipio und Lälius wird uns erzählt[2], sie wären, wenn sie sich von ihren anstrengenden Berufsgeschäften erholen wollten, am Strande des Meeres auf- und abgegangen und hätten sich dabei wohl auch mit dem Sammeln von Steinchen und kleinen Muscheln unterhalten. Gregor von Nazianz schreibt von sich, daß er gern am einsamen Gestade spazieren gehe und sich dadurch Erleichterung in seinen Arbeiten verschaffe.

Doch kann sich der ermüdete Geist noch auf verschiedene andere Art wieder erfrischen, wie es eben der persönlichen Neigung des Einzelnen entspricht. Hierher gehört das Reiten, das Fischen, der Vogelfang. Indes verträgt sich letzterer, wofern er auch auf Raubvögel ausgedehnt wird, nicht wohl mit den Gesetzen des Anstandes, während dagegen das

---

[1] Lib. de nuce. v. 75 sqq. [2] Cic. de orat. l. II. c. 6.


Digitized by Google

Fangen geschwätziger Sänger manches Vergnügen bereitet[1]. Augustus soll daran seine besondere Freude gehabt haben. Alles jedoch, was sich für Erwachsene nicht schickt, überlasse man den Kindern. Alcibiades hatte einst seine helle Freude, als er den Sokrates beim Spiele mit seinen Kinderchen traf, wobei er ein Schilfrohr zwischen den Beinen hielt.

8. Kapitel.

Das Studium der Philosophie[2].

Sobald das Alter es gestattet, führe man den Schüler ungesäumt in das philosophische Studium ein. Wie die Medizin dazu erfunden ist, die Gebrechen des Körpers zu heilen, so ist die Philosophie zur Heilung der Seelenkrankheiten bestimmt. Es würde wenig nützen, der Jugend die trefflichste wissenschaftliche Bildung zu geben, wenn damit nicht zugleich eine entsprechende sittliche Erziehung verbunden ist. Diese zu erreichen, giebt es aber ohne Zweifel kein besseres Mittel als das Studium der Philosophie, dieser Lehrmeisterin unseres Lebens. Durch sie lerne also unsere Jugend — was ja der Endzweck aller Bildung ist — Gott verehren, die Eltern lieben, gegen Fremde je nach Alter und Stand ehrerbietig zu sein, älteren Leuten gebührende Rücksicht zu tragen, jüngere nicht verächtlich zu behandeln, gegen seinesgleichen ein freundliches Betragen zu beobachten, niemals an Lügen und Schwören sich zu gewöhnen, niemand zu schmähen, gegen Freunde Treue, gegen Frauen Anstand, gegen Diener Milde, endlich gegen alle Menschenfreundlichkeit und Sanftmut zu beobachten. Die Jugend soll sich von Gottlosigkeit und von allen Leidenschaften freihalten, sie soll nicht auf Dinge Wert legen, welche dem blinden Zufall unterworfen sind; sie soll die Grenzen der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit kennen, über das sittlich Zulässige und Verbotene im Klaren sein, ins Unglück wie ins Glück sich fügen können. Gerade über diesen letztgenannten Punkt ist uns ein sehr zutreffender Ausspruch des Diogenes aufbewahrt. Als ihn nämlich jemand fragte, welchen Gewinn er aus der Philosophie gezogen habe, gab er zur Antwort: „Wenn keinen andern, so doch den, daß ich auf jeden Wechsel des Schicksals gefaßt bin.“[3] Das ist aber gerade der besondere Vorzug des Weisen, daß er, wie Varro sagt, sich im Glücke zu mäßigen, im Unglücke zu fassen weiß.

Es werden diese Lehren der Weisheit von großem Segen für die Jugend sein, wenn der Lehrer sich die ernste Mühe nimmt, das zarte

---

[1] Was Vegius hier über den Vogelfang und speziell über das Einfangen von Singvögeln sagt, ist vom pädagogischen Standpunkte aus keineswegs zu billigen. Leider ist diese Unsitte noch heutzutage in Italien vielfach verbreitet.

[2] Unter „Philosophie“ versteht Vegius, wie sich aus dem Inhalt des folgenden Kapitels ergiebt, das Studium praktischer, in das Gebiet der Moral einschlagender Fragen, also die Ethik oder Moralphilosophie.

[3] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 6.

Digitized by Google

Alter schon in dieselben einzuführen, in der Absicht, es vom Bösen, zu dem es von Natur mehr hinneigt, ab- und der Tugend näher zu bringen. Der Mensch, sagt Plato, wird weder völlig gut, noch absolut schlecht geboren; sein Geist ist vielmehr für beides empfänglich, und für beides trägt er bei seiner Geburt schon gewisse Keime in sich. Nun ist es eben Sache der Erziehung, die guten Keime zu entwickeln, und es giebt wahrlich für den Jugendbildner keine edlere Aufgabe, als seinen Schülern Liebe zur Tugend einzupflanzen und ihr sittliches Thun in einer Weise zu regeln, daß sie sich als Herrscher wie als Beherrschte von der Gerechtigkeit leiten lassen. Das also ist das Hauptziel der Bildung, die Jugend zu der Erkenntnis zu führen, daß sie der Tugend folgen und das Laster fliehen müsse, und daß das Ziel des letztern die niedere Sinnlichkeit, das Ziel der Tugend aber Ruhm und Ehre sei.

9. Kapitel.

Anderweitige Beschäftigungen der Jugend.

Nicht jeder Studierende ist in der Lage, die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten, und daher werden manche, je nach ihrer persönlichen Neigung, zu einem andern Berufe greifen. So ist der Handels- und Kaufmannsstand sowohl nach der Ansicht einzelner als auch in der öffentlichen Meinung nicht bloß ehrenwert, sondern auch unentbehrlich, während freilich der Kleinhandel oder Schacher mit Recht für entehrend gehalten wird [1]. Von allen Beschäftigungen aber, die dem Erwerbe dienen, ist keine ansprechender, ergiebiger und würdiger als die Landwirtschaft. Auch der Kriegsdienst war immer mit Ruhm und Ehre verbunden, wiewohl er in unseren Tagen dermaßen entartet ist, daß man ihn eher ein Räuberhandwerk nennen könnte [2]. Er ist, wie die Philosophen darthun und wie wohl jedem von selbst einleuchtet, notwendig, um den Staat gegen fremde Gewalt zu schützen.

Was endlich den Priesterstand betrifft, so genießt er jene Verehrung und Hochachtung, die seiner Erhabenheit und Heiligkeit geziemt. Zudem hat er sich einer größern Sicherheit und Freiheit von Sorgen als jeder andere Beruf zu erfreuen. Wenn es überhaupt nötig ist, daß hinsichtlich der Standeswahl jedem volle Freiheit gelassen und seiner persönlichen Naturanlage Rechnung getragen werde, so ist beim Priesterstande eine um so größere Vorsicht und weise Besonnenheit geboten. Leider treten manche, deren aufrichtige Gesinnung über jeden Zweifel erhaben scheint, aus nichts weniger als edlen Beweggründen in denselben ein, sei es nun aus Ehr-

[1] Cf. Cic. de offic. l. I. c. 42.

[2] Die Fürsten und Städte Italiens trugen um jene Zeit die Waffen nicht mehr selbst, sondern ließen ihre Kriege durch Mietstruppen (Condottieri) führen. Diese aber lebten meist von Raub und Plünderung, und ernährten sich selbst in Friedenszeiten auf Kosten der geplagten Landeseinwohner. Vgl. Weiß a. a. O. S. 224.


Digitized by Google

geiz, oder um sich zu bereichern, oder um ein gemächliches und sorgenfreies Leben führen zu können. Entweder werde einer Priester aus Liebe zu Gott und zur Tugend, oder er bleibe einem Stande fern, der nicht zur Beleidigung, sondern zur Ehre Gottes eingesetzt ist.

Sind also junge Leute zu einem wissenschaftlichen Beruf nicht befähigt, so giebt es anderweitige Beschäftigungen genug, denen sie sich widmen können; nur kein unthätiges Hinbrüten und kein müßiges Verschleudern der kostbaren Zeit! Die Arbeit ist es, welche die Leidenschaften darniederhält, die unreinen Vorstellungen, die sich immer und immer wieder aufdrängen wollen, aus der Seele verbannt und zudem die nötigen Mittel zu einem anständigen Lebensunterhalte verschafft. Dieser Wahrheit haben sich selbst große Fürsten nicht verschlossen. Augustus ließ, selbst als er den höchsten Gipfel der Macht erstiegen hatte, seine Enkel (Kinder hatte er nämlich nicht) in der Wissenschaft und Kriegskunst, seine Enkelinnen aber im Wollespinnen und den anderen weiblichen Handarbeiten unterrichten[1]. Es wird sich gewiß jedermann schämen, seine Kinder ihr Leben im Nichtsthun hinschleppen zu lassen; und besäße er selbst den Reichtum eines Krassus oder Krösus, so wird er sich vor der Wandelbarkeit alles Irdischen und der trügerischen Gebrechlichkeit des Glückes niemals sicher fühlen und daher seinen Kindern Schätze hinterlassen, welche ihnen kein Schlag des Schicksals, keine menschliche Macht zu entreißen im stande ist.

10. Kapitel.

Hang der Jugend zu sinnlichen Genüssen. Gefahren derselben von außen durch Schmeichler und böse Gesellschaften.

Wir haben bereits im ersten Buch, da wir vom Knabenalter sprachen, den Eltern die Wachsamkeit über ihre Kinder ans Herz gelegt. Wenn die Söhne in die männlichen Jahre eintreten, so sind größere Ausschreitungen bei ihnen zu befürchten und muß daher auch die Vorsicht verdoppelt werden. Vor allem sollen dieselben nur mit solchen Leuten in Gesellschaft treten, die freien Standes sind und sich durch eingezogenes, untadelhaftes Benehmen auszeichnen; man habe auch auf ihre Mitschüler acht und untersage ihnen den Umgang mit solchen, die verdorben und sittenlos sind.

Ganz besonders aber trage man Sorge, daß die Söhne nicht Schmeichlern in die Garne fallen, welche ihre kindliche Ehrfurcht in Haß und Abscheu verkehren. In keiner Gesellschaft fühlt sich die Jugend wohler, und keine richtet unter ihr größeres Verderben an. Wenn der gegenseitige Verkehr, sei es, daß derselbe nur in mündlicher Unterhaltung oder in eigentlichem Zusammenleben besteht, in allen Lebensverhältnissen und für alle von mächtigem Einfluß ist und ihnen ganz neue An-

[1] Sueton. Octav. c. 64.

Digitized by Google

schauungen beibringen kann, wie viel mehr wird das erst bei der Jugend der Fall sein, welche noch keine Weltkenntnis besitzt und voll innern Drangs und beständiger Unruhe ist. Sie gleicht dem Wachs, das sich in jede Form drücken, jede beliebige Gestalt sich geben läßt; sie ist zartem Strauchwerk ähnlich, das die Form des Pfahles, sei dieser nun gerade oder krumm, annimmt, an den man es heftet. Darum ist sie so leichtgläubig und zum Mitgefühl geneigt; darum wechselt sie so oft ihre Ansichten, schließt gern und schnell Kameradschaft und Freundschaft, um sie ebenso schnell wieder aufzulösen. Jugendliche Gemüter lassen sich ganz von den Eindrücken des Augenblicks leiten, sind ungestüm in ihren Wünschen, und wenn sie den Gegenstand derselben erreicht haben, so verschwindet sofort wieder das Interesse daran. Sie verschleudern ihr väterliches Vermögen, haben ihre Freude an Spiel und Trinkgelagen, finden an Pferden, Hunden und Vögeln ihr Vergnügen. Sie zeigen einen außerordentlichen Hang zur Wollust, welche Körper und Geist um so sicherer entnervt, je früher sie ihr zur Beute werden.

Das sind die Wirkungen der Schmeichelei und des jugendlichen Feuers, welche zusammen gewissermaßen die Herrschaft über den Menschen an sich reißen. Es bedarf daher hoher Einsicht, ihnen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Man muß dabei verfahren wie bei jungen Bäumen, welche man ringsum mit dichten Zäunen umgiebt, damit Gesträuch und Dornen sie nicht ersticken. Nur ernste und wohlgesittete Altersgenossen oder auch ältere Personen sollen daher die Gesellschaft des Jünglings bilden, Personen, deren Umgang wirksamen Einfluß auf einen tugendhaften Lebenswandel ausübt, sie von der Bekanntschaft mit leichtfertigen Personen andern Geschlechtes, ihren Anzüglichkeiten und Schmeichelreden, welche selbst die Standhaftigkeit eines Hippolyt[1] erschüttern könnten, zurückhält, und sie, wie bereits bemerkt, gegen die Zudringlichkeit frecher und verdorbener Menschen in Schutz nimmt, von denen für Unerfahrene und Schwache um so mehr zu befürchten ist, als ihnen niemand zu charakterfest und zu unschuldig ist, daß sie ihn nicht mit leichter Mühe zum Wanken bringen und ins Verderben ziehen.

Ein sprechendes Beispiel für das Gesagte haben wir an der Jugendzeit des hl. Augustin, der ja bekanntlich nur durch schlechte Gesellschaft zu so vielen Fehltritten verleitet wurde. Was hat ihn zu einem Feinde des christlichen Glaubens gemacht, als der Umgang mit der wahnsinnigen Sekte der Manichäer?[2] Wer hat ihn zu jenem Birnendiebstahl verführt, den er nachher so tief beklagte, als seine nichtswürdigen, frechen Kameraden, die sich gegenseitig zum Bösen aufreizten?[3] Was hat ihn dazu gebracht, schon in seinem sechzehnten Altersjahre, wie er selbst erzählt,

---

[1] Ein berühmter Bischof und Kirchenschriftsteller zu Anfang des 3. Jahrhunderts, starb als Martyrer in der Dezianischen Verfolgung.

[2] Confess. l. III. c. 6. 7. [3] Ibid. II. 4.

Digitized by Google



sich blindlings der Sinnlichkeit in die Arme zu stürzen, als das leichtsinnige und zügellose Leben seiner Gefährten?[1] Die geheimen Ermahnungen seiner äußerst bekümmerten Mutter erschienen ihm als Klagen eines Weibes, die zu beachten er sich schämen müßte; und seine Verblendung ging schließlich so weit, daß er es nicht mehr über sich brachte, im Kreise seiner Genossen die Sittsamkeit zu beobachten, wenn er hörte, wie dieselben mit ihren Schandthaten sogar prahlten und sich um so größer fühlten, je schamloser ihre Aufführung war; er fand sein Vergnügen nicht so sehr an der bösen That selbst, als vielmehr an dem Beifall, der ihm dafür zu teil wurde[2].

Als Lucius Catilina — so erzählt uns Sallust[3] — seinen Plan zum Umsturz des Staates gefaßt hatte, suchte er zur Ausführung seines Verbrechens mit allen Übelthätern in Freundschaft zu treten; am liebsten aber setzte er sich mit jungen Leuten in Verbindung; denn ihr weiches und vermöge ihrer Jugend noch sehr wandelbares Gemüt ließ sich durch List unschwer gewinnen. Und je nachdem einer, seinem Alter entsprechend, mehr für diese oder jene Leidenschaft glühte, verschaffte er den einen liederliche Dirnen, den anderen Hunde und Pferde; er schonte weder sein Vermögen noch seine Ehre, um sich dieselben willfährig und anhänglich zu machen. So fesselte dieser verruchte Mensch die Jugend an sich, und wenn er ihr Schamgefühl und ihren guten Ruf allmählich untergraben hatte, so verleitete er sie auf jede erdenkliche Weise zu schlechten Thaten und führte sie von Tag zu Tag zu gröberen und gefährlicheren Verbrechen. Das also war die Folge ihres vertrauten Umganges mit einem Bösewicht, unter dessen Führung sie endlich ein klägliches Ende fanden.

Ich kann den genannten Beispielen noch ein sehr auffallendes und denkwürdiges Erlebnis aus meiner Jugendzeit beifügen. Ein Mensch, der etwa fünfundzwanzig Jahre zählte, war wegen Diebstahl zum Tode verurteilt worden. Wir Knaben wurden vom Lehrer hinausgeschickt, um die Hinrichtung mitanzusehen. Als derselbe dem Tode nahe war, wandte er sein Antlitz noch einmal gegen die zahlreich um ihn stehende Jugend und rief ihr hoch vom Galgen herab die Worte zu: „Jünglinge! Nehmet an mir ein Beispiel, auf daß ihr den Umgang mit bösen und verdorbenen Menschen gleich der giftigsten Schlange fliehet. Verlockt durch ihr süßes Gift, bin ich zu dem unglückseligen Ende gekommen, das ihr vor Augen habt." Diese Worte, deren ich mich aufs genaueste entsinne, wirkten auf mich wie ein plötzlicher Donnerschlag, so daß mich am ganzen Leib ein entsetzliches Zittern überkam. Und so oft ich mich später während meiner Jugendjahre derselben erinnerte, wurde ich vom nämlichen Schauer ergriffen. Mit derselben Ergriffenheit aber, mit welcher ich damals jene Worte vernommen, lege ich sie jetzt den jungen Lesern vor, welchen etwa mein Buch in die Hände kommen sollte, und ermahne sie dringend, die-

[1] Ibid. II. 2. [2] Ibid. II. 8. 9. [3] Conjur. Catil. c. 14. 15.

Digitized by Google

selben wohl im Gedächtnisse zu bewahren und aus der Warnung und dem abschreckenden Beispiel jenes Unglücklichen die Lehre zu ziehen, daß man das Böse fliehen muß, und daß der Umgang mit frevelhaften Menschen die traurigsten Folgen mit sich bringt. — Dieselbe Wahrheit hat auch Pythagoras ausgesprochen, nur in etwas verhüllten Worten. Tiere mit schwarzen Schwänzen, sagt er, dürfe man nicht genießen; unter „schwarzen Schwänzen" versteht er nämlich die schwarzen Thaten schlechter Menschen.

11. Kapitel.

Die Gefahren von seiten schmeichlerischer und verdorbener Dienstboten.

Wenn man schon vor fremden Personen, die einen schlechten Lebenswandel führen, wohl auf der Hut sein muß, wie viel mehr wird dies bei den eigenen Hausgenossen nötig sein, mit welchen man ohnehin fortwährend zu verkehren hat. Wir halten die innerlichen Krankheiten des Leibes für viel gefährlicher als die äußeren; warum sollten wir nicht auch das Böse, das wir innert den Wänden unseres eigenen Hauses vorfinden, für ansteckender halten als dasjenige, welches auf dem Markte und auf öffentlicher Gasse geschieht? Darum verwehre man den Söhnen ganz besonders den Umgang mit Knechten und dergleichen Personen, welche die niedrigen Dienste des Hauses versehen und die sich in der Regel wenig Sorge um Ehre und guten Namen machen. Etwas anderes ist es freilich, wenn Dienstboten durch ihr Alter und ihren sittlichen Ernst Gewähr bieten, daß sie auf die jungen Leute offenbar nur in gutem Sinne einwirken.

Kaiser Commodus Antoninus, dessen Herrschaft im Römerreiche nahezu unausstehlich war, wird uns schon in seiner Jugend als schandbar, gottlos, grausam und besudelt mit jeglichem Schmutz des Lasters geschildert. Diese Sittenlosigkeit war aber nicht etwa ein Erbteil von seinem Vater, zeichnete sich ja kein Fürst mehr als gerade dieser durch untadelhaften Lebenswandel aus; ebensowenig fehlte es ihm am nötigen Unterricht, denn er hatte fortwährend ebenso zahlreiche als tüchtige Lehrer: er war vielmehr durch nichtswürdige Schmeichler, die sich immer in großer Zahl an Fürstenhöfen einfinden, verdorben worden [1]. Den Nero brachten Tigollius und seine Spießgesellen durch ihre schändlichen Verführungskünste so weit, daß er zwei Ehrenmänner, die den Fürsten durch Ermahnungen und ihr eigenes Beispiel von seinem zügellosen Leben abzubringen versuchten, den Afranius Burrus und Amäus Seneka, umbringen ließ [2]. Dion von Syrakus hatte einen Sohn, welcher am Hofe des Dionysius erzogen wurde. Da sich der Vater mit letzterem überworfen hatte,

[1] L. Älius Commodus (180—192 n. Chr.) war eine so gemeine Natur, daß man Zweifel hegte, ob er wirklich der Sohn des in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneten Kaisers Markus Aurelius Antoninus sei.

[2] Tacit. Annal. l. XIV. c. 51. 52.

Digitized by Google

so ließ dieser aus Rache in Abwesenheit des Vaters dem Sohne absichtlich eine schlechte Erziehung geben, indem er ihm, bevor er die körperliche Reife besaß, Gelegenheiten zu geschlechtlichen Ausschweifungen verschaffte und ihn zu maßloser Schwelgerei in Speise und Trank verleitete, so daß derselbe aus seinem Sinnenrausch gar nicht mehr herauskam. Als nun der Vater heimkehrte, so ließ er den Sohn, um ihn von seiner bisherigen Lebensweise abzubringen, aufs strengste überwachen. Dieser aber wollte von seinem Wandel nicht mehr lassen und nahm sich durch einen Sprung aus dem obersten Gemache des Hauses selbst das Leben; einen solchen Einfluß hatte die Erziehung auf ihn ausgeübt[1].

So begreift sich auch die Behauptung des Älius Spartianus[2], der in einem Briefe an Diokletian bemerkt, fast alle berühmten Männer seien entweder ohne Kinder gestorben oder haben dann solche hinterlassen, welche die Welt besser nie gesehen hätte. Diese fallen nämlich den Schmeichlern in die Netze, welche, um sich ihre Zuneigung zu erwerben, ihnen alle erdenklichen Genüsse verschaffen. Auf diese Weise werden sie verweichlicht, entnervt und stürzen sich wie toll in den Strudel der sinnlichen Lüste, ohne sich je wieder herausarbeiten zu können, weil die Macht der Gewohnheit sie zu tief in denselben hinabgerissen hat. Ist es also zu verwundern, wenn die Söhne großer Väter verdorbener sind und eine größere Neigung zu allem Bösen zeigen? Es kommt dies nicht so fast daher, daß sie allzu milde behandelt werden, sondern daß sie fortwährend von elenden Schmeichlern umringt sind, welche sie gleichsam als eine Erwerbsquelle betrachten und es auf die Ausbeutung ihres Reichtums abgesehen haben. Darum pflegte der Athener Antisthenes zu sagen, es sei besser, es falle einer, wenn es doch sein müsse, in die Gewalt der Raben als in diejenige der Schmeichler; denn jene hacken nur an den Toten, diese aber an den Lebenden[3]. Krates meinte, es ergehe denjenigen, welche mit Schmeichlern umgehen, ungefähr wie Kälbern, wenn sie unter die Wölfe geraten; denn man sei von diesen wie von jenen auf beiden Seiten bedroht[4]. Auch Isokrates sagte, die Schmeichler seien gleich verabscheuungswürdig wie die eigentlichen Betrüger, weil beide diejenigen hintergehen, welche ihnen trauen. Nicht unpassend bezeichnet sie Diogenes als „Bestien von etwas zahmerer Natur", während er die Neider als „wilde Tiere" tituliert.

Weil aber das Gift der Schmeichelei geradeso gefährlich wirkt, als es süß zu kosten ist, so läßt sich auch der entschiedenste Charakter leicht durch dasselbe täuschen. Es giebt nun einmal keinen Menschen, der das ihm gespendete Lob nicht mit Genugthuung entgegennimmt, beim Anhören desselben sich nicht gefangen giebt und folgerichtig den Spendern desselben seine Gewogenheit bezeigt. Um so notwendiger ist es, zumal für hoch-

---

[1] Cornel. Nep. Dion. c. 4.

[2] Ein römischer Geschichtschreiber aus der Zeit Diokletians.

[3] Diog. Laert. l. VI. c. 1. n. 4. [4] Ibid. c. 5. n. 9.

Digitized by Google

gestellte Leute, ihr Haus von Menschen zu säubern, die so ansteckend auf ihre Umgebung wirken.

Hat aber ein Vater die Erfahrung gemacht, daß sein Sohn, sei es infolge schlimmer Naturanlage oder durch böse Gesellschaft, verdorben sei, so soll er ihn nicht zu sehr schelten, nicht mit allzu harten Worten anfahren, nicht vom Zorn sich fortreißen lassen, ihm nicht langen Groll nachtragen, sondern vielmehr zur Verzeihung bereit sein und ihm manches nachsehen, als ob er, wie man zu sagen pflegt, kein Auge und Ohr für diese oder jene Ausschreitung hätte. Denn was einer allzu harten Zucht mißlang, hat schon oft eine milde Hand zuwege gebracht und die zügellose Jugend in gehörige Schranken zurückgeführt. Der hl. Ambrosius schreibt in einem Briefe an Sisinnius: „Du hast gehandelt, wie gute Eltern handeln sollen, daß du dem Sohn auf seine Bitten hin sofort verziehen hast. Wäre es ohne vorhergehende Bitte geschehen, so hieße das nicht verzeihen, sondern das Vergehen billigen; so aber die Verzeihung länger hinausschieben, wäre deinerseits Härte und für jenen nutzlos." Auch Plinius redet einem Vater zu, daß er gegen seinen Sohn nicht allzu hart und streng verfahre. „Bedenke," sagt er [1], „daß er noch jung ist und daß auch du es warest; und da du nun Vater bist, so gebrauche deine väterliche Gewalt in einer Weise, daß du dich dabei stets erinnerst, du seiest ein Mensch und der Vater eines Menschen."

Findet man aber an den Söhnen ein allzu ungebundenes Benehmen, so daß sie kaum in gehörigen Schranken zu halten sind, so wird es am zweckmäßigsten sein, sie bald in den Ehestand treten zu lassen. Das eheliche Leben hat nämlich in der Regel die eigentümliche Macht, leichtsinnige Menschen zur Besonnenheit zu bringen, obschon es freilich auch Besonnene zum Leichtsinn führen kann. Immerhin ist dieses Mittel nach der Ansicht des hl. Chrysostomus nur für solche wirksam, welche sittlich noch unverdorben sind; es bewahrt sie nämlich vor dem Fall. Der genannte Kirchenvater belehrt in seinem Kommentar über den ersten Brief des hl. Paulus an Timotheus [2] die Eltern, auf welche Weise sie ihre Söhne vor allem in der Keuschheit erhalten und vor dem Laster der Wollust, welches in diesen Jahren der gefährlichste Feind des Menschen ist, bewahren können, indem er sagt: „Dieses Übel wirksam zu bekämpfen, kostet vielen Schweiß und große Anstrengung. Man verheirate daher die Söhne frühzeitig, damit sie ihrer Braut einen reinen und unentweihten Leib entgegenbringen. Dadurch wird begreiflicherweise die gegenseitige Liebe der Ehegatten eine viel innigere, und der Gatte, der schon vor der Ehe die Keuschheit ehrte, wird es jetzt um so mehr thun. Daher setzen sich auch die Brautleute einen Kranz aufs Haupt; es ist dies ein Zeichen, daß sie den Ehestand antreten, ohne daß in ihrem bisherigen Leben die Wollust den Sieg über sie davongetragen hätte."

[1] Epist. l. IX. n. 12. [2] Homil. 9.


Digitized by Google

12. Kapitel.

Die Erziehung der Töchter.

Die Vorschriften, die wir im bisherigen über die Erziehung der männlichen Jugend gegeben haben, erfordern eine noch gewissenhaftere und sorgfältigere Beobachtung in der Erziehung der Töchter. Es muß der gute Ruf derselben mit aller Vorsicht gewahrt und den Gefahren, die ihm drohen, mit wachsamem Auge begegnet werden. „Ihr Mütter," sagt Chrysostomus an der schon angeführten Stelle, „traget Sorge für eure Töchter; und diese Sorge wird euch keineswegs schwer fallen. Behaltet sie stets mit ängstlicher Vorsicht zu Hause; lehret sie vor allem Frömmigkeit und Gottesfurcht, Geringschätzung der irdischen Güter, Verachtung alles äußern Flitters. Erst nach einer solchen Erziehung sollen sie in den Ehestand treten; dann aber werden sie nicht nur selbst glücklich sein, sondern auch die Männer, die sie heiraten, beglücken; ja nicht nur ihre Männer, sondern auch ihre Kinder und Kindeskinder; denn aus einer gesunden Wurzel sprossen kräftige Schößlinge hervor, die sich immer reicher entfalten. Dafür kann der verdiente Lohn nicht ausbleiben. Lasset es daher an keiner Mühe fehlen; ihr sorget nicht etwa nur für das Heil einer einzelnen Seele, sondern durch diese einzelne für das Heil unzähliger anderer. Die Jungfrau soll, wenn sie in den Ehestand treten will, aus dem Vaterhause hervorgehen, wie der Kämpfer aus der Ringschule; sie soll die vollständige Kenntnis des Hauswesens besitzen; sie soll gleich dem Sauerteig sein, der die ganze Masse mit seinem guten Geschmacke durchdringt." So lehrt ebenso wahr als erbaulich der hl. Chrysostomus.

Man treffe also Vorsorge, daß die Töchter sich nicht mit jungen Leuten des andern Geschlechtes in Unterhaltung einlassen, zumal mit solchen, welche sich herausputzen, parfümieren und als Gecken geberden. Sie sollen aber auch in keinen Verkehr mit Mädchen treten, die ihnen fremd sind, um so mehr, wenn dieselben einhergehen mit gekräuselten Haaren, wenn sie keinen Mantel tragen; wenn sie von ausländischen Salben duften, sich wie Zierpuppen schmücken und kleiden, eine übertriebene Sorgfalt auf ihre Schönheitspflege verwenden und Haar und Gesicht mit den ausgesuchtesten Stoffen schminken; wenn sie endlich eine besondere Freude an Liebesliedern haben. Es sind das lauter Reizmittel der sinnlichen Lüste und unzweifelhafte Kennzeichen eines gänzlichen Mangels an Schamgefühl. Ihr Beispiel wirkt ungefähr wie jene Lehre, welche ein leichtfertiger Dichter ebenso leichtfertigen Mädchen giebt:

„Lockend ist der Gesang; drum lernet singen, ihr Mädchen!" [1]

Man halte Gespielinnen von den Töchtern fern, welche an Spiel und Scherz, an Liebesbriefen, an Leierklang und Tanz ihr besonderes Vergnügen finden. Daß dieses nicht von Frauentugend zeugt, beweist das

[1] Ovid. Ars amator. l. III. 315.


Digitized by Google

Beispiel jener Sempronia, von der uns Sallust erzählt[1]; sie besaß viel Anmut und Witz; sie war geistig begabt, verstand zu dichten und zu scherzen und wußte sich in der Unterhaltung je nach Umständen bescheiden, zimpferlich oder auch frech zu benehmen; sie war in der griechischen und lateinischen Litteratur bewandert, sang und tanzte mit einem Geschick, wie es für eine rechtschaffene Frau nicht eben erforderlich ist, und machte sich noch mit manch anderem zu schaffen, was ein üppiges Leben mit sich bringt. Auch verwehre man den Töchtern häufige Plaudereien und eine allzu große Vertrautheit mit Mägden, welche selbst noch jung sind. Sittlichen Ernst können ihnen diese ja doch nicht mitteilen, weil es ihnen an Bildung wie an Erfahrung mangelt; es steht im Gegenteil zu befürchten, daß sie infolge ihrer untergeordneten Lebensstellung und ihres leichtlebigen Alters schädlich auf die Töchter einwirken und durch ihre Schmeichelreden und Einflüsterungen, mit denen sie dann gewöhnlich noch großthun, den edlen Sinn, den jene von ihren braven Eltern überkommen haben, verderben.

Noch weniger aber werden sich die Töchter in Gemeinschaft einlassen mit Weibspersonen, die sich überall herumtreiben, nirgends einen festen Aufenthaltsort haben, sondern in den Häusern fremder Leute die Runde machen. Um so mehr aber glaube ich die Unsitte, die in gewissen Städten herrscht, rügen zu sollen, daß den Mägden alle Freiheit gestattet ist und dieselben, wenn ihnen etwa an Feiertagen Mußezeit gegönnt wird, ganz ungehindert ihren Liebhabern nachlaufen können, um ihre Lüste zu befriedigen. Was giebt es Unwürdigeres als ein solcher Mangel an Zucht, der ebenso schmählich als thöricht ist? Was könnte in ganze Staatswesen sowohl als in einzelne Familien mehr Schande und größeres Verderben bringen? Welches Beispiel — gestehet es euch selbst, ihr weisen Familienväter! — werden eure Töchter für ihre Keuschheit an solchen Mägden finden? Ich wende mich an euch, ihr Väter und Mütter, und frage euch bei eurer erleuchteten Weisheit: glaubt ihr in der That, daß man auf diesem Weg das reine Kleid der Unschuld bewahre, daß die Liebe zur Ehrbarkeit und Herzensreinheit Wurzel fasse, daß der Sinn für Keuschheit in den zarten Gemütern geweckt werde; daß auf diese Weise die sinnlichen Triebe der Jugend niedergehalten, die aufzüngelnde Flamme und die Glut jugendlichen Feuers erstickt werde? Ihr werdet vielleicht zu eurer Entschuldigung vorbringen, man gestatte den Mägden jene Freiheit des Verkehrs, damit sie ihre Arbeit um so besser und sorgfältiger verrichten, in ihrem Dienst um so williger und eifriger sich zeigen. Alle Achtung vor eurer Fürsicht und Klugheit; bleibet eurer Handlungsweise getreu: wenn aber eure Töchter infolge des schlechten Beispiels solcher Dienstboten in Sünde und Schande geraten, so schreibet es nicht den leichtsinnigen Mägden, sondern eurer Sorglosigkeit auf Rechnung.

Es wird also geraten sein, Dienstmägde zu wählen, welche sich durch gesetztes Alter und sittlichen Ernst empfehlen, die sich jedes verdächtigen

[1] Conjur. Catil. c. 25.


Digitized by Google

Umgangs mit den Töchtern des Hauses enthalten, über dieselben beständig Aufsicht üben, sie nie allein zu Hause und nicht ohne Begleitschaft ausgehen lassen; die sie durch Wort und That zur Nüchternheit, Keuschheit und Frömmigkeit anleiten und sie in allen weiblichen Arbeiten fleißig unterrichten. Die Zeit aber, in welcher die häuslichen Geschäfte ruhen, wird eine gewissenhafte Magd benützen, um die Töchter zu lehren, wie sie vor Gott die Kniee beugen und sich dem Gebete und der Lesung guter Schriften widmen soll. Sie wird ihr nur geistliche Lieder zu singen erlauben und ihr keine kosende und leichtfertige, sondern nur bescheidene und erbauliche Gespräche zu führen gestatten.

13. Kapitel.

Monikas Jugend, ein Beispiel sorgfältiger Erziehung.

Es ist somit nicht genug, daß sich die Magd auf den Dienst des Hauses gut verstehe; sie soll auch ihren Teil zu einer guten Familienordnung beitragen. Der Familie selbst aber liegt die Pflicht ob, sich gewissenhaft nach solcher weiblicher Dienerschaft umzusehen, und ist man in der Wahl derselben glücklich, so ist kaum mehr zu zweifeln, daß die Eltern dereinst an den guten Sitten und dem wohlgeordneten Leben ihrer Kinder nur Freude erleben werden.

Zur Bestätigung des Gesagten darf ich hier nicht unterlassen, die hl. Monika, unter deren Schutz ich ja mein Werk gestellt habe, als Beispiel anzuführen. Wie schon im ersten Buche erwähnt worden [1], verdankte Monika den Glanz und die Zier ihrer herrlichen Tugenden vor allem der überaus sorgfältigen und gewissenhaften Erziehung einer greisen Dienerin, welche, wie Augustin selber uns erzählt [2], als junge Kinderwärterin schon ihren Vater auf den Armen getragen hatte. Darum stand sie denn auch, da sie sich überdies durch einen untadelhaften Lebenswandel auszeichnete, in hoher Achtung bei ihrer Herrschaft. Für die Töchter des Hauses, welche ihrer Führung anvertraut waren, trug sie die größte Sorge; in der Erziehung trat sie, wenn es nötig war, mit Entschiedenheit und gerechter Strenge auf, im Unterricht waltete Besonnenheit und kluger Sinn. So ließ sie dieselben außerhalb den regelmäßigen, höchst einfachen Mahlzeiten am elterlichen Tische nicht einmal Wasser trinken, selbst wenn sie über heftigen Durst klagten, um sie so vor einer bösen Gewohnheit zu bewahren. „Ihr trinket nun Wasser,“ pflegte sie bei solchen Anlässen zu sagen, „weil euch der Wein fehlt; wenn ihr aber einmal verheiratet seid und über Küche und Keller gebieten könnt, so werdet ihr euch wohl des Wassers, nicht aber des Trinkens entwöhnen.“ Da sie so gemessene Befehle gab und ihnen Achtung zu verschaffen wußte, so setzte sie der Begierlichkeit der Kinder schon in zartem Alter gebührende Schranken und gewöhnte sie an ein vernünftiges Maßhalten im Genusse,

[1] Siehe Kap. 20 S. 64. [2] Confess. l. IX. c. 8.



so daß sie sich selbst in dem Erlaubten zu beherrschen wußten. Diese Thatsache läßt uns auch einen sichern Schluß ziehen, mit welch großer Klugheit, Grundsätzlichkeit und Methode sie überhaupt bei der Erziehung jener Töchter verfuhr; gewiß hat sie den von uns hier gegebenen Erziehungsvorschriften aufs pünktlichste und gewissenhafteste nachgelebt. Denn es ist kaum glaublich, daß Monika jemals eine so hohe Stufe der Vollkommenheit hätte erreichen können, wenn sie eine Erzieherin gehabt hätte, welche z. B. dem Trunke ergeben oder unverständig oder ausgelassen gewesen wäre. Sie hätte eben jene Gewohnheiten eingesogen, die sie an ihrer Amme wahrgenommen, von deren Seite sie ja niemals wich.

Wer sollte also ein solches Beispiel nicht nachahmen und seinen Kindern nur solche Erzieherinnen zu geben bestrebt sein, welche Gewähr bieten, sich dereinst wohlgesitteter und tugendhafter Kinder zu erfreuen? Ist nicht jenes unansehnliche alte Mütterchen des höchsten Lobes würdig, dessen Bemühung es hauptsächlich zu danken ist, daß wir an Monika ein Weib von so großer Tugend und Heiligkeit besitzen? Und wenn wir der Mutter so vorzügliches und ausgezeichnetes Lob spenden, die uns durch ihre Bitten und Thränen ihren Sohn Augustinus geschenkt hat, wer möchte jener hochbetagten Dienerin die verdiente Anerkennung versagen, welche durch ihre treffliche Erziehung uns mit einem so bewunderungswürdigen Weibe beschenkt hat? O gottgefällige Erzieherin! O ehrwürdige Greisin, über alles Lob erhaben! Wie sollten alle Pflegerinnen, alle Mütter dich schätzen, ehren und nachahmen! Denn du hast der Welt durch deine gottbegnadigte Erziehung ein Weib gegeben, so hervorragend und leuchtend durch ihre Heiligkeit, daß wir es weder nach Gebühr zu bewundern, noch zu loben vermögen — die Mutter Augustins!

14. Kapitel.

Die Töchter im Verkehr mit jüngeren Mädchen.

Die Eltern werden also wohl daran thun, bei der Wahl ihrer weiblichen Dienerschaft nur solche Personen zu berücksichtigen, die durch Rat und That eine Stütze ihrer Kinder werden, nicht aber solche, welche eher selbst noch der Besserung bedürften, als daß sie im stande wären, andere zu bessern. Mit jüngeren Personen untersage man den Töchtern den Verkehr ganz oder gestatte ihn nur insoweit, daß sie in einer gewissen Ferne voneinander bleiben und ja nicht gegenseitig auf zu vertrautem Fuße stehen. Es ist dies für eine edle Erziehung ein Punkt, der keineswegs zu unterschätzen ist. Denn wie der Umgang der Kinder mit der Dienerschaft sehr leicht zu gemeinen und verdorbenen Sitten verleitet, so wird eine gewisse Zurückhaltung zwischen beiden zu ihrer gegenseitigen Überwachung und Besserung beitragen.

Einen Beleg hierfür bietet uns wiederum die Jugendgeschichte Monikas. Es hatte sich nämlich bei Monika, wie dieselbe oft ihrem Sohne

Digitized by Google

erzählte[1], in frühen Jahren ein gewisser Hang zur Trunksucht einzuschleichen begonnen. Da die Eltern sie als enthaltsam kannten, so war sie übungsgemäß damit beauftragt, den Wein mittelst eines untergehaltenen Bechers aus dem Fasse zu holen. Bevor sie denselben aber in das Fläschchen goß, nippte sie gewöhnlich ein wenig daran; mehr konnte sie nicht trinken, weil es ihr widerstand. Sie that dies auch keineswegs aus besonderer Vorliebe zum Trunke; es geschah vielmehr aus jener übersprudelnden Lebenslust des jugendlichen Alters, die in kindischen Gelüsten sich Luft macht und in den jungen Herzen nur durch das Ansehen der älteren niedergehalten zu werden pflegt. Da sie nun aber mit jedem Tage etwas mehr von dem Weine verkostete, so bildete sich bei ihr eine Gewohnheit, so daß sie beinahe schon volle Becher in einem Zuge leerte. Die kluge Alte und ihr strenges Verbot hätten nichts gegen die geheime Krankheit vermocht; als jedoch die Magd, mit welcher sie gewöhnlich zum Fasse ging, einmal, wie es so geht, mit ihrer jungen Gebieterin haderte, ihr dabei jenen Fehler vorhielt und sie sogar in bitterstem Hohne eine Weinsäuferin nannte, so traf sie der Stachel dieser Worte so tief, daß sie das Abscheuliche ihres Fehlers einsah, ihn alsbald verdammte und sich davon lossagte.

15. Kapitel.

Das Gebet, ein notwendiges Erziehungsmittel.

Mögen also die Eltern die von uns aufgestellten Vorschriften über die Erziehung der Kinder in Anwendung bringen; mögen alle jene, welche von ihrer Erziehung gedeihliche Früchte zu erleben wünschen, dieselben recht gewissenhaft befolgen. Möge insbesondere das Beispiel Augustins und Monikas, welches so eindringlich zu ihnen spricht, niemals ihrem Gedächtnis entschwinden. Und ist man entschlossen, in Erfüllung aller bisher von uns gegebenen Ermahnungen diese Heiligen nachzuahmen, so stellen wir jetzt noch eine letzte dringende Bitte und berufen uns dabei abermals auf das Vorbild Monikas und ihres Sohnes. Als Augustinus in schwere sittliche Verirrungen fiel und in den Irrtümern des Manichäismus ganz verstrickt war, so bejammerte ihn seine Mutter lange und bitterlich; aber nicht durch Klagen, sondern durch ihre unermüdlichen und inbrünstigen Gebete und Thränen, die sie beständig vor Gott ausgoß, erflehte sie endlich die Rettung ihres Sohnes. Ist das nicht eine ernste Ermahnung an die Eltern, für das Heil ihrer Kinder ebenso inständig zu Gott zu beten? Wer sollte nicht in aller Bereitwilligkeit die wichtige Sorge auf sich nehmen, Gottes Beistand auf die Kinder herabzuflehen, damit die Hilfe desjenigen, der alle guten Gaben in reichlichstem Maße spendet, die Hindernisse, welche ihrem tugendhaften Wandel entgegenstehen, beseitige und sein Erbarmen, das ja nicht den Tod des Sünders will, sie vom Wege des Lasters, wenn sie auf demselben wandeln, zurückrufe.

[1] Confess. l. IX. c. 8.

Digitized by Google

In frommer Ermahnung wendet sich der hl. **Ambrosius** mit folgenden Worten an die Mütter: „Entwöhnet die Kinder, liebet sie und betet für sie, damit sie lange leben auf Erden; rufet ihnen oft in Erinnerung, daß sie das Kreuz des Herrn mehr lieben und schätzen als dieses Leben.“

So also sollen die Eltern handeln, so das Beispiel Monikas nachahmen, deren Gebet und Thränen bei Gott so viel vermochten, daß Er gleichsam widerstrebend ihr Gehör schenkte. Es darf somit niemand an der Rettung seines Kindes verzweifeln, und sollte es noch so tief gefallen sein. Wenn man es durch frommes Gebet Gott dem Herrn empfiehlt, so wird er es sicherlich wieder auf bessere Wege zurückführen. Denn je inniger wir, gleichsam in vertraulichem Gespräche, mit Gott verkehren und uns mit ihm vereinigen, desto mehr wird er uns lieben und daher um so bereitwilliger alle unsere Bitten erhören. Nicht an der Pracht unserer Tempel, nicht an der kunstvollen Arbeit ihrer Gefäße, nicht an der Zahl der dargebrachten Opfer hat Gott seine Freude, weil er alles dessen ja nicht bedarf, wohl aber an einem pflichtgetreuen Leben in Reinheit und Keuschheit, an edler Gesinnung des Herzens, an aufrichtiger, innerlicher Frömmigkeit. Auf diese Weise gehen wir ganz in Gott auf, vereinigen uns mit ihm aufs innigste und finden in ihm unsere Ruhe; auf diese Weise müssen wir ihn gewinnen, ihn suchen und versöhnen. So lehrt es uns auch der göttliche Sänger, wenn er spricht[1]: „**Nicht will ich Kälber aus deinem Hause annehmen, noch Böcke aus deinen Herden. Denn mein sind alle Tiere des Waldes, das Vieh auf den Bergen und die Rinder** (in den Ställen). **Esse ich etwa der Stiere Fleisch oder trinke ich der Böcke Blut? Bringe Gott ein Opfer des Lobes dar und entrichte dem Allerhöchsten deine Gelübde. Rufe zu mir in den Tagen der Drangsal, so werde ich dich retten, und du wirst mich preisen.**“

An dieselbe Wahrheit, nur in anderen Worten, ermahnt uns auch ein heidnischer Dichter[2], indem er sagt:

„Was nützet, gesteht es, ihr Priester, das Geld in dem Tempel?
Ebensoviel, als der Venus des Mädchens geopferte Puppe.
Geben wir lieber den Göttern, was selbst bei dem größesten Reichtum
Nimmer zu geben vermag des berühmten Messala verlebter
Sohn: ein Gemüt voll Rechtlichkeit, heiligen Frieden im tiefen
Herzen; ein Leben, getränkt mit dem Sittlichen. Laß mich den Tempeln
Dies darbringen, so schafft die geopferte Frucht mir Versöhnung.“

Damit haben wir die Pflichten, welche die **Eltern** bei Erziehung ihrer Kinder zu beobachten haben, dargelegt. Gehen wir nun zu der weitern Aufgabe über, den **Kindern** zu zeigen, was ihrerseits zu einem rechtschaffenen, religiös-sittlichen Leben erforderlich ist.

---

[1] Ps. 49, 9 ff. [2] Pers. Sat II. v. 69 sqq.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Von den Pflichten der Jünglinge gegen Gott und die Mitmenschen.

1. Kapitel.

Ermahnung zur Tugend, zur Ausdauer bei der Arbeit und zur Vermeidung sinnlicher Genüsse.

Die Ratschläge, welche wir im folgenden der Jugend zu erteilen uns vorgenommen, stellen zwar an die Mühe und den Fleiß des Verfassers nicht geringe Anforderungen; allein wenn wir erwägen, welch großer Gewinn ihr aus der Befolgung derselben erwachsen wird, unterziehen wir uns unserer Aufgabe, so schwierig und mühsam sie uns auch erscheint, um der Jugend willen mit Freuden. Doch müssen wir zum voraus bitten, daß man unseren Ermahnungen ein aufmerksames Ohr leihe, um so die Pflichten, welche ein gutes, wohlgesittetes Leben verlangt, recht inne zu werden und dadurch die Jahre der Jugend einerseits in aller Freude und andererseits zur besten Zufriedenheit der Mitwelt zubringen zu können. Denn darin liegt gerade der eigentümliche Reiz der Tugend, daß sie ihren Besitzer selbst allezeit in Fröhlichkeit erhält und ihm zugleich den ungeteilten Beifall der Mitmenschen sichert. Es hat dies schon Virgils „Alethes" den beiden wackeren Jünglingen Nisus und Euryalus ganz richtig dargelegt. Er verheißt denselben nämlich als Lohn für das schwierige Unternehmen, zu dem sie sich anerboten hatten, vor allem die Gunst der Götter und das Bewußtsein ihrer eigenen guten That[1]. Ganz dasselbe können auch wir ihnen verbürgen. Wenn sie unsere Lehren befolgen, so werden sie nicht nur in den Jugendjahren, sondern für alle Zukunft der größten Ruhe des Herzens und eines ungetrübten Glückes genießen. Denn die süße Erinnerung an ein wohl vollbrachtes Leben verleiht der Seele eine stets heitere Stimmung. Die stets reichere Lebenserfahrung erhöht unsere Achtung und Ehre, und all das gereicht unserem Leben zu neuem Glück und Gedeihen.

Schon Bias von Priene gab den Jünglingen die überaus heilsame Ermahnung, daß sie sich Weisheit erwerben sollen als Reisegeld für das

---

[1] Aeneid. l. IX. v. 252 sqq. Zur Sache siehe unten S. 144, Note 5.

Digitized by Google

Alter; denn diese allein sei ein wahres und zuverlässiges Besitztum[1]. Wie man sich während der günstigen Witterung zur Sommerszeit mit allem Nötigen versieht, was der nasse und harte Winter erfordert, so muß man sich auch in der Jugend gute Sitten und nützliche Kenntnisse aneignen, damit sie uns im Alter zum Troste gereichen. Als man den Aristipp, einen Schüler des Sokrates, fragte, was hauptsächlich Gegenstand des Jugendunterrichtes sein müsse, antwortete er: „Das, was die Jungen einst als Männer brauchen können.“ Auch er wollte damit offenbar die Weisheit bezeichnen. Diese erscheint in ihren Anfängen dem Menschen freilich hart und rauh, aber sie zeitigt am Ende eine ebenso liebliche als dauerhafte und unvergängliche Frucht, während umgekehrt ein Leben des Genusses anfangs lockend und süß wie Honig erscheint, jedoch stets einen bittern und unglückseligen Ausgang nimmt. Darum bezeichnete Antisthenes[2] die Genußsucht mit vollem Recht als das größte Übel; der Peripatetiker Kritolaus nannte sie nicht nur das größte, sondern zugleich die Quelle und Wurzel aller anderen Übel, und dem Plato galt sie als die Lockspeise zu allem Bösen.

Was sodann die Vergnügen betrifft, so stellte Isokrates den Grundsatz auf, man dürfe nur nach solchen streben, welche mit unserer Ehre vereinbar seien; er pflegte jene, welche der Wohlanständigkeit nicht widerstreben, als sehr gut, diejenigen aber, die sie verletzen, als sehr verderblich zu bezeichnen. Da die Sinnlichkeit gleich einem Räuber uns überall auflauert, so müssen wir uns vor ihr aufs sorgfältigste hüten und ihr einen ewigen Krieg erklären. Doch wollen wir uns nicht jene Helden zum Vorbild nehmen, die zwar siegreich gegen viele Städte und Festungen kämpften und unzählige Völkerschaften bezwangen, hingegen von ihren eigenen Lastern sich auf schmähliche Weise unterjochen und beherrschen ließen. Nur in ihrer Tapferkeit gegen den äußern Feind sollen wir jenen folgen und den Schweiß nicht scheuen, welchen, wie Hesiod sagt[3], die Götter vor die Tugend gelegt haben. Da heißt es wachen, Frost und Hitze ertragen, vor keiner Mühe zurückschrecken. Denn durch beharrliche

---

[1] Diog. Laert. l. I. c. 5. n. 5.

[2] Antisthenes (vgl. oben S. 86, Note 1) faßte von der sokratischen Philosophie vorzüglich die praktische Seite auf, ohne jedoch die logische und naturphilosophische ganz zu vernachlässigen. Seine Sittenlehre war gegen die Verweichlichung seiner Zeitgenossen gerichtet und verlangte von den Menschen die höchste Enthaltsamkeit. Nur wer nichts bedarf, ist nach Antisthenes den Göttern gleich, tugendhaft und glückselig. Nur das Gute ist schön, das Böse häßlich, alles übrige gleichgültig. — Von seinen Schriften ist nichts mehr übrig, dagegen haben sich die Grundsätze seiner Ethik in der ausgebildeteren Form, welche ihnen die Stoa gab, fort und fort erhalten.

[3] „Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.
Lang auch windet und steil die Bahn zur Tugend sich aufwärts
Und sehr rauh im Beginn; doch wenn sie zur Höhe gelangt ist,
Leicht dann wird sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.“
Hesiod, Werke und Tage V, 289—292. Vgl. auch Horaz, Satyr. I. 9, 59.

Digitized by Google

Anstrengung wird jener staubige und rauhe Pfad, der uns wie eine Mauer entgegensteht und auf den ersten Blick ungangbar scheint, sichern Fußes zurückgelegt. Folgen wir dem Rat, den Horaz uns giebt[1], und behalten wir ihn treu im Gedächtnisse:

> „Wer sich bestrebt, zu erreichen im Lauf das ersehnete Ziel, hat
> Viel als Knabe gethan und geduldet, geschwitzt und gefroren,
> Hat sich enthalten der Lieb' und des Weins."

Folgen wir dem Mahnwort eines hl. Gregor von Nazianz, welcher die Jünglinge auffordert, ihre Kraft im Kampfe gegen das Laster zu erproben. „Hier", sagt er, „mögen sie ihrem jugendlichen Eifer freien Lauf lassen, wenn sie nicht den Verirrungen ihres Alters zum Opfer fallen wollen. Ein solcher Sieg, den die Besonnenheit und Klugheit über den jugendlichen Leichtsinn davonträgt, wird dem Jüngling ohne Zweifel größere Genugthuung verschaffen als ein Siegeskranz in den olympischen Spielen. Denn in diesem Wettkampfe bilden die Engel ihre Zuschauer, und es harrt ihrer eine Krone, die unverwelklich ist, ein Preis, der ihnen nicht bloß vorübergehende Freude, sondern ewige Glückseligkeit bereitet, wenn sie dereinst hinübergehen in das Reich des Lebens."

Niemand lasse sich durch Mühe und Arbeit abschrecken; wie groß diese auch sein mag, die Gewohnheit macht sie leicht und angenehm; denn sie ist es ja, welche mit unbesieglicher Kraft alles noch so Harte bezwingt und überwindet. Wir sehen, wie öftere Berührung das Eisen abreibt, häufiger Regen selbst Felsen aushöhlt; wie unfruchtbare Felder durch sorgfältigen Anbau üppig gedeihen, sehr fruchtbare dagegen durch nachlässige Pflege entarten. Pferde, welche auf steinigem Grund und Boden aufwachsen, zeigen sich in der Folge mutiger und schrecken auch vor den rauhesten Wegen nicht zurück, während solche, die in Sumpf- und Marschland aufgezogen wurden, weniger keck werden und stets eine gewisse Scheu vor steilen und holperigen Wegen zeigen. Daher giebt Xenophon in seinem Buch über Pferdezucht[2] den Eigentümern den Rat, den Platz vor dem Stalle mit Kies zu belegen, damit der Huf der Fohlen sich daran gewöhne und diese später auch einen harten und felsigen Boden nicht scheuen. Der genannte Gewährsmann empfiehlt zugleich, die Hufe erst später mit Eisen beschlagen zu lassen, damit dieselben, wenn letztere etwa während des Marsches verloren gehen, auf solche Weise abgehärtet, nicht so leicht Schaden leiden. In ähnlicher Weise wird auch derjenige, welcher an Hitze und Regen und an harte Feldarbeit gewöhnt ist, ungleich tauglicher für Kriegsstrapazen sein als jener, der gern im Schatten sitzt und in weichen Federbetten ruht.

Daher gab denn schon Isokrates den weisen Rat, man müsse sich aus eigenem Antrieb den Anstrengungen unterziehen und in ihnen den Körper üben, damit, wenn etwa unfreiwillige Arbeiten uns aufgebürdet

---

[1] Ars. poet. v. 412 sqq. [2] Περὶ ἱππικῆς, c. 4.


Digitized by Google

werden, wir sie um so leichter zu bewältigen vermögen. Auch Diogenes meinte, die Verschmähung des Vergnügens habe, wenn man sich's einmal gewöhnt sei, etwas sehr Anziehendes; und so ungern diejenigen, welche den sinnlichen Genüssen fröhnen, sich davon losreißen lassen, ebenso gern vermissen sie jene, welche sich ans Gegenteil gewöhnt haben. Es verhält sich mit der Arbeit geradeso wie mit der Genußsucht; beide erzeugen, wenn sie von Jugend auf geübt und zur ständigen Gewohnheit geworden sind, eine Art Bedürfnis, von dem man sich ohne Unbehagen nicht mehr trennen kann. Auch die Anstrengung hat ihre Reize, sonst würden wohl kaum so gewaltige Thaten, von denen wir lesen, je ausgeführt und aufgezeichnet worden sein. Darum wälzte sich Diogenes zur Sommerszeit freiwillig in glühendem Sand und umfing im Winter mit seinen Armen Bildsäulen, die mit Schnee bedeckt waren; er wollte sich in der Ertragung von jeder Art Abhärtung üben. Er behauptete daher von sich, daß er die nämliche Lebensweise wie Herkules führe; solche aber, die sich mit nutzlosen Arbeiten abgaben, dagegen notwendige und rühmliche verschmähten, bezeichnete er als unglückliche Leute, welche keinen Verstand hätten [1].

Auch der Stoiker Zeno, gleichfalls ein Muster von Abhärtung und Ausdauer, schlug die Ertragung von Beschwerden weit höher an als alle Vergnügungen und soll sich so sehr an sie gewöhnt haben, daß weder grimmige Kälte, noch kalter Regenschauer, noch glühende Sonnenhitze, noch die gewaltigsten Schmerzen einer Krankheit jemals einen niederschlagenden Eindruck auf ihn machten. Gegenstände, an welchen Alltagsmenschen ihre Freude haben, vermochten ihn nie zu fesseln; er widmete sich den tiefsten Studien, welchen allein er Tag und Nacht oblag [2]. Auch von seinem Schüler Kleanthes weiß man, daß er eine außerordentlich abgehärtete Natur war und sich dadurch einen sehr berühmten Namen erwarb. Als einst ein Lacedämonier bemerkte, die Arbeit sei etwas Gutes, entzückte ihn diese Äußerung dermaßen, daß er vor freudiger Erregung in die Worte ausbrach: „Du bist von vornehmem Geblüt, mein liebes Kind!“ [3]

Die Gesetze, welche Lykurg den Lacedämoniern gab, hatten offenbar den Zweck, die Jugend so viel als möglich an Anstrengung und Ausdauer zu gewöhnen. Aus ihnen schöpften sie jene Kraft, welche sie, wenn sie zu Männern herangewachsen waren, befähigte, jeglicher Arbeit, so harte und schwere Anforderungen sie auch stellte, zu trotzen. Denn alle menschliche Kraft wird durch Abhärtung gestählt, durch Verweichlichung dagegen untergraben. Auch von Kato von Utika lesen wir [4], er habe seinen Körper derart an Strapazen gewöhnt, daß er sich nichts daraus machte, aus freien Stücken die größte Hitze auszuhalten oder bei Schneegestöber mit unbedecktem Haupte einherzugehen. Auf Reisen bediente er sich nicht des Wagens, und wenn er in Gesellschaft von Freun-

[1] Diog. Laert. l. VI. c. 2.
[2] Ibid. l. VII. c. 1. n. 23.
[3] Ibid. l. VII. c. 5. n. 4.
[4] Plutarch. Cato. Min. c. 5.

Digitized by Google

den reiste, so ging er, mit ihnen sich unterhaltend, zu Fuß nebenher, während jene zu Pferde saßen.

Im übrigen ist weder die Arbeit noch das Vergnügen ein stetiger und sich gleichbleibender Zustand, sondern vielmehr etwas rasch Vorübergehendes; wir haben keine weitere Empfindung mehr von den Reizen und Genüssen, sobald sie der Vergangenheit angehören. Nur die innere Zufriedenheit einerseits, welche die stete Begleiterin der Arbeit ist, und die Bitterkeit andererseits, welche der Genuß stets zurückläßt, sind bleibende und unabänderliche Zustände. Damit stimmt jenes erhabene und unvergeßliche Wort überein, welches Kato in einer zu Numantia an die Ritter gehaltenen Rede gesprochen [1]: „Beherziget es wohl, daß, wenn ihr unter vielen Mühen treffliche Thaten vollbringet, die Mühen bald vorüber sind, die edle That aber euer Lebenlang nicht von euch weicht. Erkauft ihr euch aber durch eine schlechte That ein Vergnügen, so wird es mit diesem schnell vorbei sein, die schlechte That aber wird euch nimmer verlassen.“

2. Kapitel.

Die Sittsamkeit, die Kardinaltugend des Jünglings.

Wenn einer wohl zugebrachten Jugend so hoher Lohn in Aussicht steht, so wird sich also der Jüngling rastlose Arbeit, Weisheit, Rechtschaffenheit und Tugend stets als Ziel vorsetzen und sich mit ihnen wie mit einer Waffe umgürten, die man, um mit Antisthenes zu sprechen, niemals niederlegen darf. Er wird die sinnlichen Genüsse verschmähen, welche derselbe Philosoph, als sie jemand lobte, seinen Feinden als Strafe wünschte [2]. Er wird die Trägheit verabscheuen, das Laster bekämpfen, sich von der Wollust, wie vor einem Medusenhaupt, mit Entsetzen abwenden und ihren Lockungen und ihrem süßen Gifte mit ängstlicher Vorsicht aus dem Wege gehen. In diesem Streben wird ihn ganz besonders die Pflege der Schamhaftigkeit und Züchtigkeit, diese schönste Zierde der Jugend, unterstützen. Denn wie die charakteristische Eigenschaft des Greisenalters die Würde, diejenige des Mannesalters die Thatkraft ist, so hat der Jüngling als eigentümliches Angebinde die Sittsamkeit erhalten. Läßt er von ihr sich leiten, so wird er sich auch in jeder andern Hinsicht durch edle Sitte auszeichnen, und seine wahrhafte, auf sicherer Grundlage aufgebaute Tugend wird ihm die ungeteilte und vollste Zufriedenheit seiner Mitmenschen verschaffen. Denn nichts steht mit der Tugendhaftigkeit überhaupt in so enger Beziehung wie die Sittsamkeit.

Unsere Vorfahren haben hierin einen richtigen Blick bekundet; wenn sie diese Tugend im Bilde darstellten wollten, so glaubten sie ihr als passendstes Kennzeichen die Schamröte beigeben zu sollen. Daher soll auch Diogenes, als er einst einen Jüngling stark erröten sah, den trefflichen

[1] Gell. Noct. Attic. l. XVI. c. 1. [2] Diog. Laert. l. VI. c. 1. n. 5.

Digitized by Google

Ausspruch gethan haben: „Sei getrost, mein Sohn, das ist die Farbe der Tugend!“ [1] Welch hohen Begriff die Alten von dieser Tugend hatten, zeigt uns die Thatsache, daß selbst die größten Redner stets mit Schüchternheit und Befangenheit und nicht ohne ein gewisses gezwungenes Benehmen ihren Vortrag begonnen haben. So versichert es uns jener Crassus bei Cicero [2], einer der tüchtigsten Redner seiner Zeit, mit dem Bemerken, er habe das nicht nur an anderen häufig beobachtet, sondern auch an sich selbst erfahren; er sei jeweilen im Eingang seiner Rede so ergriffen gewesen, daß er erblaßte und ein Beben ihm durch die Seele und in alle seine Glieder fuhr. Cicero selbst fügt dem Gesagten bei [3], Crassus habe in der That die Tugend der Bescheidenheit in seltenem Grade besessen; diese sei aber seiner Beredsamkeit keineswegs hinderlich gewesen, sondern habe im Gegenteil noch zu seinen Erfolgen beigetragen, indem sie ihn als rechtschaffenen Mann empfahl. Ich übergehe die Dichter, von denen sich bei den Römern hauptsächlich Virgil und Horaz durch Schüchternheit und Züchtigkeit hervorthaten. Der Athener Xenophon soll neben seiner ausgezeichneten Schönheit auch ein sehr hohes, angeborenes Zartgefühl besessen haben; desgleichen Plato und Xenokrates.

Was die Schauspieler betrifft, so haben sie, wie Cicero bemerkt [4], obgleich sie durch ihre Schamlosigkeit sehr verrufen waren, von ehemaliger Zucht und Sitte immerhin noch so viel gerettet, daß wenigstens keiner ohne Schürze die Bühne zu betreten wagte. Von Plutarch wird uns berichtet [5], es sei bei der weiblichen Jugend von Milet einst die unerhörte Manie aufgetreten, durch Erhängen dem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Als sich alle gegen dieses Übel angewandten Mittel unwirksam erwiesen, wurde verordnet, daß dergleichen Selbstmörderinnen künftig mit dem Strick um den Hals und ihrer Gewänder entblößt, öffentlich ausgestellt würden. Diese Maßregel wirkte auf das Schamgefühl, und dieses allein vermochte der schmählichen Unsitte zu steuern. Domitian, sonst ein wahres Ungeheuer an Niedertracht und Verworfenheit, wußte sich trotzdem durch erheucheltes Schamgefühl einige Achtung zu verschaffen und soll sich einst sogar in heiterster Stimmung damit gebrüstet haben. Sabina Poppäa, Neros Konkubine, ein Weib ohne jeden sittlichen Anstand, das sich, um die feine weiße Hautfarbe zu erhalten, in Eselsmilch badete und zu diesem Zwecke fünfzig Eselinnen halten ließ, soll sich selten, und wenn sie es that, immer tief verschleiert in der Öffentlichkeit gezeigt haben, um sich auf diese Weise den Schein der Züchtigkeit zu geben und dadurch in den Augen der Leute ihre Schönheit und Anmut zu erhöhen [6]. So mächtig ist die Achtung vor dem Schamgefühl

---

[1] Diog. Laert. VI. c. 2. n. 6. [2] De orat. l. I. c. 26. n. 121. [3] Ibid. n. 122.
[4] De offic. l. I. c. 35. [5] Gell. Noct. Attic. l. XV. c. 10.
[6] Dio Cassius l. LXII. c. 18. Tacit. Annal. l. XIII. c. 45. Juven. Satir. l. VI. v. 461 sqq.


Digitized by Google

selbst bei den ruchlosesten und verrufensten Menschen, daß sie es ganz in Ordnung finden, dasselbe an anderen zu loben und auch ihrerseits damit großzuthun.

3. Kapitel.

Die Ehrfurcht gegen Gott.

Wenn also selbst der Wüstling sich wenigstens den Schein der Sittsamkeit geben will, so wird jeder brave Jüngling dieser Tugend mit um so größerer Liebe und aufrichtigerem Herzen zugethan sein; sie wird seine Freude und das stete Ziel seines Strebens sein. Es dürfte aber wenig nützen, die Beobachtung dieser oder jener Tugend vorzuschreiben, würde man nicht zugleich ganz genaue Anweisung geben, wie man dieselbe erwerben könne. Darum will ich nun, soweit meine schwachen Kräfte es gestatten, zu zeigen versuchen, auf welche Weise und durch welche Mittel man besagte Tugend erwerben kann.

Wem die Sittsamkeit am Herzen liegt, der muß zunächst wissen, daß dieselbe in erster Linie auf die Person, dann auf die Sache und endlich auf Ort und Zeit Rücksicht zu nehmen hat. Was die Personen betrifft, so müssen wir zuerst Gott, den Urheber aller Dinge, hierauf die Eltern, dann die Fremden und endlich uns selbst in Betracht ziehen. Vorschriften hierüber finden sich überall, sowohl bei christlichen als bei heidnischen Schriftstellern. Die Ehrfurcht, welche wir Gott schulden, besteht, wie außer den biblischen Autoren auch Solon, einer der sieben Weisen, gelehrt hat, darin, daß wir ihm die gebührende Ehre erweisen, und daß wir, wie Bias, ein anderer Weiser Griechenlands, verlangt, von ihm nie anders als von einem wirklich existierenden Wesen sprechen. Es wäre Wahnsinn, zu glauben, daß dieses herrliche Weltgebäude ohne die göttliche Kraft eines allmächtigen Schöpfers hätte entstehen können[1]. Darum hat man den Diagoras[2] und Theodorus[3], welche ausgesprochene Gottesleugner waren, mit Recht verurteilt. Und wenn Protagoras ein Werk herausgab, das mit den Worten begann: „Von den Göttern kann ich weder sagen, daß sie sind, noch, daß sie nicht sind," so scheinen mir die Athener recht gethan zu haben, wenn sie denselben aus Stadt und Gebiet vertrieben und überdies seine Schriften in öffentlicher Versammlung verbrannten[4].

[1] Vgl. Ps. 13, 1: Es spricht der Thor in seinem Herzen: Es ist kein Gott.

[2] Griech. Philosoph im 5. Jahrh. v. Chr., leugnete die Gottheit, weil dem Verbrecher nicht immer sogleich die Strafe auf dem Fuße folge, entwickelte seine atheistische Anschauung in einem Spottgedicht auf die Volksreligion, weshalb die Athener einen Preis auf seinen Kopf setzten; er floh nach Korinth, wo er gestorben sein soll.

[3] Th. Atheos, kyrenäischer Philosoph, um 300 v. Chr., lehrte in Athen, leugnete das Dasein der Götter und mußte deshalb auch den Giftbecher trinken; nach anderen ward er aus Athen verbannt.

[4] Diog. Laert. l. IX. c. 8. n. 3.


Digitized by Google

Wenn wir aber glauben müssen, daß Gott von Ewigkeit her war und ewig sein wird, so dürfen wir, wie er es übrigens auch selbst geboten hat, ebensowenig bezweifeln, daß er nur Einer sei. Sodann sollen wir ihn in allem, was wir unternehmen wollen, zuerst um seinen Beistand anflehen und um Hilfe bitten. Hat er uns aber den Gegenstand unserer Bitte gewährt, so müssen wir diese Erhörung auf ihn als den treuesten und untrüglichsten Spender alles Guten beziehen. Folglich sind wir ihm auch für seine großen und fortgesetzten Wohlthaten, die er uns erweist, zu ewigem Lob und Dank verpflichtet. Dazu werden wir nicht bloß durch Gottes Wort genugsam aufgefordert, sondern auch ganz besonders vom Erlöser selbst durch sein Beispiel eingeladen, der ja, als von den zehn Aussätzigen, die er geheilt hatte, nur Einer ihm dankte, den übrigen ihre Undankbarkeit verwies [1]. Indes müssen wir Gott unsere Erkenntlichkeit nicht bloß durch die Gesinnung und durch Worte, sondern vor allem durch die That bezeugen, indem wir ihm die Erstlinge von allen unseren Gütern darbringen, wie dies schon unsere ersten heiligen Lehrer verlangt haben.

Christen, welche diesem Gebote nicht nachkommen, werden beschämt durch die Gewissenhaftigkeit und Treue, welche selbst Heiden gegenüber ihren Göttern an den Tag gelegt haben. Es ist bewunderungswürdig, welchen Eifer diese in Darbringung von Opfern und in der Feier von Spielen zum Danke für die empfangenen Feldfrüchte oder für erfochtene Siege bewiesen; nicht zu gedenken der Auspizien, ohne deren Befragung weder im öffentlichen, noch im Privatleben etwas unternommen wurde; der feierlich-religiösen Reinigungen von Städten, Mauern, Fluren und selbst Kindern, welche neun oder, wenn es Mädchen waren, acht Tage nach ihrer Geburt einer Reinigung nach Art der christlichen Taufe unterzogen wurden und dabei ihren besondern Personennamen erhielten, woher man jene Tage Reinigungstage der Kinder nannte. Doch sind wir Gott nicht bloß für äußere Glücksgüter zu Dank verpflichtet, sondern auch für die geistigen Gaben und zumal für den Fortschritt in der Wissenschaft. Pythagoras soll, als er in der Geometrie eine neue Entdeckung gemacht hatte, den Musen einen Stier geopfert haben. Indes findet Cicero [2] dies nicht glaublich, weil derselbe nicht einmal dem Apollo von Delos ein Opfertier habe schlachten wollen, um den Altar nicht mit Blut zu besprengen.

Wenn ferner die Erkenntnis und Verehrung Gottes unser höchstes und vorzüglichstes Streben sein soll, so gehört dazu auch, daß wir niemals unreine, schändliche oder irgendwie die Ehre Gottes verletzende Reden führen; vor allem auch, daß wir uns nicht angewöhnen, bei seinem Namen zu schwören. Es verbot dies schon Pythagoras, indem er die Ermahnung beifügte, es müsse jedermann eifrig danach streben, daß

[1] Luk. 17, 12 ff. [2] De nat. deor. l. III. c. 36. n. 88.


Digitized by Google

man seinen Worten schon infolge seines sittlichen Wandels Glauben schenke. So erließen die Athener dem Xenokrates[1] die Eidesleistung wegen seiner seltenen Rechtschaffenheit, während sie sonst niemals einem Unbeeidigten als Zeugen Zutritt gestatteten. Auch Solon pflegte zu sagen, daß man Tugend und Redlichkeit für zuverlässiger halten müsse als den Eid. Isokrates aber verbot insbesondere, in Geldsachen beim Namen eines Gottes zu schwören, selbst für den Fall, daß man nur die Wahrheit aussage; denn das Urteil der Leute werde, wenn man in solchen Angelegenheiten schwöre, immer dahin lauten, daß man entweder falsch geschworen, oder aber eine allzu große Begierde nach Geld habe. Der Eid, meinte er, sei überhaupt nur in zwei Fällen zulässig, nämlich um jemanden von der Anklage auf Unsittlichkeit freizusprechen oder um Freunde aus großer Not zu retten.

Man hüte sich namentlich vor gewohnheitsmäßigem Schwören, weil dies fast einer Geringschätzung Gottes gleichkommt und die Befürchtung nahelegt, es möchten aus solcher Gewohnheit öfters falsche Eide entspringen, weil nun einmnl der Mensch infolge seiner angebornen Schwachheit sich gar leicht zum Falle verleiten läßt. Darum ermahnt uns die Heilige Schrift: „Gewöhne deinen Mund nicht an das Schwören; denn durch dieses sind viele unglücklich geworden. Führe den Namen Gottes nicht beständig in deinem Munde. Mißbrauche nicht die Namen der Heiligen, denn du wirst darob nicht ungestraft bleiben. Denn gleichwie ein Knecht, der ohne Unterlaß gefoltert wird, von Striemen nicht frei bleibt, so wird auch der nicht ganz von Sünden frei sein, der schwört und Gottes Namen ausspricht. Der Mann, welcher viel schwört, häufet Sünden auf sich, und die Strafe wird von seinem Hause nicht weichen."[2] Ebenso trefflich spricht sich auch Augustin gegen Faustus, einen Manichäer, aus, wenn er sagt: „Falsch schwören ist eine schwere Sünde; nicht, oder nur die Wahrheit zu schwören aber ist aber keine Sünde. Wer gar nicht zu schwören gewohnt ist, wird weniger der Gefahr eines falschen Eides ausgesetzt als derjenige, der wahr schwört; denn öfteres Schwören führt leicht zu falschen Eiden. Angenehmer ist es dem Herrn, daß wir, ohne Schwur, von der Wahrheit uns nicht entfernen, als, wahr schwörend, dem Meineid nahekommen." Auch der Apostel, sagt er, habe in den Predigten, die er gehalten, niemals geschworen, um nicht durch die Gewohnheit einmal unbewußt in Meineid zu fallen; in seinen Schriften aber, wo größere und sorgfältigere Überlegung möglich gewesen, finde man an mehreren Stellen, daß er geschworen habe; er wollte dadurch einerseits den Irrtum

---

[1] Griech. Philosoph, geb. 397 v. Chr., war mit Aristoteles Schüler des Plato, wurde der zweite Nachfolger des letztern in der Akademie, der er bis zu seinem Tode, 314 v. Chr., vorstand.

[2] Sir. 23, 9—12.

Digitized by Google

widerlegen, daß auch ein wahrer Schwur sündhaft sei, und andererseits die Überzeugung beibringen, daß die schwachen Herzen der Menschen durch Nichtschwören sich sicherer vor falschen Eiden bewahren. So werden wir also mit größter Gewissenhaftigkeit von den heiligen Schriftstellern belehrt.

Hat man aber wirklich seine Aussage mit Berufung auf Gottes Namen beteuert, so fürchte man jede Verletzung seines Wortes mehr als den Tod. Es sind gegen den Eidbruch sowohl in unserer Zeit als im heidnischen Altertum die schwersten Strafen festgesetzt worden. Die Römer z. B. — um von unseren Tagen nicht zu reden — hatten einen so hohen Begriff von der Heiligkeit des Eides, daß sie ihn unter keinen Umständen verletzen ließen. M. Attilius Regulus, der von den Karthagern nach Rom geschickt wurde, nachdem er sich eidlich verpflichtet hatte, er werde wieder nach Karthago zurückkehren, zog es vor, sich seinen überaus grausamen Feinden, von denen er zuletzt unter furchtbaren, unerhörten Qualen gemartert wurde, wieder zu stellen, als entgegen seinem geleisteten Eide unversehrt in der Heimat zu verbleiben[1]. Und als Hannibal nach der Schlacht bei Cannä aus den gefangenen Römern zehn auswählte und sie nach Rom schickte, um eine gegenseitige Auswechslung der Kriegsgefangenen zu erwirken, verpflichtete er sie durch einen Eid, wieder zu ihm zurückzukehren, falls die Römer seinen Vorschlag verwerfen würden. Da nun diese auf die vorgeschlagenen Bedingungen nicht eintraten, so sollen acht derselben, ihrem Eide getreu, zum Feinde zurückgekehrt sein; die anderen aber, welche ihren Eid brachen und sich zur Rückkehr nicht entschließen konnten, hätten sich dadurch beim Volke allgemein verhaßt gemacht und seien von den Censoren unter Schimpf und Schande bestraft worden[2].

4. Kapitel.

Die Ehrfurcht gegen die Eltern.

Nächst Gott gebührt die höchste Verehrung den Eltern. Schon Solon stellte dies als Gebot auf, und das Gesetz Gottes bestätigt es. „Ehre deinen Vater," sagt es[3], „und vergiß nicht der Schmerzen deiner Mutter. Gedenke, daß du ohne sie nicht geboren wärest, und vergilt ihnen, was sie dir gethan haben." Wer dies Gebot mißachtet, dem stehen, wie die Schrift an anderer Stelle sagt, schwere Strafen bevor. „Gedenke deines Vaters und deiner Mutter, damit du nicht etwa, durch deine Gewohnheit zum Thoren geworden, Schmach dafür zu leiden hast und lieber nicht geboren wärest und den Tag deiner Geburt ver-

[1] Cic. de offic. l. I. c. 13. n. 39. [2] Ibid. l. III. c. 26. n. 99.
[3] Sir. 7, 29. 30.


Digitized by Google

fluchest."[1] Eine noch härtere Verwünschung spricht die Heilige Schrift anderwärts mit den Worten aus: „Ein Auge, welches seines Vaters spottet und die Geburt von seiner Mutter verachtet, sollen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen."[2] Als Noe, ein gerechter Mann, der sich nach der Sündflut mit dem Feldbau beschäftigte, nach der alttestamentlichen Erzählung einst von dem Erzeugnisse seines Weinberges, den er mit eigener Hand gepflanzt hatte, über das richtige Maß genossen hatte, so lag er, vom Schlafe überwältigt, auf der Erde, ohne seine Blöße zu decken. Es bemerkte dies einer seiner drei Söhne und zeigte ihn spottend seinen Brüdern. Diese aber, welche eine große Ehrerbietung gegen ihren Vater hegten, bedeckten ihn voll Schamgefühl, indem sie dabei ihr Angesicht abwendeten[3]. Wer sollte diese Söhne nicht des größten Glückes, Segens und Vorranges würdig finden, der ihnen über den Verächter seines Vaters und dessen ganze Nachkommenschaft zu teil wurde? Möchte sich die Jugend dieses Beispiels allezeit erinnern und sich durch dasselbe von jeder Geringschätzung der Eltern, auch wenn sie einmal die Grenzen der Ehrbarkeit überschritten haben sollten, abschrecken lassen. Noch eindringlicher aber warnt sie das Schicksal Absaloms, von dem uns die Heilige Geschichte erzählt, daß sein fluchwürdiges Betragen gegen seinen Vater und seine Empörung nicht bloß alle seine Plane gänzlich vereitelt, sondern ihm zudem schließlich den schmählichsten und bittersten Tod gebracht habe[4].

Nichts wurde von den alten Gesetzgebern so hoch geachtet als die Ehrfurcht vor dem väterlichen Namen. Wer seinen Vater mordete, galt ihnen als das größte Ungeheuer und verfiel der schmählichsten, von den gewöhnlichen durchaus abweichenden Todesstrafe. Man bestimmte, daß vier solcher Verbrecher gemeinsam mit einem Hund, einer Viper und einem Hahn in einen Sack genäht und in die Tiefe des Meeres versenkt würden[5]. Von Orestes erzählen die Dichter, daß er wegen seines Muttermordes den Furien anheimgefallen sei. Nero, der gleichfalls seine eigene Mutter umgebracht hatte, galt als ein Ausbund von Grausamkeit. Bei Cremona erschlug ein junger Soldat, der unter Kaiser Galba diente, unbewußt seinen Vater, welcher im feindlichen Heere stand und zufälligerweise gerade mit ihm zusammentraf. Als jener ihn jedoch gleich darauf erkannte, war er ganz untröstlich über die schreckliche That, und das ganze Heer erging sich mit ihm in den lautesten Klagen und Verwünschungen über den Krieg. Die Natur selbst hat somit den Kindern eine solche Ehrfurcht vor den Eltern eingepflanzt, damit alle deren Verletzung als das verabscheuungs- und fluchwürdigste Verbrechen betrachten. Mit Recht giebt daher Ovid, wo er von der unnatürlichen und abscheulichen Liebe der Myrrha gegen ihren Vater spricht, seinem Abscheu in folgenden Versen Ausdruck:

---

[1] Sir. 23, 18. 19. [2] Sprichw. 30, 17. [3] Gen. 9, 20 ff.
[4] 2 Kön. 15—19. [5] Cic. Pro Rosc. Amer. c. 25.

Digitized by Google

„Glück wünsch' ich Ismarias Volk und unserem Erdteil,
Glück auch unserem Land, daß fern es gelegen der Landschaft,
Welche gebar so schrecklichen Greuel. Wenn reich sie an Balsam,
Kostusgesträuch und Zimt und dem Holz entquillenden Weihrauch;
Trägt Panchäas Flur auch sonst wertvolle Gewächse:
Trägt doch die Myrrhe sie auch." [1]

Doch wundern wir uns nicht über einen solch großen Abscheu des menschlichen Herzens gegen dergleichen Frevelthaten; werden doch ähnliche Züge sogar aus dem Tierleben von Varro und Plinius erzählt[2]. Es gebührt also den Eltern die größte Ehrerbietung, da ja schon die Natur dazu auffordert; und die Erfahrung beweist es genugsam, daß diejenigen, welche dieser Pflicht nachkommen, besondern Segen und die Hochachtung ihrer Mitmenschen zu erwarten haben. Wie groß ist der Ruhm eines Äneas, den uns der Dichter schildert, wie er in bewunderungswürdiger Hingabe seinen Vater auf den Schultern aus den Flammen trägt[3]. Welch hohes Lob spendet man dem ältern Scipio, der sich in der Schlacht am Ticinus, in welcher Hannibal die Römer schlug, obwohl kaum den Knabenjahren entwachsen, mit unerschrockenem Mute aus eigenem Antrieb der Todesgefahr aussetzte, um seinen Vater der Gewalt der Feinde zu entreißen — eine That, welche Virgil in seinem Epos verherrlichte und an Lausus rühmend hervorhob[4]. Und wenn Euryalus[5], im Begriffe, einer außerordentlichen Gefahr sich entgegenzustellen, seine Mutter dem Askanius und den übrigen Trojanern mit so großer Rührung und Zärtlichkeit empfiehlt, wie ergreifend ist da die Schilderung des Dichters[6], wie jene, von der Scene ganz ergriffen, in Thränen ausbrechen, ihm ihre Liebe beteuern und ihn, reich beschenkt, mit ihren besten Glückwünschen begleiten.

Nicht minder bewunderungswürdig ist die zärtliche Liebe jener Römerin, welche ihre zum Hungertode verurteilte Mutter unter der Vorgabe, sie zu trösten, im Kerker aufsuchte, wo sie unter sorgfältiger Bewachung dahinschmachtete, und dieselbe mit ihrer eigenen Milch am Leben erhielt, bis der Wächter die Sache entdeckte. Es war das ein Beweis von Kindesliebe, welcher selbst den Richtern solche Bewunderung einflößte, daß sie in Ansehung eines so seltenen und außerordentlichen Falles dem ver-

---

[1] Metam. l. X. v. 304 sqq.

[2] Varro de re rustica scribens dicit, quod incredibili usu venit, equum, cum matrem saliret, nullo modo adduci posse capiteque obvoluto tandem se illi ignarus commiscuisset, ablato postea ab oculis velamine agnitaque matre impetum in aurigam fecisse. Alium quoque equum scribit Plinius eundem in modum detracto oculorum operimento et cognito, quem cum matre habuerat coitu, petiisse praerupta atque exanimatum esse.

[3] Virg. Aeneid. l. II. v. 707. [4] Ibid. l. X. v. 800 sqq.

[5] Euryalus, ein tapferer Jüngling im trojanischen Heere, hatte den Plan gefaßt, mit seinem Freunde und Waffengefährten Nisus das Lager der Feinde (Rutuler) zu überfallen.

[6] Virg. Aeneid. l. IX. v. 291 sqq.


Digitized by Google

urteilten Weib die Strafe erließen[1]. Manlius Torquatus zeigte sich äußerst streng gegen seinen Sohn, so zwar, daß er ihn hinrichten ließ, weil derselbe dem Befehle zuwider einen Bürger aus der Gewalt der Feinde befreit hatte. Dagegen bekundete er eine bewunderungswürdige Pietät gegen seinen Vater, obwohl ihn dieser zurückgesetzt und aufs Land verwiesen hatte. Als er eines Tages vernahm, der Volkstribun M. Pomponius habe denselben vor Gericht gezogen, eilte er allsogleich nach Rom und ließ sich beim Tribun zu einer geheimen Besprechung anmelden. Dieser gestattete ihm Zutritt, in der Meinung, der Sohn werde irgend eine Klage gegen den Vater anzubringen haben. Da aber zog Manlius das Schwert und drohte, den Tribun zu durchbohren, wenn er nicht schwöre, er wolle seinen Vater unbehelligt lassen. Da nun Pomponius durch einen Eid gebunden war, so verschaffte der Sohn durch diese That einerseits dem Vater die Freiheit, sich selbst aber großen Ruhm und trug zu seiner raschen Beförderung im Heere bei[2]. Coriolans Liebe gegen seine Mutter Veturia wird allgemein gepriesen. Ebenso that sich Q. Sertorius, der überhaupt ein vortrefflicher Mann war, nicht am wenigsten durch seine ausnahmsweise Liebe zu seiner Mutter hervor, welche ihn als Waisen erzogen hatte; sein Schmerz bei der Nachricht ihres Todes war so tief, daß er ihn selbst dem Grabe nahebrachte. Der Ruhm des römischen Kaisers Alexander Severus gründet sich neben manchen anderen Vorzügen hauptsächlich auf seine zärtliche Liebe zur Mutter. Auch an Epikur rühmt man die außerordentliche Pietät gegen seine Eltern.

So darf es uns auch nicht befremden, daß ein hl. Augustin seine unübertroffene Größe an Gelehrsamkeit und Heiligkeit den Verdiensten seiner Mutter Monika verdankt; trug er doch allezeit die höchste Liebe und Ehrfurcht gegen sie im Herzen. Ja er erzählt uns selbst[3], welche Freude es ihm bereitet habe, als ihm die Mutter noch in ihrer letzten Krankheit das Zeugnis eines ebenso dienstbereiten als zärtlich liebenden Sohnes gab und in tiefer Ergriffenheit von ihm rühmte, daß sie niemals ein hartes Wort oder eine Äußerung des Unwillens gegen sie aus seinem Munde vernommen habe. Folgen wir daher, wie in allen anderen, so besonders in dieser Tugend seinem Beispiele.

Wenn überhaupt empfangene Wohlthaten zu Gegendiensten verpflichten, kann es dann eine größere Verbindlichkeit geben als diejenige gegen unsere Eltern? Sie sind es, welche um der Kinder willen alle Mühseligkeiten ertragen, allen Gefahren sich freiwillig preisgeben, alle Beschwerden und Schmerzen erdulden, von allen Ängsten und Nöten bedrängt werden; nichts ist so hart, nichts so traurig, nichts so bitter, das ihnen die Liebe zu den Kindern nicht in Lust und Freude verwandelte. Ver-

---

[1] Valer. Max. l. V. c. 4. [2] Cic. de offic. l. III. c. 31, n. 112.
[3] Confess. l. IX. c. 12.


Digitized by Google

gessen wir nie, wie viel sie für uns gewirkt, gewagt, versucht und geduldet haben. Bedenken wir, was ohne ihre große Sorgfalt und Bekümmernis aus uns geworden wäre; wie oft wir aus Nahrungsmangel hätten zu Grunde gehen, wie oft in den tausend Gefahren elend hätten umkommen müssen. Erwägen wir, welch einen Schatz von sittlicher und wissenschaftlicher Bildung wir ihrem unsäglichen Aufwand an Geld und Arbeit verdanken. Vergessen wir nicht, daß sie uns — wenn der Ausdruck gestattet ist — aus Tieren in Menschen umgewandelt haben. Können wir ihnen je für so zahlreiche und so große Wohlthaten den gebührenden Dank abstatten, ihnen so große Verdienste entsprechend vergelten? Können wir etwas dagegen thun, das solch unschätzbarer Güter würdig wäre?

Wohlan denn, wenn uns keine entsprechende Gegenleistung möglich ist, die zu ihren Verdiensten in richtigem Verhältnisse stände, so wollen wir wenigstens thun, was in unseren Kräften liegt. Wir wollen unsere Eltern immer ehrerbietig anreden, liebreich grüßen, gern um Rat fragen; wir wollen ihnen stets zu Diensten stehen, nie von ihrer Seite weichen, ihren Ermahnungen Gehör geben, ihren Befehlen gehorchen; wir wollen ihre Wünsche und Ratschläge gleich Orakelsprüchen eines Gottes entgegennehmen und befolgen, ob wir bei ihnen verbleiben oder uns trennen müssen, ob wir dem Kriegsdienst oder der Landwirtschaft uns widmen oder in den Ehestand treten. Wenn sie zürnen, wollen wir uns nicht widersetzen; wenn sie drohen und strafen, es geduldig hinnehmen. Befehlen sie etwas, das unanständig und sündhaft ist, so lehnen wir es ab, jedoch ehrerbietig und gelassen und ohne irgendwelche harte Äußerung des Unmuts. Haben sie irgend einen Fehler an sich, so geben wir sie deshalb nicht der öffentlichen Verachtung preis, sondern lassen, entsprechend dem vorerwähnten Beispiel der Söhne Noes, vorsichtiges Stillschweigen walten oder sprechen unser Mißfallen mehr mit Ehrerbietung und Achtung in schonender Weise aus. Und sind wir zu irgend einer obrigkeitlichen Würde emporgestiegen, so erweisen wir ihnen im Privatverkehr dieselbe Achtung wie zuvor; denn wo es sich nicht um amtliche Geschäfte handelt, da hört auch die amtliche Stellung zwischen Vater und Sohn auf: so ehrwürdig und heilig war schon unseren Vorfahren der Name „Vater“. Schon Pythagoras huldigte der trefflichen Ansicht, es gebühre den Göttern vor den Heroen, den Heroen vor den Menschen, den Eltern aber vor den anderen Menschen der Vorzug[1]. Zu Eleusis waren im Tempel des Triptolemus, welcher den Athenern Gesetze gegeben, nur folgende drei Gebote verzeichnet: „Ehre die Eltern, verehre die Götter, enthalte dich des Fleisches.“

Sollten aber die Eltern in Dürftigkeit geraten, so haben wir die Pflicht, sie zu ernähren und zu erhalten. Wenn die Schwächen des Alters sich einstellen, so müssen wir sie, wie schon die Heilige Schrift uns mahnt[2], verpflegen, allen Kummer von ihnen fernhalten, in Betrübnis ihnen Trost

[1] Diog. Laert. l. VIII. c. 1. n. 19. [2] Sir. 3, 14 ff.


Digitized by Google

spenden, in Niedergeschlagenheit und Verzagtheit sie aufrichten; wenn sie bedrängt, verfolgt, von anderen verlassen sind, so wollen wir sie niemals im Stiche lassen und nicht an kindlichem Gefühl hinter den übrigen Geschöpfen zurückstehen. Es werden ja bekanntlich die Störche im Alter von ihren eigenen Jungen ernährt.

Möchte die Jugend dieser erhabenen und heiligen Pflichten der Pietät mit Freuden sich bewußt werden, sie stetsfort hochachten und beharrlich ausüben. Stehen dieselben auch, wie gesagt, in keinem Vergleich zu den Wohlthaten, welche die Eltern ihren Kindern erweisen, so wird diese Pflichterfüllung für sie gleichwohl eine nie geahnte Quelle des Segens werden für Leib und Seele. — Nicht geringer aber sei auch unsere Liebe zum Vaterlande, eine Forderung, die wir um so eher an dieser Stelle anbringen dürfen, als manche Philosophen des Altertums sie über die Elternliebe stellen [1]. Erweisen wir also dem Vaterland die geziemende Ehre, indem wir nichts reden, was seine Würde und sein Ansehen beeinträchtigen, nichts thun, was ihm Schaden und Nachteil bringen könnte.

5. Kapitel.

Die Achtung gegen Waisen, Gastfreunde, Pflegebefohlene und Anverwandte.

Auf unsere Achtung und Ehrerbietung haben sodann den nächsten Anspruch unsere Blutsverwandten, und unter ihnen vorab diejenigen, welche Elternstelle an uns vertreten; so verlangen es die Gesetze, so die Rücksicht auf unsere Vorfahren, welche einst die Stufenfolge und Rangordnung unserer Pflichten feststellten. Nächst den Eltern und ihren Stellvertretern folgen somit nach der Rechtsanschauung des römischen Volkes die unserem Schutze anvertrauten Waisen, sodann die Klienten, welche unsere Obsorge und unsern Beistand nachgesucht haben, an dritter Stelle die Gastfreunde und endlich jene, welche mit uns in Verwandtschaft und Schwägerschaft stehen. Was nun zunächst die Mündel betrifft, so schulden wir ihnen die größte Rücksicht und Fürsorge, eine größere als selbst den Anverwandten; wir dürfen uns nicht den Anschein geben, als ob uns jene gleichgültig seien, welche von ihren Eltern unserer Liebe und Treue übergeben wurden. — Daß eine gleiche Pflicht uns gegenüber den Klienten bindet, hat M. Cato in einer Rede, die er vor den Censoren gegen Lentulus hielt [2], und Cajus Cäsar in einer Ansprache an die Bithynier [3] nachgewiesen.

Nicht geringer sind unsere Verbindlichkeiten gegen Gastfreunde; ja Masurius Sabinus [4] in seinem dritten Buche über das bürgerliche Recht würdigt dieselben noch höherer Rücksicht und stellt sie den

---

[1] Cf. Cic. de off. l. I. c. 17. n. 57. 58.

[2] Gell. Noct. Attic. l. V. c. 13. n. 4. [3] Ibid. n. 6.

[4] Ein römischer Jurist, lehrte unter Tiberius und den folgenden Kaisern bis in die Regierung Neros.

Digitized by Google

Mündeln voran. „Hinsichtlich der Pflichten", sagt er, „wurde bei unseren Voreltern folgende Reihenfolge beobachtet: Zuerst kamen die Mündel, dann die Gastfreunde, dann die Klienten, dann die Verwandten und endlich die Verschwägerten; dabei wurde den Frauen der Vorzug vor den Männern zugestanden, und eine unmündige Waise wurde als Pflegebefohlene der eigenen Ehefrau vorgezogen. Männer, welche vorher Gegner eines andern gewesen waren, traten, sobald sie von diesem als Vormünder für seine Kinder eingesetzt waren, in der nämlichen Streitfrage stets für ihre Mündel ein." [1] Auch die Griechen schenkten den Gastfreunden so große Aufmerksamkeit, daß sie ihretwegen eigene Eß- und Schlafzimmer, sowie auch Speise- und Vorratskammern erbauten. Am ersten Tage nach ihrer Ankunft luden sie dieselben zur Tafel und schickten ihnen nachher Hühner, Eier, Gemüse, Obst nebst anderen Feldfrüchten, welche Gaben sie Xenia (Gastgeschenke) nannten. Die Gäste sollten nach ihrer Weise leben können und so an der Gastfreundschaft noch größern Genuß haben.

6. Kapitel.

Die Ehrfurcht gegen den Priesterstand.

Wie sehr uns die Priester am Herzen liegen und wie wir diesem Stande gegenüber unsere Schuldigkeit leisten sollen, ist schon von unseren Vorfahren ebenso richtig als überzeugend dargethan worden. Und es wird auch niemand in Abrede stellen wollen, daß sie den ersten Anspruch auf unsere vollste Hochachtung haben. Selbst fremden Priestern ist, wenn nicht gerade derselbe Grad von Dienstfertigkeit und Aufmerksamkeit, so doch tiefe Ehrerbietung entgegenzubringen. Wenn man schon denjenigen, welche im Dienste hochgestellter Fürsten stehen, um der letzteren willen die höchste Achtung zollt, warum sollten wir dann nicht den Dienern des unsterblichen Gottes schon mit Rücksicht auf denjenigen, in dessen Dienst sie arbeiten, mit einer weit größern Verehrung und Hochachtung begegnen? Hierzu verpflichtet uns das Gesetz Gottes, indem es vorschreibt [2], daß wir dem Priester unsere Ehre nicht bloß in Worten, sondern auch durch Darbringung der Erstlinge aller unserer Güter bezeugen sollen. Ja selbst das heidnische Altertum kann hierin als Vorbild dienen, welches den Vestalinnen, den Priestern des Jupiter und anderer Gottheiten eine ganz außerordentliche Verehrung zollte.

7. Kapitel.

Die Ehrfurcht gegen das Alter.

Das nächste Anrecht auf unsere Hochachtung hat das Alter. Einen Greis, so lehrt uns die Heilige Schrift [3], dürfen wir niemals verachten, ihm niemals hart begegnen, sondern sollen ihn gleich einem Vater ehren.

[1] Ibid. n. 5. [2] 3 Mos. 23, 10. 5 Mos. 18, 3. 4; 26, 2. 3.
[3] Sprichw. 16, 31; 20, 29. Sir. 8, 11; 25, 8.


Digitized by Google

Auch Chilo[1] aus Lacedämonien stellt diese Forderung auf, und Pythagoras von Samos begründet sie durch den Hinweis, daß das, was der Zeit nach voraufgehe, stets als ehrwürdiger zu betrachten sei; so habe der Sonnenaufgang vor dem Niedergang, in der Zeit der Anfang vor dem Ende, im Leben das Werden vor dem Vergehen den Vorzug[2]. Bei den Römern stand das Alter nach dem Zeugnisse des Rechtsgelehrten Callistratus[3] in so hohen Ehren, daß man den Greisen fast dieselbe Achtung erwies wie den obrigkeitlichen Personen und ihnen auch bei Besetzung der Gemeindebehörden die nämliche Berücksichtigung schenkte. Ja man legte demselben größern Wert bei als einer vornehmen Abkunft, weshalb denn auch hochbetagten Männern bei jeder Gelegenheit und in jeder Beziehung ein Ehren-Vorrang eingeräumt wurde und jüngere Leute sie wie Eltern verehrten. So geleiteten die römischen Jünglinge an Tagen, wo eine Senatssitzung stattfand, die Senatoren in die Kurie und von hier, nachdem sie lange vor den Thüren gewartet hatten, in zahlreichem Gefolge wieder nach Hause zurück. Selbst bei Gastmählern gab sich diese Ehrerbietung kund; wenn bejahrte Männer anwesend waren, benahmen sich die jüngeren möglichst bescheiden und zurückhaltend und griffen nur, wenn sie dazu veranlaßt wurden, in das Gespräch ein; ja sie erkundigten sich bei solchen Einladungen zuerst nach ihren Mitgästen, um selbst den Schein zu meiden, daß sie ihre eigene Person vor älteren Leuten, die etwa ihre Tischgenossen sein würden, bevorzugten. Nach aufgehobener Mahlzeit aber gaben sie ihnen, wie uns die Geschichte des Altertums berichtet, unter großer Ehrenbezeugung das Geleite nach Hause. Die Römer hatten diese Sitte von den Lacedämoniern angenommen, welche nach den Gesetzen Lykurgs dem Alter, je höher es emporstieg, um so größere Achtung zollten. Zu Athen, so erzählt uns Cicero[4], kam einst ein Greis ins Theater. Aber keinem seiner Mitbürger fiel es bei, demselben Platz zu machen. Es waren aber zufällig Gesandte aus Lacedämon anwesend; diese erhoben sich und räumten dem greisen Manne ihre Sitze ein, was bei den Zuschauern einen wahren Beifallssturm hervorrief. Einer der Gesandten machte hierauf die Bemerkung: „Die Athener wissen wohl, was recht ist, aber sie kehren sich nicht daran.“[5]

Wir dürfen somit Leute, welche bei unseren Vorfahren so hohe Achtung genossen, keineswegs mit Geringschätzung behandeln. Es könnte

---

[1] Ephor in Sparta, einer der sieben Weisen Griechenlands und Begründer des Ephorats. Als das Schwerste erklärte er: ein Geheimnis zu verschweigen, die Zeit wohl anzuwenden und eine Beleidigung zu ertragen. Die ihm zugeschriebenen Sprüche waren: „Erkenne dich selbst!“ und „Nichts zu viel“.

[2] Diog. Laert. l. VIII. c. 1. n. 19.

[3] Ein römischer Rechtsgelehrter, lebte in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts und verfaßte verschiedene rechtswissenschaftliche Werke.

[4] De senect. c. XVIII. n. 63. 64.

[5] Nach einer andern Version: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie.“


Digitized by Google

uns sonst der nämliche Vorwurf treffen, wie jene Jungen, welche einst einen zwar ungebildeten und dürftigen, aber sehr einsichtigen Greis zum besten hielten. Derselbe gab ihnen zur Antwort: „Ihr habt es noch nicht so weit gebracht (an glücklichen Jahren), wie ich, und werdet es vielleicht nie so weit bringen.“ Auch Bion warnte davor, jemanden das Alter zum Vorwurfe zu machen, weil wir es alle zu erreichen wünschen; er nannte es einen sichern Hafen gegen alle Übel, insofern alles in demselben Zuflucht finden wolle[1]. Ja gewiß, das Greisenalter ist ein herrliches und wünschenswertes Gut, wenn eine gute Gesundheit, ein rechtschaffenes Leben und eine tüchtige Bildung damit gepaart ist. Als man dem Kleanthes sein betagtes Alter zum Vorwurf machen wollte, gab er die richtige Antwort: „Ich bin zwar auf den Tod gefaßt; wenn ich jedoch erwäge, daß ich noch in jeder Hinsicht gesund bin und mich mit Lesen und Schreiben beschäftigen kann, so verweile ich gerne noch hier.“[2] Gorgias von Leontini hatte volle hundertundsieben Jahre sehr glücklich gelebt. Als nun einst die Frage an ihn gerichtet wurde, weshalb er so lange am Leben bleiben wolle, erwiderte er: „Weil ich keinen Grund habe, mich über mein Alter zu beschweren.“[3] Und in der That ist, wie Ambrosius sagt, jenes Greisenalter wahrhaft ehrwürdig, welches nicht durch weiße Haare bloß, sondern durch Verdienste glänzt; jene Silberfarbe der Seele verdient unsere Hochachtung, welche hervorstrahlt aus der Reinheit der Gesinnung und Handlung. Das ist das wahre Greisenalter, welches auf ein makelloses Leben zurückblicken kann[4]; ein solches zählt nicht nach Tagen oder Monaten, sondern nach Jahrhunderten; seine Dauer hat kein Ende noch kennt es die Gebrechen des Alters; je höher die Zahl seiner Jahre steigt, desto mehr gewinnt es an Kraft; je länger es dem Menschen zu leben gestattet, desto vollkommener macht es ihn.

So wollen wir also den Greisen Liebe und Achtung entgegenbringen, ihrem Rate Gehör schenken und ihnen alle Ehrerbietung und Auszeichnung erweisen. Ja wir wollen nie von ihrer Seite weichen; denn da ihnen eine reichere Erfahrung und daher mehr Lebensweisheit und praktisches Geschick als uns zur Verfügung steht, so dürfen wir unbedenklich in ihre Fußstapfen treten, ihren Rat annehmen, ihren Ansichten beipflichten. Ihr Anblick schon wird uns vom Bösen abschrecken; sie sind die Zeugen unseres Wandels und zugleich unsere Lehrer, von welchen wir die Grundsätze empfangen, nach denen wir unser Handeln, unser Reden, kurz unser ganzes sittliches Verhalten einzurichten haben. Denn das muß wohl jedem einleuchten, daß Männer, welche an Erfahrung wie an Wissen reicher sind als andere, einen größern Schatz von Lebensweisheit besitzen und darum auch in den verschiedenen Angelegenheiten dieses Lebens die berufensten Führer und Ratgeber sind. So sagt es ja auch jener weit-

[1] Diog. Laert. l. IV. c. 7. n. 3. [2] Ibid. l. IV. c. 5. n. 4.
[3] Ibid. l. VIII. c. 2. n. 3. [4] Vgl. Weish. 4, 8. 9. 10.

Digitized by Google

berühmte Ausspruch des Dichters Afranius[1]: „Die Erfahrung hat mich gezeugt, das Gedächtnis geboren; Sophia nennen mich die Griechen, ihr Römer, Weisheit."

Den Griechen gebührt der besondere Ruhm, daß sie einsichtig genug waren, die Richtigkeit dieses Grundsatzes einzusehen und ihn mit großem Geschick auf ihre Verhältnisse anzuwenden. Niemals verhandelte man bei ihnen über eine bedeutende und schwierige Staatssache, ohne den Rat und das Gutachten erfahrener Männer einzuholen. Und man that wohl daran; denn Leute, welche noch wenig Erfahrung besitzen, können keinen sicherern Weg einschlagen, als wenn sie sich auf das Urteil und die Kenntnisse solcher stützen, denen eine reiche Erfahrung zur Seite steht. Wenn des Weges Unkundige sich nach einem Führer umsehen, um ja nicht fehl zu gehen, wie viel mehr soll dies die Jugend thun, welche ohne Kenntnis und Erfahrung einen Lebenspfad zu wandeln hat, den so viele und große Gefahren gleich Räubern und Wegelagerern von tausend Seiten fortwährend bedrohen? Wenn uns daher auch nicht das Pflichtgefühl die Hochachtung des Alters nahelegte, so würde uns schon unser eigenstes Interesse dazu veranlassen. Wohl mag es uns mehr zusagen, mit unseren Jugendgenossen zu verkehren; dafür wird uns der Umgang mit dem gereiften Alter um so mehr Ruhe und Vorteil bringen.

8. Kapitel.

Die Hochachtung gegen Gelehrte.

Nicht minder groß soll unsere Achtung gegenüber dem Gelehrtenstande sein, und zwar in Rücksicht auf die Würde und Erhabenheit der Wissenschaft, mit welcher sich derselbe beschäftigt. Der Wissenschaft kann man ja nie genug Ehrfurcht entgegenbringen, niemals genug des Lobes spenden. Denn was ist erhabener als die Philosophie, was ehrenvoller als die Beredsamkeit, was achtungswürdiger als die Gesetzeskunde, was nützlicher als die Heilkunst, was überhaupt edler und vorzüglicher als die Wissenschaft? Ist es nicht geziemend, daß wir diejenigen der höchsten Ehre würdigen, welche sich durch unverdrossenen Fleiß und Arbeit ein reiches Wissen angeeignet haben? Sollen wir solchen Männern nicht unsere ganze Ehrerbietung bezeugen, welche durch ihre hohe Einsicht und ihr Ansehen eine Zierde des Staates sind, ihn fördern, leiten und gegen Ungerechtigkeit beschützen; welche auch dem einzelnen Bürger helfend zur Seite stehen, ihn unterstützen, beschirmen und ihm so mannigfachen Vorteil verschaffen? Wie könnte man ohne sie ein geordnetes, bequemes und sicheres Leben führen? Sind sie es doch, welche infolge ihrer gründlichsten Studien und der daherigen Kenntnisse der menschlichen Verhältnisse

[1] Lucius Afranius, ein römischer Comödiendichter, von dessen Werken aber nur noch Fragmente vorhanden; geb. um 130 v. Chr.


Digitized by Google

ihre Mitmenschen an Besonnenheit des Urteils und weitem Blick so sehr übertreffen.

So scheint mir also der Gelehrtenstand nicht weniger Anspruch auf unsere Hochachtung zu haben als das Greisenalter, von dem wir soeben gesprochen haben. Wenn unsere Ahnen das letztere wegen seiner vielseitigen, durch lange Erfahrung gewonnenen Kenntnisse so hoch stellten, so wüßte ich, sofern man von dieser Rücksicht ausgeht, in der That keinen Stand zu nennen, welcher vor demjenigen der Gelehrten den Vorzug verdiente. Sie sind mit den Gesetzen der Natur vertraut; keine Himmelsgegend, kein Erdenraum, keine Sitten und Gebräuche der Menschen sind ihnen fremd. Was im Laufe so vieler vergangener Jahrhunderte sich zugetragen, ist ihnen zum geistigen Eigentum geworden, wie wenn es in der Gegenwart sich vollzöge. Wer aber so viele Kenntnisse gesammelt, so gründliche Studien gemacht und so tiefe Einsicht gewonnen hat, von dem wird man gewiß mit Recht annehmen dürfen, daß er alle Erfahrung und Weisheit des Alters übertreffe. Nicht mit Unrecht soll daher Aristoteles den Ausspruch gethan haben, die Gelehrten unterscheiden sich von den Ungelehrten, wie die Lebendigen von den Toten[1]; oder — wie Aristipp sich ausdrückte — wie die gebändigten Pferde von den ungebändigten[2].

Gelehrten Männern werden wir also eine ganz vorzügliche Verehrung erweisen. Wir wollen ihre Gesellschaft aufsuchen und gern in ihrer Nähe weilen, damit auch wir durch ihre Gelehrsamkeit und ihre Zurechtweisungen gelehrter und besser werden. „Denn“, sagt der Weise des Alten Bundes[3], „die Worte der Weisen sind wie Stacheln und wie tief eingedrungene Nägel.“ Was wir schon in früher Jugend gehört und in uns aufgenommen haben, werden wir bis ins höchste Greisenalter gerade so fest, wie es uns eingeprägt worden, in Erinnerung behalten und beobachten.

9. Kapitel.

Die Hochachtung gegen die Lehrer.

Auch unseren Lehrern gegenüber sind wir zu größter Hochachtung verpflichtet, da wir ihrer Sorge unsere sittliche und wissenschaftliche Bildung verdanken. Wenn wir unseren Eltern wegen der zahllosen uns erwiesenen Wohlthaten mehr als allen anderen Menschen verbunden sind, so dürfen wir die Verdienste unserer Lehrer keineswegs geringer anschlagen, ohne uns dem Vorwurfe auszusetzen, daß wir Wissenschaft und edle Bildung, die wir ja ihrem unverdrossenen Fleiß und ihrer ängstlichen Fürsorge verdanken, mit Geringschätzung behandeln. In Wirklichkeit gibt es aber keinen so kostbaren Schatz und keine so gewaltige Macht, welche sich mit jenen Gütern an Wert vergleichen ließe.

[1] Diog. Laert. l. V. c. 1. n. 11. [2] Ibid. l. II. c. 8. n. 4.
[3] Pred. 12, 11.



Thatsache ist, daß Männer, welche ihre Lehrer in Ehren gehalten, sich einen großen Schatz von Wissenschaft gesammelt haben, während dagegen aus jenen, welche dieselben mit Verachtung behandelten, von jeher unwissende, arbeitsscheue und oft auch lasterhafte Menschen geworden sind. Bekannt sind die beiden Kaiser Nero und Trajan; der erstere, durch seine vielen Schandthaten in den Augen aller gerichtet, ließ seinen eigenen Lehrer Seneka ermorden; letzterer, dessen herrliche Vorzüge allgemeine Anerkennung besitzen, erwies seinem Erzieher Plutarch die tiefste Verehrung. Auch Markus Antoninus, der sittenreinste unter allen römischen Kaisern, verband mit seinen übrigen sittlichen Vorzügen noch ganz besonders den, daß er seinen Lehrern stets ein dankbares Andenken bewahrte. Er ließ ihre goldenen Büsten in seinem Palaste aufstellen und ihre Grabstätten mit Blumen zieren. Den Prokulus beförderte er zum Konsulat und für den Redner Cornelius Fronto befürwortete er ein Standbild im Senate. Eine besondere Hochschätzung aber hegte er für Livius Rustikus, einen trefflichen Philosophen der stoischen Schule. An ihn schloß er sich besonders enge an und weihte ihn in alle seine Staats- und Privatangelegenheiten ein; ja er küßte ihn einst vor den Obersten der Leibwache und verlangte nach seinem Hinscheid, daß ihm Bildsäulen im Senate errichtet würden. Die Söhne des Xeniades — um noch ein Beispiel von Privatpersonen anzuführen — hatten von ihrem Vater den Diogenes zum Lehrer erhalten. Da sie bei demselben einen trefflichen Unterricht genossen, so vergalten sie es ihm durch ihre größte Hochachtung, empfahlen ihn aufs dringendste dem Wohlwollen ihrer Eltern und veranstalteten ihm, als er hochbetagt in ihrem eigenen Hause starb, ein sehr ehrenvolles Begräbnis.

10. Kapitel.

Die Achtung gegen obrigkeitliche Personen und Fürsten.

Obrigkeitlichen Personen, welche mit irgend einem Amte bekleidet waren, wie Prokonsuln, Prätoren und ähnlichen Beamten, welchen die Regierung eines staatlichen Gemeinwesens oder einer Provinz oblag, erwiesen unsere Voreltern immer die höchste Achtung wegen der mannigfaltigen Sorgen, welche mit der Leitung eines Staatswesens verbunden sind. Solche Personen besitzen eine so hohe Würde, daß selbst die Bande der Natur ihnen gegenüber unberücksichtigt bleiben, insofern sie sogar vor den eigenen Eltern den Vorrang haben und ihnen größere Ehrenbezeugungen zukommen. Ein diesbezügliches Beispiel wird uns von Claudius Quadrigarius im sechsten Buche seiner Annalen aus dem Leben des Fabius Maximus berichtet[1]. Als letzterer nämlich in Verbindung mit Sempronius Gracchus als Konsul amtierte, traf es sich einst, daß

[1] Gell. Noct. Attic. l. II. c. 2. n. 18.


Digitized by Google

ihm sein Vater, welcher im vorigen Jahre das Konsulat bekleidet hatte und jetzt Prokonsul war, auf der Straße begegnete; er saß zu Pferde, fand es aber als Vater nicht nötig, abzusteigen. Wie er jedoch näher kam, gab der Konsul dem Liktor ein Zeichen, daß er ihn absteigen heiße. Da gehorchte der Vater alsbald dem Befehle seines Sohnes und lobte ihn, daß er die Herrscherwürde, die dem römischen Volke eigen sei, zu behaupten verstehe.

Es ist daher nicht nur ein Gebot des Anstandes, sondern der Notwendigkeit, daß wir der Obrigkeit mit größter Ehrfurcht begegnen, vor allem aber denjenigen Regenten, deren Herrschaft über ihre Völker auf Lebenszeit dauert. Wenn man ihnen aber, wie schon Isokrates bemerkt, Achtung und Verehrung schuldet, so ist nichts vernünftiger, als daß man ihr Joch, wie hart es auch drückt, geduldig ertrage und insbesondere seine Zunge beherrschen lerne — eine Pflicht, gegen welche leider allzu gern gesündigt wird. Denn es ist, wie Tiberius einst zu Augustus sagte, nicht geraten, gegen solche zur Feder zu greifen, deren Feder andere in Acht erklären kann[1]. Es erinnert dies zugleich an ein viel bewundertes und ebenso zutreffendes Wort des Philosophen Favorinus[2]. Derselbe hatte sich nämlich einst eine sehr feine Anspielung erlaubt, erhielt jedoch darob von Kaiser Hadrian eine derbe Rüge. Da er sich dieser willig fügte und seine Freunde ihm deswegen Vorwürfe machten, erwiderte er lächelnd: „Ihr gebt mir einen schlechten Rat, wenn ihr es nicht dulden wollt, denjenigen für gelehrter als andere zu halten, der über dreißig Legionen gebietet.“

11. Kapitel.

Die Achtung gegen Arme und Unglückliche.

Auch den Dürftigen und Unglücklichen sind wir auf jeden Fall insofern Achtung schuldig, als uns das Los derselben nicht gleichgültig sein darf. Denn, „wer einen Dürftigen schmähet“, sagt der Weise des Alten Bundes[3], „höhnt seinen Schöpfer; diesen aber ehrt, wer sich erbarmt des Armen.“ Auch Isokrates warnte davor, jemanden um seines Unglückes willen Vorwürfe zu machen, da alle in gleicher Weise den Fügungen des Schicksals unterworfen seien und niemand wissen könne, was ihm bevorstehe. Daher müssen wir uns um Gottes willen der Notleidenden erbarmen, sie speisen und zu ihrem Unterhalte beitragen. Wer das thut, darf der Hoffnung leben, daß unser

---

[1] Neque enim tutum est, scribere in eos, qui possunt proscribere. — Es liegt in Vegius' obiger Darstellung, so vorsichtig sie auch gehalten ist, unverkennbar eine Anklage gegen die ungerechten Regenten seiner Zeit und seines Landes.

[2] Zählte zu den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit und gehörte der akademischen Schule an; er lebte in der ersten Hälfte des 2. Jahrhundert n. Chr.

[3] Sprichw. 14, 31.

Digitized by Google

Heiland, wie er es selbst bezeugt hat, jene Wohlthaten so aufnimmt, als hätten wir sie ihm selbst gespendet, und daß er sie uns in reicherem und größerem Maße wieder vergelten wird[1]. „Wer sich des Armen erbarmt," lesen wir bei demselben Weisen des Alten Bundes[2], „leihet dem Herrn auf Wucher; was er gethan, wird ihm jener wiedervergelten." Von Christen sollte diese Pflicht um so weniger vernachlässigt werden, als wir sie sogar von Heiden beobachtet finden. So hat der römische Kaiser Alexander Severus sich dadurch eine große Berühmtheit erworben, daß er öfters dürftigen Personen Geschenke verabreichte und daß er jeweilen eine bestimmte Anzahl freigeborene aber arme Knaben auf seine Kosten verpflegen ließ, um ihnen so die Möglichkeit zu verschaffen, sich den gelehrten Studien zu widmen.

Auch das traurige Los der Sklaven darf uns keineswegs gleichgültig sein. Es gereicht einem Epikur mit Recht zu hohem Ruhme, daß er seine Sklaven stets mit größter Milde behandelte. Wir sind alle Diener eines und desselben Herrn; die wahre Freiheit beruht allein auf der Tugend, und schimpflich ist nur jene Knechtschaft, in die man sich freiwillig begiebt. Das aber thun jene, welche sich zu Sklaven ihrer schändlichen Lüste erniedrigen. Daneben bleibt freilich die Thatsache bestehen, daß sich im Laufe der Zeit die Anschauung von einem Unterschied zwischen Freigeborenen und Unfreien gebildet hat. Was uns betrifft, so wollen wir allezeit die Wahrheit wohl im Auge behalten, wie gebrechlich und wandelbar die menschlichen Geschicke seien und wie schlüpfrig unser Lebenspfad. Vergessen wir nie, wie so viele schon aus dem Besitze großer Reichtümer und hoher Macht gewaltsam herausgeworfen, ihr späteres Leben in größtem Elende hinschleppen mußten; wie selbst Fürsten und Philosophen gezwungen wurden, als Sklaven zu dienen.

Ein sprechendes Beispiel für diesen Wechsel menschlichen Schicksals liefert uns Dionysius[3], der von dem höchsten Gipfel der Macht so tief gestürzt wurde, der sich, um sich nicht völlig des Herrschens zu begeben, in seiner Armut genötigt sah, kleinen Knaben Unterricht zu erteilen. Ein noch kläglicheres Los wurde, wie uns die Geschichte erzählt, Valerian dem ältern[4] zu teil. Da er bei einem Einfall in das persische Reich in die Gefangenschaft des Königs Sapor geriet, traf ihn eine lebenslängliche überaus schimpfliche Knechtschaft: der Ärmste hatte, so oft sein Gebieter zu Pferde steigen wollte, mit seinem Rücken als Fußschemel zu dienen. Daß aber auch sehr viele Philosophen, wie Plato, Xenokrates, Phädon aus Elis, Bion, Menippus der Cyniker, Pompilius

[1] Matth. 25, 40. Vgl. 5, 7. [2] Sprichw. 19, 17.

[3] Dionys der jüngere, Tyrann von Syrakus, regierte von 367—345 v. Chr. und lebte nach seinem Sturze als Privatmann in Korinth.

[4] Kaiser Publ. Aurel. Valerianus der ältere, regierte von 253—259 n. Chr. In einem Kampfe gegen die Neuperser geriet er in ihre Gefangenschaft, in welcher er zehn Jahre später starb. Vgl. Lactant. De morte persecut. l. V. c. 24.

Digitized by Google

Perseus, Epiktet und einer mit Namen Mus, Sklaven gewesen, ist allbekannt[1]. Doch war immerhin ein bedeutender Unterschied zwischen der Sklaverei eines Fürsten und derjenigen eines Philosophen; denn bei ersterem drückte die Knechtschaft den Geist noch mehr danieder als den Körper, während bei letzterem auch unter dem härtesten Los der Geist stets frei und unbesiegt blieb und seine Unabhängigkeit zu behaupten wußte.

Zur Bestätigung dieser Thatsache sei hier an den indischen Philosophen Calanus erinnert. Dieser war Alexanders Gefangener geworden. Als der König ihn aufforderte, ihm zu folgen, erwiderte er: „Wodurch hab' ich es verdient, auf dein Verlangen hin mich nach Griechenland zu begeben, wenn ich gezwungen werden kann, zu thun, was ich nicht will?" Später schrieb er ihm noch: „Deine Freunde bereden dich, Hand an mich zu legen und dem indischen Philosophen Gewalt anzuthun, sie, die meine Werke nicht einmal aus dem Traume kennen; meinen Leib kannst du von einem Ort zum andern versetzen, den Geist aber wirst du so wenig zu etwas zwingen, was er nicht will, als du Holz und Stein zum Sprechen bringen kannst. Kein Fürst ist imstande, uns etwas aufzubringen, was wir nicht wollen; das Glück der Freiheit beruht für uns in der Tugend." Noch auffallender und denkwürdiger ist das Benehmen des Diogenes in der Sklaverei. Als er nach seiner Gefangennahme gefragt wurde, auf welche Kunst er sich verstehe, antwortete er, seine Kunst sei es, Männern zu befehlen. Und zu demjenigen, der ihn zum Verkaufe ausrief, sagte er: „Frage laut, wer sich einen Herrn kaufen wolle." Da kaufte ihn Xeniades, da er an seinem Auftreten Interesse fand, und übergab ihm seine Söhne zur Erziehung. „Da hast du meine Kinder," sprach er zu ihm, „denen kannst du befehlen." Diogenes aber entgegnete seinem neuen Herrn, er selbst (Xeniades) sei ihm, trotzdem er nur ein Sklave sei, zu Gehorsam verpflichtet; denn man gehorche ja auch dem Arzt und dem Steuermann, auch wenn sie Sklaven seien. Als ihn dann seine Verwandten loskaufen wollten, schalt er sie Thoren und meinte, die Löwen seien nicht die Sklaven ihrer Ernährer, sondern umgekehrt diese Sklaven der Löwen[2].

Den nämlichen Gedanken finden wir auch bei Ambrosius ausgesprochen. „Sehr viele", sagt er, „sind Käufer von Löwen, ohne daß sie über dieselben herrschen; ja sie sind ihnen im Gegenteil vielmehr unterthan, so daß sie sich flüchten und verstecken, sobald sie bemerken, daß dieselben in ihrem Grimme die Muskeln ihres Nackens schütteln. Nicht die Natur macht jemanden zum Sklaven, sondern sein eigener Unverstand; nicht die Freilassung macht jemanden zum freien Manne, sondern der Gehorsam." So ist also nicht derjenige, welcher das Joch seines Herrn, der ihn erstanden, unerträglich gefunden, oder derjenige, welcher ihn nie den Drohfinger aufheben sah, in Wahrheit ein Freier, wohl aber jener,

---

[1] Gell. Noct. Attic. l. II. c. 18. [2] Gell. l. c. Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 9.



welcher die Freiheit in seinem Innern trägt, welcher kraft des ihm innewohnenden Naturgesetzes frei ist, indem er weiß, daß dieses Gesetz sein sittliches Verhalten, nicht seine äußere Lebensstellung zu regeln hat und daß der Kreis der Pflichten nicht von menschlicher Willkür, sondern von festen Normen der Natur abhängt. Der also ist völlig frei, welcher nach den Gesetzen lebt. Das wahre Gesetz aber, das Wort des Rechtes, ist nicht ein Gesetz auf Tafeln geschrieben oder in Erz gegraben, sondern dem Herzen und den Sinnen eingeprägt, da der Weise nicht unter dem Gesetze steht, sondern sich selbst Gesetz ist. Er trägt ein Gesetz in seinem Herzen, welches die Natur in ihrer Sprache in dasselbe eingeschrieben hat [1].

Wenn wir nun aber eine solche Selbstbeherrschung an heidnischen Weisen bewundern, welche von Christus keine Kenntnis hatten, was sollen wir erst von denjenigen sagen, welche aus Liebe zu Christus nicht nur das Los der Sklaverei, sondern die heftigsten Qualen aller Art heldenmütig erduldet haben? Weil die Schar derselben eine so unermeßlich große ist, so muß ich darauf verzichten, hier auf Einzelheiten einzugehen. Doch sei es mir gestattet, wenigstens an einen Namen zu erinnern, nämlich an den Bischof Paulinus von Nola [2]. Dieser Heilige, dem von den edelsten und ehrwürdigsten Männern stetsfort so reichliches Lob gespendet wurde [3], hat mich durch seine hohen Geistesgaben, seine Gelehrsamkeit und sittliche Vollkommenheit von jeher außerordentlich angezogen und mit einer besondern Begeisterung für seine Person erfüllt. Um den in die Gefangenschaft der Barbaren [4] gefallenen Sohn einer Witwe loszukaufen, machte er sich selbst zum Sklaven. Steht eine solche Knechtschaft in den Augen eines jeden vernünftig denkenden Menschen nicht höher, als die Freiheit und Macht auch des größten und hervorragendsten Mannes? Derjenige kann wahrlich keinen Sklavensinn gehabt haben, welcher, ausgezeichnet durch seine Würden, seinen Reichtum, sein Geschlecht, seine eheliche Verbindung, seinen mächtigen Einfluß, seine Gelehrsamkeit, alles das um Gottes willen verschmähte, der sogar nicht davor zurückschrak, sich freiwillig zum Gefangenen zu machen, um den Kummer einer Witwe zu stillen, den er auf andere Weise zu lindern nicht vermochte. Wer möchte einen solchen Mann knechtischer Gesinnung zeihen, der wie von einer hohen Geistesburg aus, um mich so auszudrücken, alle seine sinnlichen Regungen zu beherrschen verstand, den keine Leidenschaft in Aufregung versetzte, kein Sturm daniederdrückte, keine Trübsal entmutigte,

---

[1] Vgl. Röm. 2, 14. 15.

[2] Geb. zu Bordeaux i. J. 353, wirkte zuerst als hervorragender und einflußreicher Staatsmann am Hofe Valentinians I., entsagte sodann mit Einwilligung seiner Gattin dem Weltleben, wurde Priester und Bischof von Nola in Campanien (409), wo er überaus segensreich wirkte. Er starb i. J. 431. Vgl. Lagrange, Gesch. des hl. Paulinus von Nola. Autoris. Übersetzung. Mainz, Kirchheim, 1882.

[3] So von Hieronymus, Augustin, Sulpicius Severus.

[4] D. h. der Goten, die damals in Italien eingefallen waren.

Digitized by Google

kein Schmerz niederbeugte, keine Mühe verdroß; den sein Herr und Gebieter so lieb gewann, ehrte und sogar fürchtete, daß er endlich, da seine erhabenen Tugenden einen immer größern Glanz um ihn verbreiteten, nicht nur ihm die Freiheit schenkte, sondern in Rücksicht auf seine freiwillig übernommene Sklaverei auch seinen Mitgefangenen Rettung und Freiheit gewährte. — Ich will nicht von Joseph, dem Sohne des Patriarchen, sprechen, mit dessen Knechtschaft sich keine Freiheit an Wert und Würde vergleichen läßt. Als Sklave verkauft, stieg er in der Folge zu solch hoher Macht empor, daß er der Gebieter seiner Käufer sowohl als seiner Verkäufer wurde [1].

Die angeführten Thatsachen beweisen es uns zur Genüge, daß die Knechtschaft wie die Freiheit eines Menschen nicht nach seiner äußerlichen Stellung, sondern nach dem Adel seiner Seele und der Festigkeit seines Charakters zu bemessen sei; daß man somit auf niemanden, und würde er selbst in der elendesten Knechtschaft schmachten, verächtlich herabblicken darf. Wer weiß, ob in ihm nicht ein so edles Herz schlägt und eine solche Hoheit des Geistes innewohnt, daß keine noch so große Herrschermacht sich damit messen könnte? Es ist überhaupt nichts schmählicher, als mit fremdem Unglück kein Mitgefühl haben, nichts unbilliger, als für das Elend des Mitmenschen teilnahmslos zu sein. Nichts liegt so sehr in der Natur des Menschen, als die Menschlichkeit — wie es ja das Wort sagt — gegen jedermann zu üben; nichts liegt ihr ferner als jene Behauptung, die wir bei Terenz finden [2], „der Mensch sei dem Menschen gegenüber ein Wolf, kein Mensch." Mit Recht verordnete daher ein Rescript des Kaisers Antoninus Pius an Älius Marcianus, Prokonsul zu Utika, daß Sklaven aus der Dienerschaft des Julius Sabinus, welche infolge allzu grausamer oder entehrender Behandlung zu der Bildsäule des Kaisers Zuflucht genommen hatten, verkauft würden, so daß sie nicht mehr in die Gewalt ihres Herrn zurückkehren mußten. Aus demselben Grunde wurde auch eine vornehme Dame Umbriens, die ihre Sklavinnen aus den nichtigsten Gründen grausam mißhandelte, von Kaiser Hadrian auf fünf Jahre verbannt. Daher giebt der hl. Ambrosius die Ermahnung: „Die Herren dürfen ihren Sklaven befehlen, da diese gemäß ihrer Stellung ihre Untergebenen sind; sie sollen jedoch dabei nie vergessen, daß dieselben die gleiche menschliche Natur wie sie selbst besitzen."

12. Kapitel.

Die Achtung gegen das weibliche Geschlecht.

Wir sind gegen jedermann und zu jeder Zeit zu gebührender Achtung verpflichtet. Älteren Personen müssen wir mit Bescheidenheit und Ehr-

[1] 1 Mos. 39 ff.

[2] Lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit, non novit. Die Stelle findet sich übrigens bei Plautus (Asinaria, Act. II. v. 495), nicht bei Terenz.

Digitized by Google

furcht, Altersgenossen mit Sanftmut und Milde, jüngeren dienstfertig und freundlich begegnen. Den Frauen aber schulden wir eine ganz besondere und vorzügliche Achtung. Die diesem Geschlechte eigentümliche Tugend ist die Sittsamkeit; durch sie empfängt dasselbe seinen höchsten Schmuck, seine glänzendste Zierde. Daraus folgt aber für uns die Pflicht, daß wir uns nichts erlauben, was auch nur im entferntesten diese Tugend verletzen könnte.

Es ist bekannt, daß Augustus seine Tochter und seine Enkelinnen so strenge erzog, daß sie niemals etwas insgeheim reden oder thun durften und daß ihnen der Verkehr mit der Außenwelt vollständig untersagt war. Als daher L. Vinicius, ein angesehener und schöner junger Mann, nach Bajä gereist war, um seiner Tochter die Aufwartung zu machen, schrieb ihm der Kaiser, er habe dadurch wenig Zartgefühl an den Tag gelegt[1].

Man soll daher die Frauen in zurückhaltender Weise anreden, sie mit Ehrfurcht grüßen, beim Begegnen zuerst ausweichen und ihnen überhaupt bei jeder Gelegenheit die gebührende Rücksicht schenken. Man vermeide es, ihnen Artigkeiten zu sagen oder Besuche zu machen, es sei denn, daß die Pflicht es erheischt. Beherzigen wir überhaupt die Mahnung des Apostels: „Greise fahre nicht hart an, sondern ehre sie wie einen Vater, Jünglinge wie Brüder, alte Frauen wie Mütter und jüngere wie Schwestern in aller Sittsamkeit; Witwen, welche wahre Witwen sind, halte in Ehren.“[2]

13. Kapitel.

Die Achtung gegen sich selbst.

Es erübrigt uns noch, von der Pflicht der Selbstachtung zu sprechen. In trefflicher Weise legt dieselbe Demetrius von Phaleron[3] dar, indem er sie zugleich mit den beiden vorgenannten in den einen Satz zusammenfaßt: „Die Jugend soll zu Hause den Eltern, auf der Gasse den Fremden, in der Einsamkeit sich selbst Achtung erweisen.“

Mit der Einsamkeit hat es indes eine eigene Bewandtnis. Ungebildeten Leuten und solchen, die sich mit höheren Gegenständen nicht zu beschäftigen wissen, erscheint sie als Langweile, welche man nur mit Thorheiten und Träumereien ausfüllt und die nicht selten zu einer Pflanzschule niedriger Leidenschaften wird; dem Mann der Wissenschaft dagegen ist sie stets eine angenehme und willkommene Gabe, weil sie ebenso befruchtend als veredelnd auf seine Geistesthätigkeit einwirkt. Eine anziehende Schilderung vom Werte der Einsamkeit giebt uns Plinius an einer Stelle, wo er gleichzeitig seinem Widerwillen Ausdruck verleiht über das Getöse des

---

[1] Sueton. Octav. c. 64. [2] 1 Timoth. 5, 1 ff.

[3] Geb. um 345 v. Chr.; ein tüchtiger Staatsmann, der von 317—307 an der Spitze des athenischen Staatswesens stand; desgleichen ein ausgezeichneter Redner und Gelehrter, von dessen Werken uns aber nur die Titel erhalten sind. Gest. 282.


Digitized by Google

Stadtlebens, das zwecklose Hin- und Herrennen bei den täglichen Verrichtungen und jene Geschäftigkeit, die sich nur mit albernen Dingen abgiebt. „Wenn ich in meinem Laurentinum", sagt er[1], „etwas lese oder schreibe, so höre ich nichts und rede nichts, was ich nachher zu bereuen hätte. Über niemanden wird bei mir lieblos geurteilt. Ich selbst tadle niemanden als mich, wenn meine Arbeit nicht den gewünschten Erfolg hat. Mich plagt weder Hoffnung noch Furcht; kein Geschwätz verursacht mir Unruhe; ich lebe nur mir und meinen Büchern. Welch vortreffliches und unverdorbenes Leben! Welch süße und ehrenvolle Muße, die beinahe jeder Beschäftigung vorzuziehen ist! O Meer! O Gestade! Du wahrhafter, einsamer Musensitz! Wie viele gute Gedanken, wie viele treffliche Worte entlockt ihr meinem Geiste!"

In ähnlicher Weise spricht sich der hl. Ambrosius in einem Briefe an Sabinus über die Annehmlichkeit und den Nutzen der Einsamkeit aus. „Ich lade nach meinem Belieben zu mir," schreibt er, „wen ich will, und ziehe diejenigen in meine Gesellschaft, die ich besonders liebe oder für meinen Umgang am geeignetsten halte. Niemand stört mich, niemand macht mich irre. Daher schließe ich mich auch um so inniger an dich an und hole mir bei dir Rat in betreff meiner Schriften, so daß unsere Unterhaltung um so reichlicher fließt." Und Cicero erzählt uns[2] von Scipio, daß er zu sagen pflegte, er sei niemals weniger allein, als wenn er allein sei, und nie weniger müßig, als wenn er Muße habe. „Wer jedoch", bemerkt Ennius, „seine Muße nicht zu gebrauchen versteht, der ist während derselben stärker beschäftigt, als einer, der mit Berufsgeschäften überhäuft ist. Denn wem seine bestimmte Arbeit angewiesen ist, der entledigt sich derselben ohne große Mühe; er lebt ganz in derselben, sie ist seine Freude und sein Vergnügen. Wer dagegen seine Muße mit Nichtsthun zubringt, dem verursacht sie Langeweile."

Jene Muße, die wissenschaftlichen Studien geweiht ist, hat somit nicht nur vollständige Berechtigung, sondern ist zugleich höchst angenehm. Als man den Athener Antisthenes einst fragte, welchen Gewinn er aus der Philosophie gezogen habe, so gab er die ganz zutreffende Antwort: „Daß er sich mit sich selbst unterhalten könne." Und Pytho von Elis wurde von jemanden betroffen, als er gerade im Selbstgespräche begriffen war. Auf die Frage, warum er dies thue, entgegnete der Philosoph mit den tiefsinnigen Worten: „Ich sinne nach, wie man tugendhaft leben könne." Und nun halte man daneben das Gebahren eines Kaisers Domitian, der sich in seiner Albernheit die einsamen Stunden tagtäglich damit vertrieb, daß er mit einem gespitzten Griffel Jagd auf Fliegen machte! Welch eine Beschäftigung für einen Fürsten! Sie verdiente wahrlich jene Ant-

[1] Lib. I. epist. 9. — Laurentinum hieß sein Landgut in der Nähe der Stadt Laurentum in der heutigen Campagna.

[2] De offic. l. III. c. 1.


Digitized by Google

wort, welche einer auf die Frage, ob sich jemand beim Kaiser befinde, gab, indem er erwiderte: „Nicht einmal eine Fliege!“ [1]

Widmen wir also unsere Kräfte edlen Beschäftigungen, die unser Denken auf ernste und erhabene Gegenstände hinlenken, welche uns sittlich zu veredeln im stande sind. Wer sich der Unthätigkeit überläßt und keinen Ernst zeigt beim Studium und bei der Arbeit, dem könnte man mit Recht entgegenhalten, was Krates einst zu einem Jüngling gesprochen. Er sah denselben schweigend und einsam des Weges gehen und fragte, was er denn so allein treibe. „Ich rede mit mir selbst“, antwortete der Jüngling. „Nun“, erwiderte der Philosoph, „sorge nur, daß du nie mit einem Schlechtern redest.“ „Die sinnliche Lust“, sagt Cicero im sechsten Buche seiner Abhandlung über den Staat [2], „ist eine wahre Tyrannin unserer Phantasie; sie drängt ihr die maßlosesten Wünsche auf und stellt Anforderungen an sie, die nie und nimmer befriedigt und erfüllt werden können; sie reißt denjenigen, der ihren Lockungen Gehör giebt, zu jeglicher Schandthat hin.“ Darum müssen wir alle Kunst aufwenden, um sie zu zügeln und niederzuhalten. Niemals wollen wir in unserem Herzen einer Begierde Raum gestatten, mit der wir uns schämen müßten, an die Öffentlichkeit zu treten. Vergessen wir es nicht, daß Gott, der in unserem Herzen wohnt, unser Richter ist, dem wir über alle Gedanken, die unsere Seele bewegen, Rechenschaft schulden; denn Er ist es, dem das Gericht und Urteil auch über unsere Gedanken zukommt. Schon Thales gab auf die Frage, ob die menschlichen Handlungen der Gottheit verborgen seien, die richtige Antwort: „Nicht einmal die Gedanken.“ Es liegt in diesen seinen Worten zugleich die Mahnung, nicht nur die Hände, sondern auch das Herz, welchem, wenn auch unsichtbar, der Geist Gottes innewohnt, unbefleckt zu bewahren. Der hl. Ambrosius aber lehrt in seiner Unterweisung an Constantius also: „Niemand erlaube sich, ob allein oder in Gesellschaft, Böses zu begehen. Und wenn du allein bist, so schäme dich mehr vor dir selbst, als du es vor anderen thun würdest. Man fliehe ganz besonders üble Nachreden, auch wenn man keine Gefahr fürchtet, überwiesen zu werden. Denn sind wir auch zwischen vier Wänden eingeschlossen und von Finsternis bedeckt, sind wir auch ohne Zeugen und ohne Mitwisser, so haben wir doch einen Richter unserer Thaten, dem nichts entgeht, zu dem alle unsere Handlungen aufschreien. Jeder besitzt in seinem Gewissen den strengen Richter über sich selbst, der den Frevel rächt und die Übelthat bestraft.“ Diese Wahrheit entging selbst dem heidnischen Dichter nicht. „Das ist die erste Strafe,“ sagt er [3], „daß kein Schuldiger vor seinem eigenen Richterstuhl freigesprochen wird.“

Es ist daher für den Menschen, wie auch die größten Philosophen lehren, durchaus notwendig, daß er ein Wesen über sich anerkenne, dem

---

[1] Sueton. Domit. c. 3. [2] De re publ. l. VI. c. 1. 5.
[3] Juven. Sat. XIII. v. 2. 3; cf. v. 192 sqq.

Digitized by Google

er Verehrung zollt, auf dessen Antrieb er an seiner innern Heiligung arbeitet und die wahre Selbstachtung sich erwirbt, im Aufblick zu dem er sein Handeln regelt und ordnet; ein Wesen, zu dessen sittlicher Vollkommenheit er sich emporzuschwingen strebt, dessen Allgegenwart er sich stets bewußt ist, so daß er sein Inneres strenge erforscht, auch nicht in Gedanken eine Sünde zu begehen wagt und statt von anderen Übles zu denken, wie wir es so gerne thun, vielmehr von sich selbst eine geringe Meinung hegt und über sein eigenes Innere das strengste Gericht übt. So handelte der Philosoph Kleanthes. Als er nämlich einst, wie es seine Gewohnheit war, Erde umgrub und dabei sich selbst schalt, fragte ihn Aristo: „Wen schiltst du?" Der Philosoph antwortete lachend: „Einen Greis mit grauen Haaren, aber ohne Sinn und Verstand." [1]

In diesem Streben wird uns aber nichts so sehr zu statten kommen, als die Pflege der Tugenden und Wissenschaften, die wir vorhin empfohlen haben und nicht genug empfehlen können. Die Beschäftigung mit ihnen ist einerseits an sich schon eine edle Bethätigung der Geisteskräfte und zeigt uns andererseits den Weg, wie wir sie in würdiger Weise gebrauchen können. Wir sollen also unsere Gedanken stets auf Höheres richten, wie Solon sagt, und die niederen Triebe in uns ertöten, wie der heilige Sänger ermahnt; wir sollen ihren Anreizungen mutig widerstehen und sie unter dem erhabenen Beistande der Wissenschaften beherrschen lernen. „Wir sollen", wie ein anderer heiliger Schriftsteller sagt [2], „vorerst in unserem eigenen Hause Einkehr halten und daselbst uns unterhalten, scherzen und Pläne ausdenken, aber nicht in Frevel und übermütiger Rede." Wenden wir alle Sorgfalt an, daß keine unreinen Gedanken in unsere Seele einschleichen und daß wir nicht in die zahllosen Schlingen und Netze verstrickt werden, mit welchen die sinnliche Lust uns täglich aufs neue zu Falle zu bringen sucht. Bewachen wir unser Herz; umzäumen und schützen wir es gleichsam, wie der Landmann seinen Weinberg. Errichten wir, wie Antisthenes sich ausdrückt, Mauern um unsere Gedanken, damit nicht die bösen Begierden, die gleich Räubern oder Wölfen beständig vor der Thüre lauern, hereinbrechen und uns Schaden bringen. Folgen wir insbesondere dem weisen Rate des Kleobulus [3], daß wir, bevor wir unser Haus verlassen, wohl überlegen, was wir vornehmen wollen, und nach der Rückkehr uns wiederum fragen, was wir gethan haben.

Eine solche Anleitung zur Selbstprüfung gab Pythagoras seinen Schülern. Täglich mußten sie, wenn sie das Haus betraten, an sich die Frage richten: „Worin bin ich unglücklich gewesen? Wie habe ich dazu beigetragen? In was habe ich meine Pflicht nicht erfüllt?" [4] Ein ähnliches

---

[1] Diog. Laert. l. VII. c. 5. n. 4. [2] Sir. 32, 15. 16.

[3] Einer der sieben Weisen aus Lindos auf Rhodus, wo er Tyrann wurde; er starb um 560 v. Chr.

[4] Diog. Laert. l. VIII. c. 1. n. 19.

Digitized by Google

Verhalten wird uns auch von Cato berichtet. Nicht nur, was er den Tag über gethan und gesehen, sondern auch, was er gelesen hatte, rief er sich am Abend nochmals in Erinnerung, wobei er sich nicht bloß über sein ganzes Tagewerk, sondern auch über die Mußestunden Rechenschaft gab. Sehr lobend spricht sich Seneka in seinem Buche über den Zorn[1] über die Gewohnheit der täglichen Selbsterforschung aus. Er erzählt uns da von einem gewissen Sextius, der, wenn er sich am Abend zur Ruhe begeben wollte, sich jeweilen die Fragen vorlegte: „Welchen Fehler hast du heute an dir verbessert? Welchen hast du bekämpft? In welcher Hinsicht bist du besser geworden?" So werde, meint Seneka, derjenige gewiß eher seinen Zorn zu beherrschen bestrebt sein, welcher wisse, daß er jeden Tag vor seinem Richter erscheinen müsse. „Was ist also schöner", fügt er bei, „als diese Gewohnheit, sich jeden Tag einer Prüfung zu unterwerfen? Welch gesegneter Schlaf wird einer solchen Selbsterforschung folgen? Wie ruhig, wie tief, wie sorgenfrei wird derselbe sein, wenn die Seele vorher aus dem Munde ihres gestrengen und geheimen Richters ein Wort des Lobes oder der Mahnung vernommen hat." „Dieses tägliche Selbstgericht", fährt Seneka fort, „halte ich zu einer Zeit ab, da das Tageslicht dem Dunkel der Nacht gewichen, wenn die Gattin, welche mit dieser Gepflogenheit bekannt ist, bereits stille geworden. Da durchforsche ich den ganzen Tag, überdenke alle meine Reden und Handlungen; nichts verhehle ich mir, nichts wird übergangen: sei es, daß ich bei einem gelehrten Streit zu hitzig geworden, sei es, daß ich einen Strauß mit Ungebildeten ausgefochten, die in Sachen, von denen sie nichts verstehen, keine Belehrung annehmen wollen; sei es, daß eine Rüge, die ich erteilt, schärfer als nötig ausgefallen und ich daher mehr verletzt als gebessert habe, oder daß ich durch einen Witz oder eine spitze Bemerkung in der Gesellschaft jemanden getroffen habe (weshalb dergleichen gemeine Gelage, wo nach reichlichem Weingenuß ein allzu ungebundener Ton herrscht, zu meiden sind); sei es endlich, daß ich um eines Freundes willen über einen gemeinen und niedrigen Sklaven in Zorn geraten bin, statt mich über seine Einfalt hinwegzusetzen."

Wenn wir auf solche Weise unser Leben der Prüfung unterziehen, so werden wir einerseits gewiß weniger Fehltritte begehen, und andererseits, indem wir vor uns selbst erröten müssen, unser Herz vor sittlicher Ansteckung bewahren.

[1] De ira l. III. n. 36.

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Von den Pflichten der Jünglinge gegen sich selbst.

1. Kapitel.

Über den Wert der Keuschheit.

Wir haben nun des weitern zu zeigen, wie die Sittsamkeit in der äußern Handlung ihren Ausdruck finden soll. Die ganze Aufführung des Jünglings soll derart beschaffen sein, daß sie über jeden Tadel erhaben ist. Er soll niemanden an seiner Ehre kränken, keines Menschen Rechte beeinträchtigen, niemanden in irgendwelcher Beziehung Schaden zufügen. Vor allem aber muß er für die Reinheit seines Körpers die größte Sorge tragen. Ja die Keuschheit soll er lieben, wie jener weise Pittakus[1] ermahnt, und ihren Glanz ungetrübt und unbefleckt erhalten. Es besitzt die Jugend keinen geziemendern, keinen wertvollern Schmuck, nichts, was ihr größern Ruhm, was ihr mehr Liebe und Wohlwollen bei den Menschen erwerben könnte. In engster Verbindung und Verwandtschaft aber zu dieser Tugend steht diejenige der Schamhaftigkeit, welche schon von unseren Vorfahren ihre Begleiterin genannt wurde.

Wie sehr rühmen die Griechen die Schamhaftigkeit und Züchtigkeit eines Xenokrates, der nicht davor zurückschrak, mit Schneiden und Brennen seinen Körper zu bändigen[2], als derselbe von sinnlicher Lust entbrannte. Wie hoch erhoben die Römer den Scipio Afrikanus, der eine verlobte Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit, die er im Kriege mit den Keltiberen[3] erbeutet hatte, unangetastet und unverletzt wieder entließ. Diese keusche Gesinnung trug wesentlich dazu bei, das große Ansehen, dessen er sich ohnehin bei jedermann erfreute, noch zu erhöhen[4]. Und welch vorzüglichen Ruhm genießt bei den Juden der ägyp-

---

[1] Einer der sieben Weisen Griechenlands, geb. um 648 v. Chr. zu Mitylene auf Lesbos.

[2] Ut secare et urere genitalia sibi membra minime refugeret; illudque fertur, quod cum Phryne, famosum scortum, a discipulis illi clam introducta esset, frustra eo tentato discedens percontantibus dixit, se a statua exire.

[3] Ein durch Mischung eingewanderter Kelten mit den ursprünglichen Bewohnern, den Iberern, entstandenes Volk des mittlern Spaniens.

[4] Liv. l. XXVI. c. 50.

Digitized by Google

tische Joseph. Seine Reinheit bewährte sich aufs glänzendste, indem er jenes Weib trotz aller Bitten und Schmeicheleien, trotz ihrer leidenschaftlichen Liebe, ihrer Versprechungen und ihres zudringlichen Benehmens standhaft zurückwies, so daß er sogar sein Kleid zurückließ, um ihren Händen, die ihn um jeden Preis zurückhalten wollten, zu entkommen[1]. Dafür ernteten aber diese Männer als Lohn ihrer Tugend auch das größte Lob bei jedermann, die besondere Gunst ihrer Mitmenschen und ein hohes Ansehen bei allen Völkern. So erwarb sich Xenokrates die Verehrung mächtiger Fürsten und ward wiederholt mit reichen Geschenken bedacht, die er freilich in der Regel zurückwies oder nur so viel davon behielt, als für seinen Lebensunterhalt unerläßlich war. Wieviel Gewicht man seinen Worten beilegte und welches Vertrauen er bei jedermann besaß, ist schon im vorigen Buche bemerkt worden; während die Athener sonst keinen Unbeeidigten als Zeugen annahmen, erließen sie dem Xenokrates den Eid. Für Scipio aber hatte das vorerwähnte taktvolle Benehmen die Folge, daß es ihm den Beifall und die Freundschaft der ganzen iberischen Nation erwarb und daß dieselbe nunmehr willig und aus freien Stücken dem römischen Reiche beitrat[2]. Und was endlich Joseph betrifft, so stieg er zu solch hohem Ansehen empor, daß der ägyptische König in allen seinen Unternehmungen sich von seinem Rat und Urteil bestimmen ließ. Ihm hatte man es daher auch zu danken, daß während der sieben Hungerjahre der Not gesteuert und Einhalt gethan wurde[3].

Es darf uns übrigens nicht verwundern, daß Gott eine Tugend, die er so hoch schätzt, daß ohne dieselbe in seinen Augen jede andere wertlos ist, auch mit den höchsten Ehren auszeichnet und belohnt. Während alle übrigen Tugenden sich mehr oder weniger durch eigenes Bemühen aneignen lassen, so erwirbt man diese nur durch eine besondere und vorzügliche Gnade Gottes; je schwieriger aber dieselbe zu erlangen ist, um so erhabener und ruhmwürdiger muß sie auch sein. In der That verleiht die Reinheit des Leibes eine gewisse Gemeinschaft mit Gott. Er tritt einer solch reinen Seele näher und hat größeres Wohlgefallen an ihr; er nimmt darin Wohnung wie bei einem vertrauten Freunde und bekundet seine Gegenwart, indem er den Bitten und Wünschen eines solch lautern Herzens willigeres Gehör schenkt, sich mit ihm gleichsam wie mit einem Gastfreunde unterhält und ihm mitunter auch einen tiefern Einblick in die erhabensten Wahrheiten und tiefsten Mysterien gewährt.

Es ließen sich für diese Thatsache Beispiele aus der christlichen Geschichte in Fülle anführen. Ja selbst das Heidentum weist solche auf und zwar nicht bloß in den Sibyllen, sondern auch in einem andern wunderbaren Vorfall, der sich an den Namen des Cornelius, eines heidnischen Priesters, aber unbescholtenen und durchaus sittenreinen Mannes knüpft.

---

[1] 1 Mos. 39, 7 ff. [2] Liv. l. c. [3] 1 Mos. 41 ff.

Derselbe wohnte zu Padua, einer jenseits des Po[1] gelegenen Landschaft Italiens. An jenem Tage nun, als zwischen Julius Cäsar und Cnejus Pompejus in Thessalien die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde[2], sei derselbe plötzlich von einer eigentümlichen Gemütsaufregung ergriffen worden und habe in diesem Zustande den ganzen Verlauf jenes Kampfes mit seinem wechselnden Sieg, seiner Abwicklung und seinem Ausgang vorausgesagt, wie wenn er persönlich daran teil genommen hätte. Man spottete anfänglich über seine Prophezeiung und hielt sie für ein bloßes Hirngespinnst oder für das Produkt einer verirrten Phantasie. Allein bald wich der Spott einer allgemeinen Bewunderung, und dem durch seine Reinheit ausgezeichneten Manne wurde Ruhm und Verehrung zu teil[3].

Wenn nun Gott sogar an der Keuschheit eines heidnischen Götzendieners so großes Wohlgefallen hat, welch eine herrliche und erhabene Tugend muß sie also vor ihm sein? Schon Pythagoras, obwohl ein heidnischer Lehrer der Philosophie, war von dieser Wahrheit überzeugt; dies beweisen seine Worte, man müsse den Göttern die gebührenden Ehrenbezeugungen „durch Lobsprüche, in einem weißen Gewande und mit keuschem Leibe" darbringen. Kein Christ hätte die Sache schöner und erbaulicher ausdrücken können; so bündig sind die drei wichtigsten Anforderungen an unsere Priester bezeichnet. Der Gebrauch, Gott Loblieder zu singen, und zwar in weißen Gewändern, herrscht zwar allgemein und ist schon alt; welch besondere Reinheit des Körpers aber ein solcher Akt verlangt — und dieses will das weiße Gewand bedeuten — weiß jeder, der, um Gott zu loben und Erhörung seiner Bitten zu erflehen, den Altar betritt. Wahrlich, es sollte jedem, der sich zum Christentum bekennt, die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er sich bewußt ist, daß er in dieser Tugend selbst hinter den Heiden, von denen manche so erhebende Beispiele ihrer keuschen Gesinnung gegeben haben, zurücksteht. Die afrikanischen Priesterinnen der Ceres trennten sich bei Lebzeiten der Männer und mit deren Einwilligung für immer von ihnen und gingen, wenn sie Witwen geworden, keine Ehe mehr ein. Auch der römische Oberpriester und die Frau eines Eigenpriesters[4] durften nur einmal heiraten. Römische Frauen, welche nur einmal verehelicht waren und nach dem Tode des Mannes im Witwenstande verblieben, standen als solche, welche die Krone der Keuschheit erlangt hätten, in hohen Ehren. Desgleichen erfreuten sich die Priesterinnen der Vesta und der griechischen Juno, der skythischen Diana und des delphischen Apollo, sowie die Diener des Apis-Kultus in Ägypten eines besondern Rufes der Enthaltsamkeit[5].

---

[1] Nach antiker Anschauung von Rom aus betrachtet.

[2] Bei Pharsalus i. J. 48 v. Chr.

[3] Gell. Noct. Attic. l. XV. c. 18, 3; cf. Plut. Jul. Caes. c. 47.

[4] Nämlich des Flamen Dialis oder Jupiterpriesters; seine Ehe durfte nicht aufgelöst werden, und wenn seine Frau starb, mußte er sein Amt niederlegen.

[5] Es ist eine allen Zeiten, Völkern und Religionen gemeinsame Überzeugung,

Digitized by Google

Wie mächtig der Einfluß der Keuschheit sei, geht ferner daraus hervor, daß z. B. die Bienen, diese ebenso emsigen als kunstfertigen Tierchen (von denen sogar die Sage geht, daß sie ohne Begattung erzeugt werden), niemanden weniger leiden mögen, als unzüchtige Personen [1]. Noch auffallender aber ist die Erscheinung, daß selbst Speisen und Getränke, während man sie aufträgt, Schinken, die man einsalzt, Milch, indem man sie zur Käsebereitung gerinnen macht, und die edleren Eingeweide [2], wenn man sie zubereitet, einen verdorbenen Geschmack bekommen, insofern sie von gewissen Personen berührt werden [3]. Darum waren denn auch jene punischen, griechischen und lateinischen Schriftsteller — und ihre Zahl ist keineswegs gering —, welche über Behandlung der Lebensmittel und über die Obliegenheiten des Bäckers, Koches und Kellermeisters geschrieben haben, der Ansicht, daß diejenigen, welche mit dergleichen Gegenständen zu schaffen haben, ganz rein sein sollen und daß nur Unerwachsene oder wenigstens durchaus keusche Personen damit umgehen dürfen. Wer dagegen, sei er Mann oder Weib, die Reinheit verletzt habe, der sei gehalten, sich in einem Fluße oder laufenden Wasser zu reinigen, bevor er wieder mit der Besorgung der Lebensmittel sich abgebe. Sie meinten daher, man müsse für diese Dienste notwendig Knaben und Mädchen verwenden, weil man hier sicher sei, daß alles, was für den Lebensunterhalt erforderlich, viel reiner bleibe, wenn es nur mit solchen Personen in Berührung komme. Dieses Erfordernis scheint mir besonders Varro stark zu betonen, wenn er bei der Aufzählung der Gegenstände, die zu einem richtigen Gastmahle gehören, als erste Bedingung hinsetzt, daß man „hübsche Leutchen" anstellen müsse, womit er Knaben bezeichnen will; denn offenbar ist an fraglicher Stelle nicht sowohl von geringer Körpergröße als von jugendlichem Alter die Rede.

So haben wir also den Wert der Keuschheit, ihre Würde und Erhabenheit dargelegt. Und nun, mein junger Freund, halte sie in Ehren, mache sie dir zu eigen und bleibe ihr treu! Hüte dich vor den Lockungen der Wollust und fliehe sie — um mit dem greisen Sophokles zu sprechen — gleich einem wütenden Tyrannen. Denn die Keuschheit ist es, welche dir die Liebe Gottes erwirbt, Ansehen bringt, dich bei den Mitmenschen empfiehlt, dir allezeit Ruhm und Ehre, kurz alles Gute verschaffen wird.

2. Kapitel.

Von der Sittsamkeit im Ausdrucke und der Beherrschung der Zunge.

Von ebenso großer Wichtigkeit aber ist für die Jugend die Züchtigkeit im Reden und die Vermeidung anstößiger Ausdrücke. Denn

---

sagt du Maistre (Du pape III, 3), daß in der Enthaltsamkeit etwas Himmlisches liegt, welches den Menschen erhebt und ihn der Gottheit wohlgefällig macht. Vgl. Virg. Aen. VI, 661. Tit. Liv. I, 29. Tacit. Annal. II, 86.

[1] Aut qui recenti ab concubitu ad eas accedant. [2] Z. B. Herz und Leber.

[3] Ab eo qui coitu frequentiore aut recentiore usus fuerit.

Digitized by Google

„böse Reden verderben gute Sitten", sagt der hl. Paulus, indem er den Ausspruch eines griechischen Dichters wiederholt[1]. Eine freche Sprache ist für den Menschen zugleich eine Anklage gegen seinen Lebenswandel; denn diese stellt gewissermaßen das Abbild seiner Seele dar. Nicht mit Unrecht hat sie daher Demokritus den „Schatten der That" genannt. Der Jüngling wird somit alle seine Reden in einer Weise ordnen, daß sie zugleich für die Züchtigkeit seines Lebenswandels Zeugnis ablegen. Er wird sich namentlich der Schmähreden enthalten, welche schon vom bürgerlichen Gesetze als Injurien bestraft werden; er wird sich vor jeder Beschimpfung und Beleidigung fernhalten, die stets eine gemeine Gesinnung verraten. „Nur Sklavenkinder", bemerkte Arkesilaus[2] einem hohlen Schwätzer, der ihn neckte, „sind gewohnt, freche und schamlose Reden zu führen." Und der weise Chilo[3] aus Lacedämon meinte, „den Schimpfreden noch Drohungen beizufügen, sei Sache der Weiber". Selbst die Gewohnheit, jemanden im Spaß und durch schlechte Witze zu foppen, ist keineswegs zu rechtfertigen, weil dies sehr oft zu heftigen Feindschaften Anlaß giebt und für deren Urheber die bedenklichsten Folgen haben kann. Manche sind eben für dergleichen Sticheleien empfindlicher als für einen Schwertstreich.

Welch guten Eindruck macht dagegen ein Gespräch, das freundlich, heiter und voll guten Humors ist. So sehr eine grobe und bäuerische Sprache jedermann abstößt, geradeso anziehend wirkt eine feine und gewählte Umgangsform. Doch hüte man sich vor Scherzen, welche die Grenze der Ehrbarkeit überschreiten — ein Fehler, der an Kaiser Vespasian, einem sonst sehr ernst gestimmten Manne, besonders getadelt wurde. Derselbe soll sich so possenmäßige und gemeine Ausdrücke erlaubt haben, daß sie geradezu an Obscönität streiften[4]. Man meide also die Gewohnheit, unbedachtsam und unüberlegt zu sprechen; man lege seiner Zunge einen Zügel an, um ihre Geläufigkeit zu hemmen, damit sie nicht, wie der weise Chilo sich ausdrückt, dem Verstande vorauseile; denn das, meinte Bias, sei immer ein Anzeichen von Tollheit. Auch die Heilige Schrift bekräftigt diese Wahrheit mit den trefflichen Worten: „Der Thoren Herz liegt in ihrem Munde, und der Weisen Mund ist in ihrem Herzen."[5] Darum legt auch Homer dem Odysseus, den er als weisen Mann schildert, in sehr passender Weise die Worte in den Mund: „Seine Worte kommen nicht aus dem Munde, sondern aus dem

---

[1] 1 Kor. 15, 33. Der Spruch ist dem griechischen Dichter Menander entnommen.

[2] Arkesilaus von Pitane in Äolien (316—241 v. Chr.), wurde früh in allen Wissenschaften zu Athen unterrichtet, versuchte sich auch in der Dichtkunst und trat später als Lehrer der Philosophie in der Akademie auf. Er gab die dogmatische Seite der platonischen Philosophie gänzlich auf, hielt sich bloß an die dialektische und begründete damit eine rein skeptische Richtung in der Philosophie.

[3] Ephor in Sparta, einer der sieben Weisen Griechenlands.

[4] Sueton. Vespas. c. 22. [5] Sir. 21, 29.



Herzen.“ In der That ist es eine durchaus richtige Ansicht, daß leichtsinnige und unüberlegte Reden nicht aus dem Herzen, sondern bloß aus dem Munde stammen.

Darum darf man die Zunge nicht frei und ungehemmt schalten lassen; es sind ihrem freien Gebrauche gewisse Schranken zu ziehen, welche vom Innersten der Seele ausgehen. Übrigens bilden schon die Zähne und die Lippen gewissermaßen einen natürlichen Wall zu ihrer Beherrschung; das unbesonnene Reden soll nicht bloß durch die Wachsamkeit des Herzens, sondern überdies — um mich so auszudrücken — durch eigens zu diesem Zwecke von der Natur ausgestellte Wachtposten in Schranken gehalten werden. „Wenn wir“, sagt trefflich ein biblischer Schriftsteller [1], „den Pferden Zügel in den Mund legen, um sie uns gehorsam zu machen, und wenn die Schiffe, so groß sie sind und von scharfen Winden getrieben, von einem winzigen Steuerruder gelenkt werden, wohin der Steuermann sie bringen will“, warum sollte dies nicht auch bei der Zunge möglich sein? Bergen wir sie also wie einen Schatz und suchen wir das größte Verdienst darin, in ihrem Gebrauche bescheiden, sparsam und vorsichtig zu sein. Schon Isokrates ermahnte, nicht mehr zu behaupten, als man sicher wisse, und dasjenige bei sich zu behalten, was die Ehre zu sagen nicht erlaube. Dem Epaminondas, der anderen hochgestellten Männern an Tüchtigkeit und Thatenruhm keineswegs nachstand, giebt Pindar das höchst ehrenvolle Zeugnis, daß er zugleich vieles wisse und vieles verschwiege. Und er hat recht; denn es zeugt, wie Thales von Milet bemerkt, keineswegs von großer Klugheit, viel zu reden. „Wer sich in seinen Reden mäßigt,“ sagt die Heilige Schrift [2], „ist weise und klug, und von schätzbarem Geist ein verständiger Mann. Selbst der Thor, wenn er schweigt, wird für weise gehalten und für verständig, wenn er seine Lippen schließt.“ Als Solon einst, während andere sprachen, sich schweigend verhielt und man ihn fragte, ob er aus Wortarmut oder aus Einfalt nichts spreche, antwortete derselbe sehr richtig: „Kein Einfältiger kann schweigen.“

Wenn aber die gegebenen Vorschriften über die Beherrschung der Zunge für jedes Alter vorteilhaft sind, so erscheinen sie doppelt notwendig für die Jugend. Denn da derselben nichts übler ansteht als die Geschwätzigkeit, so muß sie sich sehr in acht nehmen, daß die Blüte der Unschuld, die sie schmückt, durch diese Untugend nicht etwa einen häßlichen Geruch bekomme, daß man nicht — wie Diogenes in sehr launiger Weise einen schmucken Jüngling, der eine unanständige Rede führte, zurechtwies — „ein bleiernes Schwert aus einer elfenbeinernen Scheide ziehe“ [3]. Daher ermahnen wir die Jugend, unsere Winke wohl zu beachten und sich insbesondere jenen Ausspruch der Elektra zu merken, den

[1] Jak. 3, 3 ff. [2] Sprichw. 17, 27. 28. [3] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 6.

Digitized by Google

Kleanthes einst trefflich zu verwerten verstand. Ein Vater fragte diesen, welche Lehren er seinem Sohne besonders einschärfen solle. Der Philosoph antwortete: „Schweige, schweige! Ein höchst einfaches Mittel!“ [1] Dasselbe lehrt übrigens auch die Heilige Schrift, wenn sie sagt [2]: „Bist du noch Jüngling, so meide es, in deiner eigenen Sache zu reden. Fragt man dich zweimal, so antworte mit wenigen Worten. Halte dich in vielen Dingen, wie wenn du unwissend wärest, höre schweigend zu und frage hernach. Unter Großen sei nicht vorlaut, und in Gegenwart von Greisen rede nicht viel. Dem Hagel geht der Blitz voraus, und auf einen Gunsterweis folgt bescheidenes Erröten. Für deine Sittsamkeit aber wirst du dir noch mehr Gunst erwerben.“ Es darf diese Tugend um so weniger vernächlässigt werden, weil sie eine der vorzüglichsten Früchte der Sittsamkeit überhaupt ist, von der wir jetzt handeln. Der Jüngling soll also, wie schon Kleobulus, einer der Weisen Griechenlands, ermahnte, mehr aufs Hören als auf das Reden bedacht sein. Den besten und unwiderleglichsten Beweis für diese Wahrheit liefert die Natur selbst, sonst hätte sie den Menschen nicht, wie der Stoiker Zeno einen geschwätzigen Jungen belehrte, zwei Ohren, aber nur einen Mund gegeben [3]. Und den letztern hat sie überdies, wie schon oben bemerkt, mit Lippen und Zähnen umwallt, durch welche sinnreiche Einrichtung sie uns offenbar erinnern wollte, daß wir wenig reden, aber viel hören sollen. Darum wies einst der nämliche Zeno einen allzu redseligen Jüngling mit den witzigen Worten zurecht: „Deine Ohren sind mit der Zunge zusammengeflossen.“ Die Alten hatten einen solchen Respekt vor der Schweigsamkeit, daß sie der Angeronia [4], welche als die Schutzgöttin dieser Tugend galt und bildlich mit verschlossenem und versiegeltem Munde dargestellt wurde, sogar ein Heiligtum weihten und ihr am einundzwanzigsten des Monats Dezember Opfer darbrachten.

Unsere Mahnung, mehr zu hören als zu sprechen, ist jedoch nicht so aufzufassen, als ob man seinen Ruhm in einer Wortkargheit suchen sollte, welche fast an Stummheit grenzt und die man eher als Grobheit bezeichnen könnte. Halten wir uns vielmehr in dieser Beziehung an das Wort des Plautus: „Zum Reden wie zum Schweigen mußt du den Hammer sicher führen.“ [5] Wie man nämlich ehedem mit einem Hammer und jetzt

---

[1] Diog. Laert. l. VII. c. 5. n. 4. [2] Sir. 32, 9 ff.

[3] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 19. — Vgl. Rückerts Gedicht: „Drei Paare und Einer.“

[4] Eine schweigsame, verschlossene Göttin, die Hüterin des geheimnisvollen und unnennbaren Genius der Stadt Rom.

[5] Ad loquendem atque tacendum tute habeas portisculum. Plaut. Asin. Act. III. sc. 1, 15. — Portisculus hieß der Hammer des Rudermeisters, womit derselbe den Takt schlug, damit die Ruder von den Matrosen gleichmäßig in die Höhe gezogen und herabgestoßen wurden.

Digitized by Google

mit der Pfeife den Ruderknechten das Zeichen (zu regelmäßigem Ausholen) giebt, so muß auch das Reden und Schweigen nach bestimmtem Ziel und Maß geregelt werden. Suchen wir also unsere Rede je nach Zeit, Ort und Umständen einzurichten und tragen wir insbesondere Sorge, daß uns kein unbedachtsames und unkluges Wort entschlüpft. Vor allem aber beobachten wir die Mahnung des Periander von Korinth, bei unseren Gesprächen ja niemals ein Geheimnis auszuplaudern. „Denn das" — meint unser Gewährsmann — „ist weibisch, und zwar in einem solchen Grade, daß nach allgemeinem Urteil nichts so sehr mit der Würde des Mannes, den die Natur mit Ernst und Charakterfestigkeit ausgezeichnet hat, im Widerspruch steht". Daher verlangt Isokrates, daß man anvertraute Geheimnisse mit größerer Gewissenhaftigkeit bewahren müsse als anvertraute Gelder, weil es rechtschaffenen Männern geziemt, ihr sittliches Verhalten so einzurichten, daß ihr Wort zuverlässiger ist als ein geschworener Eid. Der hl. Ambrosius versichert uns, er habe seinen Bruder Satyrus, dessen Tod er heftig beklagt, in alle seine Geheimnisse eingeweiht, es sei denn, daß sie ihm von Freunden waren anvertraut worden.

Das Gesagte erinnert mich an einen Vorfall, welcher einem jungen Römer, Namens Papirius, begegnete. Derselbe hatte, wie es ehedem in Rom Übung war, seinen Vater in die Kurie[1] begleitet. Als er nun nach Hause kam, erkundigte sich die Mutter angelegentlich nach den Verhandlungen, die in der Senatssitzung stattgefunden hatten. Der Sohn verweigerte aber jede Auskunft, mit dem Bemerken, daß es sich um eine wichtige Frage handle, welche der Senat in die Öffentlichkeit zu bringen verboten habe, bis ein definitiver Entschluß gefaßt wäre. Diese Äußerung steigerte indes die Neugier der Mutter nur noch mehr, so daß sie teils durch Drohungen, teils durch eifriges Zureden in den Sohn drang, ihr das Geheimnis zu eröffnen. Da verfiel derselbe auf eine ebenso originelle als witzige Erfindung und sagte ihr alles Ernstes, man habe im Senat darüber verhandelt, ob ein Mann zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer haben dürfe; es sei jedoch noch zu keinem Beschlusse gekommen. Wie die Frau dies vernommen, eilte sie in größter Aufregung zu ihren Nachbarinnen und erzählte allenthalben die Neuigkeit, die sie vernommen. Am folgenden Tage fanden sich die Frauen Roms in großer Zahl vor der Kurie ein und brachten unter lautem Weinen die Bitte vor, daß man doch lieber einer Frau zwei Männer, als einem Manne zwei Frauen zu heiraten gestatte. Die Senatoren gerieten begreiflicherweise über das Benehmen derselben, das ihnen wie wahnsinnig vorkam, in nicht geringe Bestürzung, bis schließlich der junge Papirius in die Mitte der Kurie trat und dieselben über den Hergang der Sache aufklärte. Die Folge war, daß der Senat diesem Knaben allein noch die Erlaubnis zum Besuche der Kurie gab und ihm wegen seiner klugen Vor-

[1] Das Sitzungslokal des römischen Senats.

Digitized by Google

sicht im Reden und Schweigen, die er schon in einem Alter, wo er noch die Prätexta trug[1], bewiesen hatte, den Beinamen „Prätextatus" als Ehrentitel beilegte[2].

Sorgen wir ferner dafür, daß unsere Reden nicht den Vorwurf der Arglist und Unredlichkeit verdienen, wie sehr sie im übrigen von Klugheit zeugen möchten. Vor allem mache es sich der Jüngling zur strengen Pflicht — wie das schon die beiden Weisen Solon und Pittakus verlangt haben —, die Lüge zu meiden und stets die Wahrheit zu reden. Wer sich einmal an das Lügen gewöhnt hat, der wird selbst im hohen Alter nicht mehr davon lassen. Zudem ist dieses Laster ein besonderer Charakterzug der Sklaven. Dem freien Manne aber geziemt nur die Wahrheit, die allein zuverlässig, unerschütterlich, unbesieglich und in jeder Beziehung ewig dieselbe ist, die, wie Plato sagt, lieblicher als jede andere Rede zu hören ist. Nichts ist liebenswürdiger, nichts reizender, nichts, in dem eine größere Überzeugungskraft läge, so zwar, daß die vollendetste Beredsamkeit, die größte Kraft und Fülle des Ausdrucks ihr nicht gewachsen ist. Die Lüge dagegen ist jedermann widerwärtig und verhaßt, sie hat etwas Niederträchtiges, Schwächliches, Feiges, Nichtiges an sich; sie ist löcherig und durchschimmernd gleich einer Ritze und bringt nach dem Ausspruch des Aristoteles keinen andern Gewinn, als daß man dem Gewohnheitslügner, auch wenn er die Wahrheit spricht, nicht mehr Glauben schenkt[3].

Halten wir unsere Zunge endlich auch darin im Zaume, daß wir, wie Pittakus sagt, niemanden, selbst nicht unserem Feinde, ja nicht einmal — wie Chilo von Lacedämon meint — einem Toten Böses nachreden. Seien wir nicht Ohrenbläser, nicht doppelzüngig; denn solche Menschen nennt die Heilige Schrift „verflucht", weil sie bei vielen, die gern im Frieden leben, Verwirrung stiften[4]. Es giebt in der That nichts Schwierigeres für den Menschen, als seine Zunge zu beherrschen, wie dieselbe andererseits auch demjenigen, der sie nicht zu meistern versteht, das größte Verderben bereitet. Eher dürfte man sich, meint Theophrastus, einem ungezügelten Pferde als einem unbedachten Worte anvertrauen. Wem aber diese Kunst gelungen ist, der darf überzeugt sein, daß er gewissermaßen eine Gottesthat vollbracht hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Worte der Heiligen Schrift[5]: „Alle Naturen der wilden Tiere, der Vögel, der Schlangen und der übrigen Tiere lassen sich zähmen und sind gezähmt worden von der menschlichen Natur. Die Zunge aber vermag keiner der Menschen zu bändigen; sie ist ein nimmer ruhendes Übel voll tötlichen Giftes. Mit ihr preisen wir Gott,

---

[1] **Praetexta** nannten die Römer die mit einem Purpurstreifen gesäumte Toga, welche außer den höchsten Magistratspersonen auch Knaben vornehmer Familien bis zum siebenzehnten Lebensjahre trugen.

[2] Gell. Noct. Attic. l. I. c. 23. 1 sqq.

[3] Cf. Phaedr. fab. l. I, 10. [4] Sir. 28, 15. [5] Jak. 3, 7 ff.



den Vater; mit ihr fluchen wir den Menschen, die nach Gottes Ebenbild erschaffen sind. Aus demselben Munde geht Segen und Fluch hervor. . . . Quillt denn aus derselben Quelle süßes und bitteres Wasser? Kann wohl ein Feigenbaum Trauben bringen oder ein Weinstock Feigen? So giebt auch eine Salzquelle kein süßes Wasser." So hat denn auch Anacharsis, als man ihn fragte, was am Menschen gut und bös zugleich sei, richtig geantwortet: „Die Zunge."[1]

Darum, mein junger Freund, lenke dieselbe mit Weisheit und Vorsicht, damit dein Lohn und Ruhm dafür um so reichlicher sei, je schwieriger diese Kunst zu vollbringen ist. Folge unserer Ermahnung und strebe mit allem Eifer, sie zu erfüllen. Das ganze Gebiet der Philosophie kennt wahrlich keine heiligere und heilsamere Pflicht als diejenige, seine Zunge in Schranken zu halten. Niemand wird sich vor so vielen und großen Übeln bewahren können, als der, welcher dieselbe zu beherrschen weiß. Ihm wird der Ruf eines edlen und weisen Mannes folgen und sein Leben wird in Zufriedenheit und Ruhe dahinfließen.

3. Kapitel.

Die Sittsamkeit in den Bewegungen und Gebärden des Körpers.

Wir müssen aber unsere Sittsamkeit nicht bloß, wie wir soeben gezeigt, in unseren Reden und Handlungen, sondern auch in den körperlichen Bewegungen und Gebärden an den Tag legen. Wenn der Jüngling in dieser Hinsicht gebührende Bescheidenheit und Anstand zu beobachten weiß, so empfiehlt ihn dies ebensosehr, als ein nachlässiges und plumpes Benehmen ihn verächtlich machen würde. „Die Haltung des Körpers", sagt der hl. Ambrosius, „ist gewissermaßen die Sprache der Seele, nach welcher man sich sein Urteil bildet, ob der Mensch leichtsinnig und dumm, oder aber ernst und charakterfest sei." Daher sagt Cicero in seiner Rede gegen L. Piso[2]: „Dazu kommt noch seine ganze äußere Haltung, diese stumme Sprache der Seele; sie hat die Leute hinter das Licht geführt; sie hat diejenigen, welche ihn nicht kannten, betrogen, getäuscht und ins Garn gelockt." Es giebt aber Leute, wie z. B. Kleanthes, die einen so scharfen und durchdringenden Blick haben, daß sie sofort das innere Wesen eines Menschen durchschauen, sobald sie einmal dessen äußere Ge-

[1] Diog. Laert. l. I. c. 8. n. 5. — Anacharsis ist der Name eines Skythen, der zu seiner Ausbildung eine Reise nach Griechenland machte, wo er durch seinen Geist und die Einfachheit seiner Lebensart großes Aufsehen erregte.

[2] In L. Pis. I. 1. Lucius Piso Cäsoninus, ein zu seiner Zeit einflußreicher Mann, Schwiegervater des Julius Cäsar, wurde von seinem Gegner Cicero wegen schlechter Verwaltung der Provinz Mazedonien im Senate getadelt. Als er sich darüber beschwerte, antwortete ihm Cicero mit der im Texte angezogenen, im Jahre 55 v. Chr. gehaltenen Rede.

Digitized by Google

bärden zu beobachten Gelegenheit hatten. „Denn an dem Blicke erkennt man den Mann," sagt die Heilige Schrift[1], „und den Verständigen an den Gesichtszügen; der Anzug des Leibes, das Lachen der Zähne und des Menschen Gang geben Kunde von ihm." So erzählt uns Gregor von Nazianz, er habe in Athen Julian den Abtrünnigen kennen gelernt und aus der Art und Weise, wie sich derselbe benahm, sich sofort ein zutreffendes Urteil über dessen Charakter bilden können. „Die Unbeständigkeit in seinem Benehmen", sagt er[2], „und sein überspanntes Wesen machten mich vorsichtig. Ich fand auch gar nichts Natürliches in seinem Verhalten. Sein Nacken war steif und unbeugsam, die Schultern beständig in Bewegung, seine Augen schossen ihre wilden Blicke bald dahin, bald dorthin, die Füße blieben nie ruhig, die Nase schien Ungerechtigkeit und Verachtung zu schnauben. Seine Spöttereien, welche witzig sein sollten, waren stets dieselben; sein ausgelassenes Lachen überstieg jede Grenze des Anstandes. Er sprach sich in einem Atemzuge für und gegen eine Sache aus; sein Handeln war ungeregelt, seine Fragen voll Verwirrung, seine Antworten stets mit sich selbst im Widerspruch." Wie Gregor dies alles bemerkte, brach er nach seinem eigenen Zeugnis in die Worte aus: „Ach, welch ein Unglück zieht sich das römische Reich groß!"

Suchen wir also unsere Gebärden und Bewegungen in einer Weise zu ordnen, daß man in Wahrheit nichts daran auszusetzen findet. Dazu gehört nun vor allem, daß wir eine gewisse Ruhe zu bewahren wissen, jede Aufregung verhüten, unsere Leidenschaften der Vernunft unterordnen, damit sie sich nicht gegen dieselbe auflehnen und die jeweilige Stimmung unseres Herzens, sei dieselbe nun eine freudige, traurige, zornige u. s. w., nicht in der äußern Haltung unseres Körpers sich abpräge und so unsern Mangel an Selbstbeherrschung vor aller Welt kundthue. Es sei daher ferne von uns, mit hochgetragener Stirn, mit Nasenrümpfen und drohendem Blicke aufzutreten, wie wir dies bei manchen mächtigen und in Überfluß lebenden Leuten wahrnehmen, welche anderen mit um so größerer Verachtung begegnen, je mehr sie an Macht und Reichtum emporsteigen. Der Jüngling möge sich den hl. Hieronymus zum Vorbild nehmen, der von sich selbst sagt, er habe von Jugend auf gegen nichts so sehr angekämpft, als gegen ein aufbrausendes Gemüt und einen stolzen Nacken, der geradezu Gottes Haß gegen sich herausfordere. Aber auch auf die Menschen wirkt nichts so abstoßend und entfacht so viel Haß und Feindschaft, wie ein stolzes Benehmen. Daher pflegte schon der Stoiker Zeno mit Recht zu sagen, es stehe den Menschen und zumal den Jünglingen nichts übler an, als der Eigendünkel[3]. Deshalb empfahl er diesen, in Haltung, Gang und Kleidung, überhaupt in jeder Beziehung so viel wie möglich auf Anstand zu halten, weil dies die vorzüglichste Zierde ihres

---

[1] Sir. 19, 26. 27. [2] Orat. V. c. 23. [3] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 19.


Digitized by Google

Alters sei. Dabei erinnerte er sie gern an jenes Wort, welches Euripides dem Kapaneus in den Mund legt: „Obwohl er viele Schätze besitzt, geht er nicht stolzen Hauptes einher und bildet sich nicht mehr ein, als ein dürftiger Mann.“[1] Leider trifft man diesen Hochmut auch bei der Großzahl der Gelehrten. In dem Größenwahn ihrer vermeintlichen Gelehrsamkeit befangen, treten sie auf mit hervorstehenden Lippen, aufgeblasenen Backen und einer Miene, deren Falten Bewunderung erregen soll, und geben sich den Anschein, weiß Gott was Großes ihre Persönlichkeit zu bedeuten habe. „Mit hochgetragenen Schultern“ — so zeichnet sie der hl. Hieronymus[2] — „schwatzen sie, gleich Krähen, weiß der Himmel was in sich hinein und geben mit zur Erde starrendem Blicke ihre hochtrabenden Phrasen zum besten, so daß man, wenn man sich noch einen Herold hinzudenkt, meinen könnte, es käme das hohe Statthalteramt dahergeschritten.“ So geißelt er namentlich einen Grammatiker, Namens Grunnius, er komme, wenn er sprechen wolle, im Schritt einer Schildkröte heran und bringe in langen Zwischenpausen kaum einige wenige Worte hervor, die zudem mehr geschluchzt als gesprochen erscheinen. So fahre er dann gegen einzelne los mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen, gerümpfter Nase und gerunzelter Stirn[3]. Ähnlich las ich von einem andern Grammatiker, der in einem Vortrage über das Geschlecht und die Abwandlung der Wörter das blödeste und nichtssagendste Zeug produzierte, wobei er seine Augenbrauen heraufzog und in Ausdruck und Miene einen Ernst entfaltete, als wäre er der unfehlbare Ausleger der sibyllinischen Orakel[4].

Doch vermeide man es ebensosehr, Stirne und Augen in übertriebener Weise niederzuschlagen und den Kopf auf die Seite zu neigen. Es steht nämlich zu befürchten, daß ein solcher, indem er sich etwas darauf zu gute thut, den Hochmut zu verachten, gerade infolge seiner Einbildung, einen so großen Fehler überwunden zu haben, einem noch größern Hochmute verfällt. Als einst Diogenes in Gegenwart der Freunde des Dionysius[5] die Lagerstätte des Plato mit Füßen trat, indem er bemerkte: „Ich trete Platos Hochmut nieder“, antwortete ihm letzterer: „Wie sehr bist du selbst von Hochmut aufgeblasen, Diogenes, währenddem du meinen Stolz niederzutreten vermeinst.“[6] Der hl. Hieronymus giebt daher in seinem Schreiben an Eustochium[7] dieser Jungfrau den sehr weisen und klugen Rat: „Du darfst nicht frömmer scheinen oder demütiger, als notwendig

---

[1] Eurip. Phoen. v. 1871. Kapaneus ist einer der sieben verbündeten griechischen Könige, die nach der Sage feindselig gegen Theben zogen.

[2] Epist. CXXV. c. 16 ad Rusticum. [3] Ibid. c. 18.

[4] Vegius geißelt hier, wenn auch nicht direkt, die Grammatiker seiner Zeit, die in ähnlicher Weise vom Dünkel ihrer Sprachgelehrsamkeit erfüllt waren und gewöhnlich mit Verachtung auf andere Gelehrte herabsahen. Vgl. auch 2. B., 15. Kap.

[5] An dessen Hof (in Sizilien) sich Plato aufhielt.

[6] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 4. [7] Epist. XXII. c. 27. ad Eustoch.

Digitized by Google

ist, damit du nicht, währenddem du den Ruhm fliehst, ihn suchest. Manche, welche keinen Zeugen ihrer Armut, ihrer Mildthätigkeit, ihres Fastens wollen, suchen gerade hierdurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und während sie so dem Lob in auffälliger Weise ausweichen, trachten sie ebendamit wieder nach demselben. Hüte dich, daß nicht gerade dein Verdienst, den Ruhm der Welt verachtet zu haben, die Ruhmliebe in dir erwecke; daß dich nicht unvermerkt der Gedanke beschleiche, da du in golddurchwirkten Kleidern zu gefallen aufgehört hast, so wollest du nun in recht armseligen gefallen; daß du dich, wenn du etwa in die Versammlung von Brüdern oder Schwestern kommst, vorgeblich im Gefühle deiner Unwürdigkeit, nicht auf einen niedrigen Schemel setzest, absichtlich eine scheinbar von hartem Fasten entkräftete Stimme annimmst und, als ob du zum Gehen nicht mehr fähig wärest, dich auf die Schultern eines andern stützest. Es giebt nämlich manche Frauen, welche ihr Angesicht verschleiern, um sich den Anschein zu geben, als ob sie fasteten; welche, sobald sie jemanden erblicken, seufzen, die Augen niederschlagen und ihr Angesicht derart verhüllen, daß sie kaum ein Auge zum Sehen freilassen. Ihr Kleid ist dunkelfarbig, ihr Gürtel aus grober Leinwand, rauh ihre Hände und Füße; nur ihr Magen, den man nicht sehen kann, ist von Speisen aufgebläht."

Ja gewiß, viele verstehen es, wie Ambrosius bemerkt, sich demütig zu zeigen; sie mögen auch die wahre Farbe der Demut und ihr Wesen kennen; sie haben den Schein der Demut für sich, aber die Tugend besitzen sie nicht. Sie tragen sie äußerlich zur Schau und bekämpfen sie in ihrem Innern. Sie prunken damit, während sie in Wirklichkeit ihr abschwören und unter Umständen sie verleugnen. „Mancher verdemütigt sich aus Schalkheit und sein Inneres ist voll Trug, und mancher erniedrigt sich gar zu sehr in übermäßiger Demut."[1] Die wahre Demut verträgt also keinen Schein und keinen Betrug. Sie ist nur dann eine echte Tugend, wenn sie aus einem frommen und reinen Herzen stammt; nur so ist ihr Verdienst ein großes. „Die Demut in Worten", sagt der hl. Chrysostomus, „findet man genug und übergenug, ohne jede Schwierigkeit; nur sehr schwer dagegen die Demut des Herzens."

Die Haltung des Körpers soll des fernern in einer Weise geregelt werden, daß man nichts Steifes, Eigenartiges, Mürrisches, Verdrießliches an ihm rügen kann. Seien wir nicht sauer und spröde, wie Aristophanes den Euripides nennt. Wir finden diese Fehler allerdings häufig bei Greisen; trifft man sie jedoch bei der Jugend, so machen sie einen so widerwärtigen Eindruck, daß man sie fast als Tollheit zu bezeichnen versucht ist. Indessen bestätigt die Erfahrung, daß solche Leute sich oft durch Treue, Redlichkeit und eine gewisse natürliche Herzensgüte vor an-

[1] Sir. 19, 23. 24.

Digitized by Google

dern auszeichnen. Andererseits darf man sich auch nicht gegen den ersten besten Menschen von gemeinem Stande freundlicher und vertraulicher zeigen, als Würde und Verhältnisse es verlangen; denn während man herablassend sein will, kann man sich, und das nicht ohne Grund, vielmehr allgemeiner Verachtung preisgeben.

Man hüte sich alsdann, daß aus dem Gesichtsausdrucke nicht eine übermäßige Heiterkeit spreche und die Stirne eine zu ausgelassene Fröhlichkeit verrate; daß man in Lust und Freude so sehr das Maß überschreite, als ob man ganz darin aufgehen wollte. Vorzüglich soll man sich im Lachen zu mäßigen wissen. Man breche nie, sagt der hl. Basilius, in ein von unordentlichen und unanständigen Bewegungen begleitetes Lachen aus, das stets von mangelnder Selbstbeherrschung zeugt, sondern gebe seine Heiterkeit bloß durch ein kaum merkbares Lächeln kund. Denn es giebt wohl keinen bessern Maßstab für die Sittsamkeit eines Menschen als sein Lachen. Der Philosoph Plato, dem ein ganz vorzügliches Zartgefühl eigen war, wußte sich so zu beherrschen, daß man ihn nie ohne die größte Zurückhaltung lachen sah. Auch Cato, dessen Charakterstärke und Biederkeit von früher Jugend auf allgemein anerkannt ist, war immer sehr mäßig und sparsam im Lachen. Pythagoras soll gar nicht gelacht haben; denn nach seiner Ansicht darf man sich ebenso wenig der Fröhlichkeit als der Trauer überlassen. Von Isokrates wurden hauptsächlich zwei Fehler verurteilt: das gedankenlose Lachen und das dreiste Schwatzen, dieses als Zeichen des Unverstandes und jenes als Merkmal der Tollheit. Dies erinnert uns zugleich an das Wort der Heiligen Schrift[1]: „Der Thor bricht in lautes Gelächter aus; ein weiser Mann aber lächelt kaum merkbar." Der Kaiser Claudius Nero[2], der sich überhaupt durch geistige Beschränktheit auszeichnete, hatte neben vielen anderen Unarten, welche ihm in den Stunden der Erholung wie der ernsten Arbeit zur eigenen Schande anhafteten, auch diejenige an sich, daß er in häßliches Lachen ausbrach, wobei jeweilen sein Mund schäumte und die Nase triefte[3]. Es konnte natürlich niemanden entgehen, daß ein so abscheuliches Lachen der deutlichste Beweis seines albernen Geisteszustandes, aber auch seiner Zerstreutheit und Vergeßlichkeit sei. Die letztere war in der That bei ihm in so hohem Grade vorhanden, daß man allgemein die Überzeugung hatte, er besinne sich oft nicht mehr, mit wem, in welcher Umgebung, wann und wo er sich gerade in Gesellschaft befinde. So stellte er, nachdem er kurz vorher Befehl zur Ermordung der Messalina[4] gegeben hatte und man sich hernach zur Tafel setzen wollte, die Frage, wo denn die Kaiserin bleibe[5]. Viele sogar, die

[1] Sir. 21, 23.

[2] Tib. Claudius Nero, der vierte römische Kaiser, 41—54 n. Chr.

[3] Sueton. Claud. c. 30.

[4] Seine lasterhafte Gemahlin.

[5] Ibid. c. 39.

Digitized by Google

er hatte hinrichten lassen, lud er gleich am folgenden Tage zur Tafel oder zum Würfelspiel ein und ließ ihnen, weil sie zu lange ausblieben, wegen ihrer Saumseligkeit Vorwürfe machen[1]. Er war daher auch bei jedermann, selbst bei seiner eigenen Mutter Antonia verachtet. Ja letztere bezeichnete ihn als eine Mißgeburt von einem Menschen, den die Natur zwar begonnen, aber nicht vollendet hätte. Und wollte sie jemanden den Vorwurf geistiger Beschränktheit machen, so pflegte sie zu sagen: „Du bist dümmer als mein Sohn Claudius.“[2] Nicht minder verabscheuungswürdig aber sei uns das Benehmen des Tiberius[3], dieser andern Pest des römischen Reiches, obwohl an Charakter von dem vorgenannten durchaus verschieden. Derselbe schritt steif, das Haupt stolz in den Nacken geworfen, die Miene fast ganz in Falten gelegt, einher. Er sprach wenig, mit seiner nächsten Umgebung gar nicht oder äußerst selten und dann sehr gemessen mit einer gewissen affektierten Handbewegung. Augustus, dem dieses widerwärtige und abstoßende Wesen nicht entging, suchte ihn öfter beim Senat und dem Volke zu entschuldigen, mit dem Bemerken, es sei dies ein Fehler seiner Natur und nicht seines Herzens[4].

Obwohl nun dergleichen Merkmale im allgemeinen auf einen sehr niedrigen Charakter schließen lassen, so muß man dabei doch unterscheiden und zumal bei gelehrten Männern einen ganz andern Maßstab anlegen. Auch ein Xenokrates, Pyrrho aus Elis und andere mehr sollen nämlich ebenso finster, ernst und wortkarg gewesen sein und mit Ausnahme ihrer Gesinnungsgenossen niemanden ihr Vertrauen geschenkt haben; und doch gereichte ihnen dies, wie es scheint, keineswegs zur Unehre, wohl deshalb, weil sie sich stets mit dem Studium der schwierigsten und tiefsten Fragen beschäftigten, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Durchaus häßlich dagegen und abscheulich ist eine weitere Unsitte, für welche uns Cajus Caligula[5] ein abschreckendes Beispiel liefert. Derselbe verunstaltete sein ohnehin grausiges und häßliches Antlitz absichtlich noch mehr, indem er vor dem Spiegel seine Grimassen einübte, um ja recht fürchterlich und schauderhaft auszusehen[6]. Ebenso entehrend und schimpflich aber war es andererseits, daß er die Augen wie anrüchige Weibspersonen verdrehte, sie nur alsgemach und höchst zimpferlich aufschlug und das eine gewöhnlich zu Boden senkte; daß er huldreich lächelte, den Rand der Lippen leicht zusammenpreßte, die Worte nur halb und lispelnd und mit absichtlich gedämpfter Stimme aussprach, den Schüchternen spielte und, wie der Dichter sagt[7], doch zuerst gesehen werden wollte.

---

[1] Ibid. [2] Ibid. c. 3.

[3] Tib. Claudius Nero, 14—37 n. Chr., Adoptivsohn des Augustus und sein Nachfolger auf dem Kaiserthron.

[4] Sueton. Tiber. c. 68.

[5] Cajus Cäsar, mit dem Beinamen Caligula, der Großneffe des Kaisers Tiberius und sein Nachfolger, 37—41 n. Chr.

[6] Sueton. Calig. c. 5. [7] Virgil. Eclog. III. v. 65.

Digitized by Google

Bestrebe man sich überhaupt, sämtliche Glieder des Körpers so in seine Gewalt zu bekommen, daß keine seiner Gebärden und Bewegungen die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte verletze. Vor allem aber beherrsche man die Augen, welche, wie ein öffentlicher Ausrufer, alles, was im Geiste vorgeht, der Außenwelt kundgeben. Sie dürfen sich weder nach allen Seiten hinwenden, noch zu sehr in die Höhe richten; ersteres zeugt von Leichtsinn und Flatterhaftigkeit, letzteres von Eigendünkel und Übermut. Man lenke sie also nicht gleich einem Wahnsinnigen bald nach dieser, bald nach jener Seite, wie wir dies bei Julianus Apostata gesehen; ebensowenig darf man sie in drohender Weise erheben, allzu starr auf einen Punkt fixieren, in übertriebener Bescheidenheit niederschlagen, verdrehen, auf einen bestimmten Teil des Körpers hinwenden. Ihr Verhalten soll vielmehr ein solches sein, daß es uns die Zuneigung und das Wohlwollen aller, die uns beobachten, gewinnt und des Dichters Wort auch auf uns Anwendung findet: „Heiterkeit und Würde war seinem Auge eingehaucht.“ [1]

Das Angesicht muß aufrecht getragen werden und der Kopf darf keine wackelnde Bewegung zeigen. Letzteres entstellte den Claudius Nero, der es sozusagen bei jedem Schritte that, in hohem Grade. Die Bewegung des Hauptes sei der Rede und dem Gesichtsausdruck angemessen. Man entblöße es auch nicht, es sei denn um der Höflichkeit willen, und bedecke es nicht, außer man wolle dadurch in irgend einer Sache von Bedeutung sein Mißfallen ausdrücken. Sokrates soll dies meist bei Anlaß einer unanständigen Rede gethan haben. Der Gesichtsausdruck soll, wie Tertullian in seiner Abhandlung über die Geduld sagt, ruhig und gelassen sein, die Stirne frei und ohne jene Falten, die auf Kummer oder Zorn hindeuten, die Augenbrauen auf heitere Stimmung deutend. Auch auf den Mund und das Sprechen muß man acht haben, damit man nicht etwa die Lippen verzieht, den Mund zu stark aufsperrt, die Zunge herausreckt oder stammelt, welch letzterer Mangel an Claudius Nero getadelt wurde; daß man ferner während des Sprechens nicht Speichel oder dergleichen Unreinigkeit entfließen lasse, nicht schnalze, nicht durch irgend eine Gebärde oder einen Laut sich etwas erlaube, was andere lachen macht, sich nicht übermäßig räuspere oder allzu stark gähne. Dieser Punkt erinnert an eine Begebenheit, die uns Publius Scipio Afrikanus in einer Rede, die er zur Zeit seiner Censur ans Volk gehalten, aufbewahrt hat [2]. Als einst ein Mann als Sachwalt seines Freundes vor den Schranken des Gerichtes stand und in Anwesenheit der Censoren allzu stark und laut gähnte, beschloß man, weil ein solches Gähnen von einem leichtfertigen und gedankenlosen Menschen zeuge und ein

[1] Virg. Aen. l. I. v. 591: Laetos oculis adflarat honores. Anspielung auf Äneas, dem seine Mutter Venus eine glänzende Gestalt verliehen, als er vor die Königin Dido hintrat.

[2] Bei Gell. Noct. Attic. l. IV. c. 20. 8.

Digitized by Google

Beweis seiner rücksichtslosen und frechen Gesinnung sei, ihn in Buße zu verfällen. Er konnte seine schließliche Freisprechung nur dadurch erwirken, daß er schwur, er sei mit dem Fehler der sogenannten Gähnsucht behaftet und habe daher, ohne es zu wollen und mit Widerstreben in nicht ganz anständiger Weise gegähnt. — Die Stimme ist derart zu bilden, daß ihre Töne nicht schon vom Schlunde her zu hören sind oder aber auf den Lippen ineinander zerfließen; daß man nicht, wie Hieronymus bemerkt, absichtlich leise oder mit geschlossenen Zähnen oder hervorstehenden Lippen spreche.

Der Nacken sei nicht steif, die Schultern nicht in fortwährender Bewegung, wie dies nach dem oben Gesagten bei Julian der Fall war. Auch rücksichtlich der Seiten beobachte man eine gehörige Haltung; sonst kann man sich leicht lächerlich machen, wie jene Leute, von denen uns Cicero erzählt[1], ihr Körper schwanke wie ein schwimmender Kahn regelmäßig hin und her und ihre Aktionen beim Sprechen seien so schlaff und nachlässig, daß man vermuten könnte, sie wollten sich zu einem Tanze anschicken[2]. Auch die Bewegungen der Arme und Hände müssen nach bestimmtem Gesetze geregelt werden. Die Alten bezeichneten diese Kunst zutreffend mit dem Namen Chironomie[3]; die größten Philosophen drangen sehr auf das Studium derselben; Chrysippus[4] soll sie in seinem Werke über Kindererziehung behandelt haben. Wenn die Arme ihre entsprechende Haltung einnehmen und nichts Ungeschicktes und Linkisches an sich haben, so trägt dies wesentlich zur Würde bei. So streckte der hl. Paulus, als er vor dem König Agrippa stand und seine Verteidigungsrede wider die gegen ihn erhobenen Anklagen begann, seine Hand aus und gewann so die volle Zustimmung und das Wohlwollen seines hohen Zuhörers[5]. Während des Sprechens aber agiere man, wie Chilo von Lacedämon vorschreibt, nicht mit der Hand, weil sich dies sehr übel ausnimmt. Ebenso fahre man, was ein Dichter ganz besonders verurteilt[6], mit der Hand nicht zum Kopfe, um zu kratzen, oder um wiederholt Nase und Ohren zu reinigen. Man stecke die Hände ferner nicht unter den Mantel, klatsche sie nicht zusammen, öffne sie auch nicht zu weit, schwinge sie nicht hin und her, tändle nicht mit irgend einem Gegenstande, reibe und schlage sie nicht aneinander. Indes mag manches

---

[1] Brut. c. 60. n. 216. [2] Ibid. c. 62. n. 225.

[3] Χειρονομία, d. h. die Kunst des Gebärdenspiels (Pantomimik).

[4] Chrysippus aus Cilicien, geb. 290 v. Chr., gest. um 208, einer der scharfsinnigsten Philosophen der stoischen Schule und Schriftsteller von außerordentlicher Produktivität.

[5] Apg. 26, 1 ff. Der Apostel stand zu Cäsarea als Gefangener vor dem Tribunal des jüdischen Königs Agrippa und des römischen Prokurators Festus. An erstern richtete Paulus seine Schutzrede; die gefesselte Hand ausstreckend als ein Zeichen würdevoller Zuversicht, begrüßte er den König zuerst. Loch und Reischl IV, 585.

[6] Juven. Sat. IX. v. 133: Qui digito scalpunt uno caput.

Digitized by Google

von dem Gesagten im Zustande des Affekts angehen, was bei ruhiger Gemütsverfassung nicht statthaft wäre. So soll Johannes Chrysostomus die Gewohnheit gehabt haben, in der Aufregung, die seine vielen Sorgen ihm bereiteten, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den linken Mittelfinger zu schlagen.

Insbesondere aber hüte man sich, mit der Hand oder dem Finger in verachtender oder beleidigender Weise auf jemanden hinzudeuten. Um anderes dieser Art zu übergehen, erwähne ich bei diesem Anlaß nur eine Unsitte, die bei den Alten sehr im Gebrauche war, jetzt aber verschwunden ist. Sie zeigten nämlich, statt mit dem Zeigefinger, mit dem Mittelfinger auf denjenigen hin, dem sie ihre Verachtung ausdrücken wollten. Denn wenn gegenwärtig einer beim Einhergehen den Mittelfinger ausstrecken würde, so glaubte man, er wäre nicht bei Sinnen; nicht aber, wenn er dies mit dem Zeigefinger thut. Daher pflegte Diogenes zu sagen: „Manche beweisen ihren Unverstand nicht bloß mit dem Finger.“ Doch zeigte derselbe einst einigen Fremden, die den Demosthenes zu sehen wünschten, denselben gleichfalls mit dem Mittelfinger, indem er beifügte: „Dieser da ist der Redner der Athener.“ Die nämliche Ansicht spricht ein Satiriker aus [1], indem er einen Finger als Schandfinger bezeichnet, unter welchem die Erklärer übereinstimmend den Mittelfinger verstehen, während freilich nicht alle zugeben wollen, daß mit demselben stets zugleich der Nebenbegriff des Beschimpfenden verbunden sei. Auch ein anderer Dichter giebt diesem Gedanken Ausdruck [2]; er spottet nämlich über das Schicksal, indem er sagt, daß er demselben einen Strick überreicht und dabei auf den Nagel des Mittelfingers gedeutet habe; mit dem Ausdrucke „Nagel“ bezeichnet er, wie dies oft geschieht, einen Teil statt des Ganzen. Indes liegt nach der gewöhnlichen Volksanschauung in diesen Worten eine andere Art von Beschimpfung.

Aber auch die Beine und die Füße bedürfen rücksichtlich ihrer Bewegung einer gewissen Ordnung; sie dürfen, um mich so auszudrücken, nicht ungeduldig werden, so daß sie gar nie zur Ruhe kommen, ein Fehler, der, wie wir gesehen, dem Kaiser Julian so übel vermerkt wurde. Sie dürfen sich besonders beim Sitzen nicht beständig hin- und herbewegen; sonst könnte es einem ergehen, wie dem Chrysippus, der einst, dem Trunke zusprechend und ruhig dasitzend, die Füße derart schaukelte, daß seine

---

[1] Pers. Sat. II. v. 31 seqq.:

> Ecce avia aut metuens divum martertera, cunis
> Exemit puerum frontemque atque uda labella
> Infami digito et lustralibus ante salivis
> Expiat, urentes oculos inhibere perita.

[2] Juven. Sat. X. v. 51 seqq.:

> Ridebat curas nec non et gaudia vulgi
> Interdum et lacrimas, quum Fortunae ipse minaci
> Mandaret laqueum mediumque ostenderet unguem.

Digitized by Google

Magd bemerkte: „Bei Chrysippus kriegen nur die Beine einen Rausch.“ [1] Man hebe ferner die Füße beim Gehen nicht zu stark, denn dies ist unanständig und bäuerisch. Dieselben haben vielmehr die Bestimmung, den Oberkörper sicher und mit Anstand zu tragen. So rühmt Homer von den Griechen, daß sie mit einem würdigen Gange und einer gewissen königlichen Majestät einherschreiten [2]. Es liegt eben im menschlichen Gange, wie überhaupt in seinem Äußern, der Ausdruck seines innern Wesens. Wie des Menschen Gang, sagt ein Dichter, so ist seine Gesinnung [3]. Der Stolz, die Frechheit, der Dünkel und wie die Fehler alle heißen, die wir oben zur Sprache gebracht, prägen sich ganz vorzüglich im Gange des Menschen ab. Der hl. Ambrosius erzählt uns von zwei Männern, deren Gang bei dem einen seinen Leichtsinn und beim andern seine Spaßhaftigkeit ganz deutlich erkennen ließ. Der eine sei, so sehr er sich sonst durch eifrige Pflichterfüllung empfahl, nur wegen seines unanständigen Ganges von ihm nicht in den Klerus aufgenommen worden; dem andern, den er bereits unter den Klerikern vorgefunden, habe er es untersagt, je vor ihm herzugehen, weil sein auffallend frecher Gang gewissermaßen wie ein derber Schlag auf sein Auge wirke. Er hatte sich in der That in seiner Meinung nicht getäuscht; denn beide traten aus der Kirche aus, so daß die Unredlichkeit ihres Herzens geradeso an den Tag kam, wie sie sich schon in ihrem Auftreten verraten hatte. Der eine fiel nämlich zur Zeit der arianischen Verfolgung vom Glauben ab und der zweite verleugnete, um sich der geistlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen, aus Geldgier seinen Stand [4].

Der Eitle, der Abergläubische, der Wollüstige, der Weichling geht allzu gemessen und gleichsam schwebend daher, nicht unähnlich einem Traggerüst bei festlichen Umzügen [5]. Sie berühren, wie der hl. Hieronymus sagt, kaum mit den Zehenspitzen den Boden, damit ja nicht etwa die feuchte Erde ihre Fußsohlen benetze; und bei ihrem gemächlichen Gange, bemerkt Ambrosius [6], ahmen sie die Gebärden der Schauspieler nach und gleichen wandelnden Bildsäulen; jeder Schritt, den sie vorwärts thun, scheint nach dem Takte bemessen zu sein. Man erzählt, daß die Schüler des Kleanthes ihrem Lehrer einst einen Bauersmann, der zwar äußerlich abgehärtet schien, jedoch der Wollust ergeben war, vorstellten, damit er, wie dies oft geschah, sein Urteil über den sittlichen Charakter des Mannes abgebe. Der Philosoph vertrat nämlich nach dem Vorgange seines Lehrers, des Stoikers Zeno, die Ansicht, daß man nach dem Äußern

---

[1] Diog. Laert. l. VII. c. 7. n. 5. [2] Iliad. l. IV. v. 428 seqq.

[3] Est et in incessu pars non temnenda decoris. Ovid. Ars amat. l. III. v. 299.

[4] Ambros. De offic. ministr. l. I. c. 18. n. 72.

[5] Cf. Cic. de offic. l. I. c. 36, 131: Cavendum autem est, ne tarditatibus utamur in ingressu mollioribus, ut pomparum ferculis similes esse videamur. — Ferculum bezeichnet ein Traggestell zum Einhertragen der Beutestücke, der Götterbilder u. dgl. bei öffentlichen Aufzügen.

[6] De offic. ministr. l. c. n. 73.


Digitized by Google

des Menschen mit Sicherheit auf dessen Gesinnungsweise schließen könne. Kleanthes besann sich eine Weile, dann ließ er den Mann abtreten und da er nun seine Haltung beim Gehen beobachtete, rief er aus: „Jetzt hab' ich's; er ist ein Lüstling.“ [1] — Wer hingegen plumpen und ungeregelten Schrittes, gleich einem Bauersmann einhergeht, wobei der ganze Körper schwankt, als trüge er eine schwere Last, verrät große Verwahrlosung des Geistes und Mangel an Bildung; und wer eilfertig und hastig daherrennt, es sei denn, daß ein vernünftiger Grund dazu vorhanden ist, läßt vermuten, daß er wankelmütigen und unselbständigen Charakters sei. Dies war schon die Meinung des Lacedämoniers Chilo, weshalb er denn auch die Vorschrift aufstellte: „Auf dem Wege darfst du nicht eilen!“ [2] Die Hast im Gehen ist zudem immer von anderen Unzukömmlichkeiten begleitet, wie keuchendem Atem, Entstellung der Gesichtszüge, Verzerrung des Mundes. Es sind dies sämtlich Kennzeichen einer leichtfertigen Gesinnung, welche überdies dazu mithelfen, den Körper recht häßlich erscheinen zu lassen. Doch noch viel tadelnswerter erscheint jener Gang, der sich durchaus regellos und ohne die geringste Bestimmtheit in den Bewegungen vollzieht, der, wie Sallust von Catilina erzählt [3], bald schleunig, bald langsam ist. Eine solche Gangart ist in der That der beste Beweis von Charakterlosigkeit, Wankelmut und Verzweiflung.

Der Gang des Menschen soll also, wie der hl. Ambrosius lehrt [4], derart beschaffen sein, daß Würde, Gravität und Ruhe in ihm zum Ausdruck kommen, ohne daß etwas Gesuchtes und Affektiertes daran zu bemerken ist. Die Bewegung geschehe daher in schlichter, natürlicher Weise; denn an gekünsteltem Wesen findet niemand Gefallen. Es ist Sache der Natur, die Art und Weise der Bewegung zu regeln; weist diese dann irgend einen Mangel auf, so mag erst die Kunst nachhelfen; was die letztere nicht völlig zu ändern vermag, kann sie wenigstens verbessern. Das Nämliche gilt auch von den übrigen körperlichen Bewegungen, von denen wir oben gesprochen haben. Beobachten wir in allem den Wahlspruch des Sokrates, der einst auf die Frage, worin die Tugend des Jünglings bestehe, die Antwort gab: „Nichts zu viel!“ [5] Ahmen wir den Athener Polemon nach, der die Höflichkeit mit Ernst und Gesetztheit zu vereinigen wußte, oder den Pomponius Attikus, von dem Cornelius Nepos sagt [6], daß seine Freundlichkeit mit Ernst, sein Ernst mit Gefälligkeit gepaart war, so daß man schwer entscheiden konnte, ob ihm seine Freunde mehr Ehrfurcht oder Liebe entgegenbrachten; den Crassus und Scävola, von denen der eine nach dem Geständnisse Ciceros [7] bei aller Freundlichkeit streng, der andere bei all seiner Strenge stets freundlich war; den redegewandten jungen Cajus Curio, der sich, wie uns derselbe

---

[1] Diog. Laert. l. VII. c. 5. n. 4. [2] Diog. Laert. l. I. c. 3. n. 2.
[3] Conjur. Catil. c. 15: Citus modo, modo tardus in cessus.
[4] De offic. ministr. l. c. n. 75. [5] Μηδὲν ἄγαν; nihil nimis. Cic. de fin. II. 22.
[6] T. Pomp. Attic. c. 15. [7] Brut. c. 40. n. 148.

Digitized by Google

Gewährsmann versichert[1], ernst, aber nicht anmaßend, bescheiden, aber nicht zaghaft zeigte; den Markus Antonius, der sparsam war ohne Härte, zurückhaltend ohne Schlaffheit, ernst ohne Finsterkeit, und eine solche Seelenruhe besaß, daß weder Freude noch Trauer auf seine Miene irgendwelche Wirkung ausübte (dasselbe berichtet uns Cicero[2] auch von Cajus Lälius und von Sokrates, indem er ihren Gleichmut in allen Lebensverhältnissen, der stets dieselbe Miene und Stirne zeigte, lobend hervorhebt); den Fuskus Salniator, der nach Plinius[3], obgleich ein Freund und Kenner der Wissenschaft, an Einfalt ein Kind, an Freundlichkeit ein Jüngling, an Ernst ein Greis war; den Philosophen Eufrates, der nach desselben Schriftstellers Urteil[4] ebenso sittenrein als liebenswürdig war, der bei aller Strenge nichts Düsteres an sich hatte; dem jedermann, der ihm begegnete, Hochachtung zollte, ohne ihn zu fürchten; der das Laster, aber nicht den Lasterhaften bekämpfte und die Irrenden nicht züchtigte, sondern besserte.

Streben wir überhaupt nach jenen Vorzügen, welche der hl. Hieronymus an der Jungfrau Asella lobend hervorhebt, indem er schreibt[5]: „Nichts ist freundlicher als ihr Ernst, nichts ernsthafter als ihre Freundlichkeit, nichts gesetzter als ihre Liebenswürdigkeit, nichts liebenswürdiger als ihr gesetztes Wesen. Die Blässe ihres Antlitzes zeugt von ihrer Selbstbeherrschung, mit der sie jedoch nicht prahlt. Ihre Rede ist schweigsam und ihr Schweigen beredt; ihr Gang ist weder zu hastig, noch zu langsam. Sie allein brachte es durch die Gleichmäßigkeit ihres Lebens zu stande, daß in jener Stadt des Luxus, der Sittenlosigkeit und des Reichtums, wo die Armut für ein Unglück galt, die Guten sie lobten, die Bösen sie nicht zu verleumden sich getrauten, die Witwen sie bewunderten, die Jungfrauen und Ehefrauen sie verehrten, die Sünderinnen vor ihr erschraken und die Priester sie hochschätzten." So wollen wir also in unserer ganzen Haltung und unserem Auftreten, ob wir gehen oder stehen, sitzen oder liegen, bei jeder Bewegung der Miene, der Augen, der Hände die gegebenen Vorschriften getreu zu befolgen suchen; ganz vorzüglich aber wird es uns zur Empfehlung gereichen, wenn wir zwischen Weichlichkeit und weibischem Wesen einesteils und Derbheit und bäuerischen Manieren anderenteils die richtige Mitte zu finden wissen.

4. Kapitel.

Die Sittsamkeit im Anzug und in der Reinlichkeit des Körpers.

Die Züchtigkeit muß auch in der Reinlichhaltung des Leibes und in der Kleidung zum Ausdruck kommen und auch da ist ein gewisser Mittelweg einzuschlagen, wie wir dies rücksichtlich der körperlichen Bewegungen empfohlen haben. Man richte sich daher, wie der hl. Hiero-

---

[1] Brut. c. 81. n. 282. [2] De offic. l. I. c. 26. 90. [3] Epist. l. VI. n. 26.
[4] Plin. Epist. l. I. n. 10. [5] Epist. XXIV. c. 5. ad Marcellam.


Digitized by Google

nymus wiederum von Asella rühmt, nicht nach der Mode, verschmähe die Putzsucht und beobachte gleichwohl bei aller Geringschätzung der Kleiderpracht einen gewissen Anstand ohne Ziererei. „Die Kleidung", schreibt derselbe Autor an Eustochium, „sei weder zu geziert, noch unsauber, noch durch Eigenart auffallend." Auch Cicero fordert, daß der Körperschmuck weder anstößig noch zu ausgesucht sei, und zum mindesten den guten Geschmack und Anstand nicht verletze; das Nämliche, meint er, gelte auch vom Anzuge, rücksichtlich dessen, wie überhaupt in den meisten Dingen, alles Extreme verwerflich sei [1]. Ihm stimmt auch Seneka bei, welcher schreibt [2]: „Ich rate dir, ahme nicht jene nach, welche nicht ihre Veredlung anstreben, sondern die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Erlaube dir also nichts, was in Bezug auf deine Kleidung oder deine Lebensweise auffallen könnte, als: eine grobe Tracht, ungeschorenes Haar, einen vernachlässigten Bart, eine übertriebene Verachtung des Geldes, ein Lager auf bloßer Erde und was dergleichen Verkehrtheiten mehr sind, welche den Ehrgeiz befriedigen sollen. Die Philosophie wird ohnehin genugsam angefeindet, auch wenn ihre Vertreter sich in bescheidenen Schranken halten; was wird erst geschehen, wenn wir anfangen, uns von der gemeinen Sitte der Leute loszusagen? Wohl können wir in unserer Denkweise von ihnen abweichen; allein der Gesichtsausdruck darf nichts Sonderbares an sich tragen, die Toga darf weder glänzen noch schmutzig sein." Doch lassen wir hierüber auch die Dichter sprechen. Es sagt einer [3]:

„Kämme die Haare nicht allzu zierlich, noch lasse sie struppig,
Nicht sei glänzend die Haut, ebensowenig beschmutzt.
Weder die Mitra [4] stehet dir gut, noch der Bart des Verbrechers [5].
Nicht zu derb sei ein Mann, noch auch zu weichlich, mein Freund!"

Wer auf das Äußere zu wenig Sorgfalt verwendet, fällt leicht der Verachtung anheim, wie dies ein Satiriker in nachstehenden köstlichen Versen schildert [6]:

„Stoff und Anlaß genug giebt jedem zu Spott und Gelächter,
Wer einhergeht mit zerrissenem, schäbigem Mantel.
Wenn die Toga beschmutzt und an einem Schuhe das Leder
Risse bekam, und wenn selbst nach vernähetem Loche
Frisch gesponnener Faden die vielen Flicke verkündet:
O nichts Härteres kommt zu dem drückenden Unglück der Armut,
Als wenn Spott und Gelächter ihr Teil ist."

---

[1] De offic. l. I. c. 36. 130: Adhibenda praeterea munditia non odiosa neque exquisita nimis, tantum quae fugiat agrestem et inhumanam negligentiam! Eadem ratio est habenda vestitus; in quo, sicut in plerisque rebus mediocritas optima est.

[2] Epist. 5. [3] Mart. l. II. epig. 36.

[4] Die Kopfbinde der Asiaten, in Rom nur von Frauen und ausnahmsweise von weichlichen Mannspersonen getragen.

[5] Bei den Römern pflegten nur jene den Bart zu tragen, welche in Trauer waren, wozu sich auch die Angeklagten und Verurteilten zählten.

[6] Juven. Sat. III. v. 147—151.

Digitized by Google

Die Vernachlässigung seines Äußern verunstaltet den Menschen, und die Verunstaltung giebt ihn nicht selten der Lächerlichkeit preis. So zeichnet uns Virgil den Charon in seinem häßlichen und schmutzigen Aufzuge in folgenden trefflichen Versen[1]:

„Charons grauender Bart liegt dicht um das Kinn und verwildert;
Garstig fällt von der Schulter am Knoten der Mantel herunter."

Könnte man sich etwas Ungereimteres denken als den Aufzug des cynischen Philosophen Menedemus, der seinen Wahnwitz so weit trieb, daß er in schwarzer, bis an die Knöchel reichender Tunika, welche ein purpurroter Gürtel zusammenhielt, einherging, einen arkadischen Hut und den Kothurn des tragischen Schauspielers trug, einen langen, herabwallenden Bart besaß und eine Eschenrute in der Hand hielt, wobei er sagte, sein Anzug sei derjenige einer Furie; er komme aus der Unterwelt, um diejenigen, welche sich gegen ihn verfehlen, zu beobachten, um sodann wieder dahin zurückzukehren und den Dämonen Bericht zu erstatten[2].

Es stecken überdies unter solchem Gewande oft große und sehr schwere sittliche Gebrechen. Darum schreibt der hl. Hieronymus in einem Brief an Salvina[3]: „Ein ärmlicher Mantel, eine dunkelfarbige Tunika, ein vernachlässigter Körper und eine erheuchelte Anmut sind nichts wert, wenn der gute Name durch eine schlechte Handlungsweise untergraben wird." Und in seiner Unterweisung an Eustochium[4] tadelt er alle jene, welche, entgegen der Mahnung des Apostels, gleich den Frauen lange Haare tragen, einen Bocksbart haben, mit einem dunklen Mantel und, der Kälte trotzend, barfuß einhergehen. Er nennt dies Täuschungskünste des Teufels und führt insbesondere den Anthinus und Sophronius als Beispiele an, welche sich in adeligen Häusern Zutritt verschafft und daselbst sündenbeladene Weibspersonen betrogen hatten, die immer lernten und nie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangten, die äußerlich eine niedergeschlagene Stimmung zur Schau trugen und scheinbar lange dauernde Fasten hielten, währenddem sie zur Nachtzeit heimlich Speisen zu sich nahmen.

Weit größern Tadel aber verdient die übertriebene Putzsucht (von der Kleidung wird nachher die Rede sein). Ist dieselbe schon beim weiblichen Geschlechte nichts Rühmliches, so gereicht sie dem Manne in der That zur größten Schande. „Wenn auch", bemerkt Tertullian[5], „die Gefallsucht beiden Geschlechtern infolge der Erbsünde angeboren ist, so hat gleichwohl das Mannsvolk noch allerlei andere Schönheitsmittel ersonnen. Man schneidet sich den Bart kürzer, macht ihn dünner, stutzt

[1] Aeneid. l. VI. v. 299—301.

[2] Diog. Laert. l. VI. c. 9. n. 2. — Menedemus, aus Lampsakos, wollte aus der Unterwelt gekommen sein, um die irrende Menschheit auf bessere Wege zu leiten.

[3] Epist. LXXIX. c. 2. [4] Epist. XXII. c. 28.

[5] De cultu feminar. l. II. c. 8.



ihn rund, man streicht die Haare glatt, färbt dieselben, wenn sie grau geworden, entfernt die kaum aufsprossenden Flaumhaare am ganzen Körper, schminkt sich nach Weiberart, sucht die Haut mittelst eines gewissen rauhen Pulvers zu glätten, stellt sich bei jeder Gelegenheit vor den Spiegel und beschaut sich darin mit ängstlicher Sorgfalt." — Es sieht wohl jedermann ein, wie beschämend und entehrend eine solche Handlungsweise ist und wie sehr sich derjenige davor hüten muß, dem an seiner Ehre gelegen ist. Dergleichen Dinge mag man den Weibern oder weibischen Männern überlassen; sie sind in der That das untrüglichste Kennzeichen weibischen Sinnes, weshalb der Dichter recht hat, wenn er sagt[1]:

„Seien wir Jünglingen fern, die geschmückt sich haben wie Weiber;
Mäßige Schranken im Schmuck liebet der Männer Gestalt."

Darum tadelt der hl. Hieronymus wiederholt und scharf die Knaben, welche Lockenhaare tragen, die mit dem Brenneisen gekräuselt sind[2]. Und der hl. Ambrosius schreibt an Irenäus: „Was soll man von jenen sagen, welche dem Luxus dadurch zu steuern glauben, daß sie Leute mit gekräuselten Haaren und mit Halsketten in ihrem Dienste haben, daß die Herren in langem Barte, die Diener mit kurzem Haupthaare erscheinen? Da kann in Wahrheit die keusche Sitte nicht mehr gewahrt werden, wo kein Unterschied des Geschlechtes mehr zu Tage tritt. Wie entehrend ist es für Männer, wenn sie weibliche Arbeiten verrichten. Mögen sie am Ende auch noch kreißen und gebären, sie, die ihre Haare kräuseln wie Weiber! Und doch tragen die Frauen den Schleier und die Männer führen den Krieg."

Fliehe man also diese Unsitten und fürchte sie wie das Gorgonengesicht, haben sie doch nicht selten großen und hervorragenden Männern Schande und Spott eingetragen. Demosthenes, der größte griechische Redner, mußte wegen seiner Tracht und seines sonstigen Körperschmuckes, weil derselbe zu glänzend, zu zierlich und zu sorgfältig war, von seinen Nebenbuhlern und Gegnern die bittersten Vorwürfe hören. Auch Hortensius, nächst Cicero der berühmteste Redner seiner Zeit, war häufig Gegenstand der herbsten und ausgelassensten Neckereien, weil er sich in seinem Körperschmucke und seinem Anzuge einer übertriebenen Eleganz befliß und zudem während des Vortrages mit der Hand allzu viel und lebhaft gestikulierte[3]. Der Philosoph Lykon erwarb sich durch seine Hoffart und Weichlichkeit in der Kleidung keinen Ruhm, wiewohl er allerdings später seine Gesinnung änderte, durch fortgesetzte Leibesübungen eine gewaltige Körperkraft bekam und eine wahre Athletengestalt darstellte. Ein reicher, aber verweichlichter Mensch — so erzählt uns Plutarch — erhielt von dem Philosophen Arcesilaus einen scharfen Verweis, weil derselbe, obwohl er sonst keineswegs im Rufe der Un-

---

[1] Ovid. Heroid. epist. 4. v. 75. et 76.
[2] Epist. CXXX. c. 19. ad Demetriadem.
[3] Gell. Noct. Attic. l. I. c. 5, 2.

Digitized by Google

sittlichkeit stand, eine ungebrochene Stimme und einen verliebten und verführerischen Blick hatte und das Haar zierlicherweise zurechtstrich. Wer aber verwundert sich nicht über Cajus Cäsar, von dem uns die Schriftsteller übereinstimmend berichten, daß er ein besonderer Liebhaber von Pracht und Luxus gewesen sei? Man warf ihm sogar vor, daß er nicht bloß der Pflege von Haar und Bart eine übergroße Aufmerksamkeit schenke, sondern den letztern sich sogar ausraufen lasse und, weil er den Kahlkopf, der ihn nach seiner Meinung gar sehr entstellte, nicht leiden mochte, sein spärliches Kopfhaar vom Scheitel nach vorne streiche[1]. Und wer hält sich nicht über einen Kaiser Otho auf, dessen Putzsucht geradezu eine weibisch-eitle zu nennen ist? Er ließ sich die Haare am Körper ausraufen und setzte wegen seines dünnen Kopfhaares eine kleine Perrücke auf, die niemand bemerkte; er barbierte sich, schon als der erste Flaum seines Bartes hervorsproßte, täglich und beschmierte sein Gesicht mit feuchtem Brote, um nie einen Bart zu bekommen[2].

Noch häßlicher und geckenhafter aber scheint der Gebrauch wohlriechender Salben gewesen zu sein, über den sich Petronius in einem vom hl. Hieronymus erwähnten und auch von einem andern Dichter wiedergegebenen Vers ausspricht: „Der riecht nicht gut, der immer gut riecht." [3] Daher soll Diogenes zu einem, der von Parfümerien troff, gesagt haben: „Dein Haar verbreitet wohlriechende Düfte, aber ebenso großen Gestank dein Leben." [4] Kaiser Vespasian gab einem solchen von Wohlgeruch duftenden jungen Herrn, der für eine ihm verliehene Befehlshaberstelle sich bedanken wollte, seinen Unwillen nicht nur durch die Miene, sondern auch durch die bissige Bemerkung zu erkennen: „Ich wollte lieber, du röchest nach Knoblauch!" Er zog zudem in seiner Entrüstung den Ernennungsakt wieder zurück[5]. Es giebt auch in der That kaum etwas Weibischeres als die eben geschilderte Unsitte, und der Stoiker Zeno hatte gewiß recht, wenn er in Gegenwart eines derartigen Menschen die spöttische Frage stellte: „Wer riecht da wie ein Weib?" [6] Polemo, ein der Wollust ergebener Jüngling, drang einst in der Trunkenheit, bekränzt und von Salben triefend, mit seinen Genossen in die Schule des Xenokrates ein. Der Philosoph tadelte das Benehmen Polemos, setzte jedoch sogleich den begonnenen Vortrag, welcher von der Keuschheit handelte, mit um so größerem Nachdrucke fort und begeisterte dadurch den Jüngling zu einer außerordentlichen Liebe zur Tugend und zum eifrigen Studium der Philosophie[7].

Dieselbe Bewandtnis hat es mit wohlriechenden Spezereien, worüber ich nachstehende, von mir verfaßte Distichen anführe:

---

[1] Sueton. Jul. Caes. c. 45. [2] Sueton. Otho c. 12.

[3] Non bene olet, qui bene semper olet. Fragm. Petron. Arbitri. Hieronym. epist. CXXX. c. 19 ad Demetriadem.

[4] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 6. [5] Sueton. Vespas. c. 8.

[6] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 19. [7] L. c. l. IV. c. 3. n. 1.

Digitized by Google

Galla, du führest ja immer bei dir wohlriechend Gewürze.
Immer waschest du dich — wieso? weil immer du riechst.
Wenn dein Moschusgeruch in die Nase, Galla, mir dringet,
O wie wünschte ich dann, daß ohne Nase ich wär'!

Was den Spiegel betrifft, so ist seine Benützung nicht zu tadeln, wenn dies aus Anstandsgefühl oder um die Gesundheit der Augen zu prüfen, geschieht[1]. Selbst Sokrates soll die Schüler stets ermahnt haben, sich öfter im Spiegel zu besehen, damit sie sich um so eher schämten, die Schönheit der Seele zu beflecken, wenn sie eine hohe körperliche Schönheit besäßen. Auch der große Mathematiker Archimedes von Syrakus hatte die Gewohnheit, sich fleißig im Spiegel zu beschauen, und Demosthenes übte seine Reden vor demselben ein[2]. Wenn man jedoch den Spiegel nur gebraucht, um die Gefallsucht zu befriedigen, wie es dem Apulejus zum Vorwurf gemacht wurde, so läßt dies auf eine leichtfertige, weibische Gesinnung schließen. Übrigens entgeht ein solcher gewöhnlich der Schande nicht. Ein Junge, der die Gewohnheit hatte, vor dem Spiegel mit ängstlicher Sorgfalt Toilette zu machen, stieg einst höchst bedächtig und vorsichtig in einen bereitstehenden Wagen. Da verwies ihm dies der Stoiker Zeno, dem es nicht entgangen war, in seiner feinen ironischen Art mit der Bemerkung: „Der hat recht, daß er dem Kot seine Verachtung ausdrückt, denn in ihm kann er sich doch nicht beschauen, wie im Spiegel.“[3] Noch freimütiger und schärfer aber geißelte Publius Scipio Afrikanus, der Sohn des (Ämilius) Paullus, ein Mann von ausgezeichneter Tüchtigkeit in jeder Beziehung, einen verweichlichten Menschen, Namens Publius Sulpitius Gallus, mit den Worten: „Täglich putzt er sich, vor dem Spiegel stehend, heraus; seine Augenbrauen sind abrasiert, sein Bart ganz entfernt oder von unten gestutzt; beim Gastmahle sitzt er in einer Tunika mit langen Ärmeln unten an der Tafel[4], obwohl noch ganz jung; er ist nicht bloß dem Weine, sondern auch der Liebe ganz ergeben[5]. Niemand zweifle, daß ein solcher Mensch nicht schon alles das begangen hat, was widernatürliche Wollüstlinge zu thun pflegen.“[6]

Doch sprechen wir nun ein weiteres Wort über den Luxus in der Kleidung, eine Unsitte, die noch schwerere Ahndung verdient als der Mißbrauch des Spiegels und übertriebene Putzsucht. Als luxuriös hat man die Kleidung zu betrachten, wenn sie modischer und ausgesuchter ist als die Landessitte, die Standes- und Ortsverhältnisse oder die Stellung, welche eine Person einnimmt, erheischen. Geradezu als Narrheit aber darf man es bezeichnen, eine andere Kleidertracht anzunehmen als diejenige, welche in der betreffenden Gegend gebräuchlich ist, und ein noch

---

[1] Cf. Seneca, De ira l. II. c. 36. Quaest. nat. l. I. c. 17.
[2] Plutarch. Demosth. c. 11.
[3] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 19. [4] D. h. am Ehrenplatz; erg. cum amatore.
[5] Qui non modo vinosus, sed virosus quoque.
[6] Gell. Noct. Attic. l. VI. c. 12. 5. 6.



untrüglicheres Kennzeichen der Narrheit ist es, sich eine unanständige, der Sittsamkeit hohnsprechende oder seinem Stande nicht angemessene Kleidung zu erlauben. Kaiser Caligula, der nicht bloß albern, sondern geradezu verrückt war, leistete, wie uns seine Biographen berichten, den Beweis dafür neben vielen anderen Beispielen auch dadurch, daß er sich in seinem Gewande, in seinem Schuhwerke, überhaupt in seiner Kleidung weder landesüblich, noch bürgerlich, nicht einmal männlich, ja überhaupt nicht nach allgemein menschlicher Sitte trug. Bald ließ er sich in der Öffentlichkeit sehen in einem bunten, mit Edelsteinen besetzten Regenmantel, mit Ärmeln und Armspangen, bald zog er ein seidenes Kleid oder einen Frauenmantel an, bald ging er in Sohlen, bald in Kothurnen, bald in Soldatenstiefeln, manchmal sogar in Weiberschuhen einher. Zumeist erschien er mit vergoldetem Bart, den Blitz, den Dreizack oder den Stab — Abzeichen der Götter [1] — in der Hand; ja mitunter sah man ihn im Aufzuge der Venus. Den Schmuck des Triumphators trug er stets schon vor dem Feldzuge; bisweilen zog er den Harnisch Alexanders des Großen an, den er aus dessen Sarg enthoben hatte [2]. Auch Nero soll in seiner Kleidung und seinem äußern Auftreten so wenig Anstand beobachtet haben, daß er sein Haar in Flechten formte und es auf seiner Reise durch Achaja sogar über den Rücken herabhängen ließ. In der Öffentlichkeit zeigte er sich gewöhnlich nur im Hauskleide, mit einem Schweißtuche um den Hals, ohne Gürtel und unbeschuht [3]. Domitian endlich soll im Cirkus den Vorsitz geführt haben, in Sandalen, mit dem griechischen Purpurmantel angethan, auf dem Haupte eine goldene Krone mit dem Bildnisse Jupiters, der Juno und der Minerva [4].

Wie viel schicklicher handelte dagegen ein Hadrian, der oft ein ganz gewöhnliches Kleid und einen Gürtel trug, an dem nichts von Goldstoff zu bemerken war; wie viel weiser Augustus, der nach dem Zeugnisse wohlunterrichteter Geschichtschreiber sich gewöhnlich nur eines solchen Kleides bediente, das in seinem eigenen Hause von seiner Schwester, Tochter oder seinen Enkelinnen verfertigt war; der eine Toga trug, die weder zu eng noch zu weit, und deren Purpursaum weder zu breit noch zu schmal war [5]. Zudem suchte dieser Kaiser die alt-römische Kleidertracht wieder einzuführen. Als er einst in der Volksversammlung Männer in dunkelfarbenen Mänteln erblickte, rief er voll Unwillen aus: „Siehe da die Römer, die Herren der Welt, das Volk in der Toga!“ [6] und gab so-

---

[1] Der Blitz (fulmen) ist das Symbol des Jupiter, der Dreizack (fuscina) dasjenige des Neptun, der Stab (caduceus) das des Merkur.

[2] Sueton. Calig. c. 52. [3] Sueton. Nero c. 51.

[4] Sueton. Domitian. c. 4. [5] Sueton. Octavian. c. 73.

[6] En Romanos rerum dominos gentemque togatam. — Virgil legt diese Worte dem Jupiter in den Mund, da er die Venus über das Unglück ihres Sohnes Äneas tröstet und diesem sein künftiges Glück als Begründer des römischen Volkes voraussagt. Aen. l. I. v. 282.

Digitized by Google

fort den Ädilen Befehl, in Zukunft nicht mehr zu dulden, daß jemand auf dem Forum oder in dessen Nähe verweile, der nicht den Mantel abgelegt habe und in der Toga erscheine [1]. Etwas Ähnliches erzählt man von Titus Castricius, einem sehr berühmten Lehrer der Beredsamkeit zu Hadrians Zeiten. Als derselbe nämlich einige Senatoren, die zu seinen Schülern gehörten, an einem Festtage in der Tunika, in Mänteln und mit gallischen Schuhen sah, sprach er darüber seine entschiedene Mißbilligung aus und meinte, es würde denn doch ihrer Ehre besser gedient sein, wenn sie in der Toga erschienen [2]. So machte auch Cicero dem Markus Antonius den Vorwurf, er sei in gallischen Schuhen und mit dem Mantel in der Öffentlichkeit aufgetreten [3]. Unter „gallischen Schuhen" verstand man nämlich jene Fußbekleidung, welche ähnlich den Sandalen nur die Fußsohle und die Ferse bedeckten und mit runden Riemen befestigt waren, während die übrigen Teile des Fußes unbedeckt blieben; eine Fußbekleidung, welche bei uns seit langem eingebürgert und sehr beliebt ist. Das Tragen der Tunika dagegen, das in obigen Worten mit den gallischen Schuhen als unstatthaft bezeichnet wurde, geht in unserer Zeit so wenig an als bei den Alten. So klingt es wie ein Vorwurf, wenn Quintus Ennius von der Jugend Karthagos bemerkt, sie trage die Tunika. Und Virgil bedient sich, da er von der Verweichlichung der Phrygier redet, der Worte:

„Lang sind der Tunika Ärmel, die Hauben mit Bändern befestigt." [4]

Die Tunika, nach griechischer Bezeichnung Chirodote genannt, ist nämlich ein Gewand, welches die Arme und Hände fast bis zu den Fingern bedeckt. In Rom und fast in ganz Latium wurde es für unschicklich gehalten; denn man war der Meinung, daß sich ein weites und langes Kleid nur für die Frauen gezieme, um Arme und Schenkel dem Blicke zu entziehen. Die Männer hingegen begnügten sich anfänglich nur mit der Toga und trugen erst später die kurze, knapp anliegende Tunika, die nur bis zum Ellbogen reichte. Nicht mit Unrecht erklärte das jüdische Gesetz jeden Mann, der eine weibliche, und jedes Weib, das eine männliche Kleidung anzog, für unrein [5]. Und wirklich erscheint dies, wie Ambrosius sagt, bei näherer Erwägung als etwas Naturwidriges. „Warum, o Mensch, willst du denn nicht als das erscheinen," fragt derselbe, „als was du geboren bist? Warum maßest du dir eine fremde Gestalt an? Warum lügst du, Mann, du seiest ein Weib, und du, Weib, du seiest ein Mann? Die Natur hat beiden Geschlechtern ihre besondere Tracht bestimmt, wie

[1] Sueton. Octavian. c. 40. — Die Toga war gewissermaßen das Ehrenkleid des Römers, und wo er öffentlich auftrat, sollte er weder ohne dieselbe erscheinen, noch sie mit dem Mantel (lacerna), den man sonst zu tragen pflegte, bedecken.

[2] Gell. Noct. Attic. l. XIII. c. 22. 1.

[3] Philipp. II. c. 30. 76.

[4] Et tunicae manicas et habent redimicula mitrae. Aeneid. l. IX. v. 616.

[5] 5 Mos. 22, 5.

Digitized by Google

auch beide in ihrem Berufe, in ihren Kräften, in ihrem Aussehen, in ihren Bewegungen und in ihrem Gange verschieden sind."

Man kleide sich also niemals in einer Weise, welche mit der Vernunft, der Landessitte oder der Natur im Widerspruche steht. Übrigens hat man sich auch innerhalb dieser Grenzen des Erlaubten vor der Prunksucht und Eitelkeit zu hüten. Als einst Krösus allen erdenklichen Schmuck angelegt hatte und auf erhabenem Throne saß, fragte er den Solon, ob er wohl je ein schöneres Schauspiel gesehen hätte. Der Philosoph aber züchtigte die Eitelkeit des Königs durch die fein angebrachte Antwort: „Ja, Hähne, Fasanen und Pfauen; denn sie entfalten schon in ihrem natürlichen Kleide eine noch größere Pracht und Schönheit." [1] Der hl. Hieronymus warnt davor, alle unsere Sorgen auf die Kleider zu richten, ob sie gut riechen, ob die Stiefel knapp und elegant sitzen, ob die Ärmel gut anliegen, keine Falten haben, ob die Pantoffeln keine Unebenheiten aufweisen, ob der Gürtel zu straff oder zu locker angezogen sei [2]. Letzteres soll Sulla dem Cäsar zum Vorwurfe gemacht und die Optimaten wiederholt ermahnt haben, sich vor dem nachlässig gegürteten Jungen in acht zu nehmen [3].

Die Anzüge wechsle man nicht zu häufig, auch wenn uns solche in reicher Auswahl zu Gebote stehen; es ist dies ein deutliches Kennzeichen unstäten Sinnes. Die Kleider selbst seien nicht in Fransen geschnitten, nicht von verschiedenartigen Farben, wie dies in unserer Zeit Mode geworden; sonst könnte leicht die Meinung entstehen, es sehe im Gehirne des betreffenden ebenso bunt aus, wie mit seinem Gewande. Das luftige Kleid darf nicht nach phrygischer Sitte gestickt sein, wie der Dichter sagt [4], und dürfen keine Zeichnungen von irgendwelchem mysteriösen Inhalte, keine seltsame Sprüchlein hineingewoben sein; denn solche Dinge zeugen von großer Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit, und zudem wissen die Urheber derselben oft selbst nicht, was sie bedeuten sollen; fremde Leute aber legen die Sache so aus, wie sie es eben verstehen, meistens jedoch im schlimmen Sinne. Man überlade die Kleider nicht mit Gold, Edelsteinen und Perlen, Gegenstände, denen einzig das Vorurteil der Menschen einen so hohen Wert gegeben hat; gelten sie doch bei den meisten Völkern als wertlos, so daß man aus dem Golde, das bei uns so übermäßig hoch geschätzt wird, Ketten und Fesseln schmiedet [5]. Man lobt den Julius Cäsar, daß er das Tragen purpurfarbener Kleider und Perlen nur bestimmten Personen erlaubt haben soll, und auch diesen nur an gewissen Tagen und wenn sie das vorgeschriebene Alter erreicht hätten [6]. Ist es nicht Verschwendung,

---

[1] Diog. Laert. l. I. c. 4. n. 2. [2] Epist. XXII. ad Eustoch. c. 28.

[3] Sueton. Jul. Caes. c. 45. Zu locker gegürtet zu sein, galt als nachlässig und schimpflich.

[4] Vobis picta croco et fulgenti murice vestis. Virgil. Aeneid. l. IX. v. 614.

[5] Cf. Tertull. De cultu feminar. l. I. c. 5—7.

[6] Sueton. Jul. Caes. c. 43.

Digitized by Google

diesen Schmucksachen einen so hohen Wert beizulegen und ein so ungeheures Vermögen aus purer Großthuerei am Leibe zu tragen? Und was kann es Widersinnigeres geben als die Unsitte, gleich Kindern und Frauen eine Spange an der Schulter zu tragen, wie dies gegenwärtig beim Ritterstande üblich ist, oder, einem Wahnsinnigen ähnlich, eine Kette um den Hals zu legen, durch welch thörichte Mode jetzt viele ihre hohe Abstammung und Würde dokumentieren wollen?

Möchten also die Jünglinge alle, welche den hohen Wert der Züchtigkeit zu schätzen wissen, unsere Vorschriften allezeit beherzigen; es wird ihnen das zum Ruhme gereichen und sie bei jedermann empfehlen. Und sollten diese Blätter auch Frauen zu Gesichte kommen, so möchten wir diesen ihre Beachtung noch dringender ans Herz legen, weil sie dem Fehler übertriebener Putzsucht und Kleiderpracht zugänglicher sind und ihrer Züchtigkeit daher um so größere Gefahr droht. Darum hat denn auch schon Isaias, der gottbegeisterte Prophet, seine warnende Stimme erhoben gegen diese Laster, indem er sagt: „An jenem Tage wird der Herr hinwegnehmen den Schmuck der Schuhe und die Ziergeräte und die Halsketten und Geschmeide, die Armspangen und Kopfbinden, die Haargewinde und Fußkettchen, die Gürtel, die Riechfläschchen und die Ohrenringe, die Fingerringe und die Juwelen, die auf der Stirne glänzen, die Feierkleider, die Mäntel, die Linnen, die Haarnadeln und die Spiegel und die feinen Schleier, die Turbane und die Florkleider. Und statt der Wohlgerüche wird Moder sein und statt des Gürtels ein Strick, statt des gekräuselten Haares eine Glatze und statt der Brustbinde ein Bußgewand.“ [1] Und der hl. Paulus mahnt in etwas milderen Worten: „Die Frauenspersonen sollen in ehrbarer Kleidung, mit Schamhaftigkeit und Eingezogenheit sich schmücken, nicht aber mit Haargeflechte oder mit Gold, Perlen oder kostbaren Kleidern, sondern was sich ziemt für Frauen, welche sich zur Frömmigkeit bekennen durch gute Werke.“ [2] Ihm stimmt auch der hl. Petrus bei, wenn er schreibt: „Der Schmuck des Weibes soll nicht im Äußern, in künstlichem Haargeflechte, goldenem Geschmeide oder prächtiger Kleidung bestehen.“ [3]

Wir berufen uns diesen Personen gegenüber um so lieber auf biblische Autoren, als dieselben einen weit größern Eindruck auf sie machen, denn alle noch so triftigen Vernunftgründe. Doch vernehmen wir schließlich noch das Urteil anderer erleuchteter Kirchenschriftsteller.

In einer umfangreichen Strafrede, welche Tertullian den Frauen hält, spricht er sich unter anderem folgendermaßen aus: „Jene Frauen

---

[1] Isaias 3, 18—24. [2] 1 Tim. 2, 9. 10. [3] 1 Petr. 3, 3.



beleidigen Gott, welche die Haut mit Salben einreiben, die Wangen rot schminken, die Augenbrauen schwärzen; denn ihnen mißfällt das Gebilde, das Gott erschaffen hat. An sich selbst tadeln sie den Schöpfer aller Dinge. Sie tadeln ihn, indem sie verbessern, indem sie hinzusetzen wollen, und ganz besonders dadurch, daß sie diese Zuthaten von einem ihnen feindlich gesinnten Künstler, das ist vom Teufel, entlehnen." [1] „Wozu denn eine so gewaltige Last von einem Kopfschmucke? Warum gönnt ihr euern Haaren keine Ruhe? Bald sind sie aufgebunden, bald herunterhängend, bald in die Höhe gerichtet, bald niedergelegt. Die einen ziehen es vor, sie in krause Locken zu binden, andere lassen sie wild und fliegend herunterfallen. Außerdem bringt ihr aber noch Gott weiß was für Ungetüme von geflochtenem und gewobenem Haarwerke [2] an, bald in Form eines Hutes, gleichsam als Futteral für den Kopf und zur Bedeckung für den Scheitel, bald hinten als Wulst für den Nacken." [3] „Thun denn selbst jene unglücklichen Opfer der öffentlichen Lust größeres Unrecht? Wenn sie auch durch gewisse Gesetze von den Auszeichnungen ehrbarer Frauen und Matronen ausgeschlossen wurden, so hat die Verkommenheit des Zeitalters, die alle Tage zunimmt, sie den ehrbarsten Frauen sicherlich längst zum Verwechseln ähnlich gemacht." [4] „So erwerbet euch denn vielmehr die Verschönerungsmittel und Schmuckgegenstände der Apostel; nehmt an von ihrer Einfalt das Weiß, von ihrer Züchtigkeit das Rot; die Schminke für eure Augen sei die Schamhaftigkeit, für den Mund das Schweigen; euren Ohren seien eingeprägt die Worte Gottes, auf euern Nacken flechtet das Joch Christi! Senket das Haupt vor euern Ehemännern, und ihr werdet geputzt genug sein. Lasset die Hände nach der Wolle greifen und bannt die Füße innerhalb der Schwelle des Hauses fest; dann werdet ihr mehr Gefallen erregen, als wenn ihr in Gold einherginget. Kleidet euch in den Seidenstoff der Rechtschaffenheit, in die Linnen der Heiligkeit und in den Purpur der Keuschheit. So angethan, werdet ihr Gott zum Liebhaber haben." [5]

Hören wir ferner, wie der hl. Cyprian, der tüchtigste Nachahmer Tertullians, zu den Frauen spricht: „Bleibet so, wie Gott der Herr euch erschaffen hat, wie ihr aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seid. Euer Angesicht sei nicht verunstaltet, rein euer Nacken, unverdorben eure Schönheit. Lasset nicht eure Ohren verwunden, eure Arme und den Hals mit Bändern und kostbaren Ketten beengen. Die Füße sollen frei bleiben von goldenen Fesseln, die Haare durch keine künstliche Farbe entstellt, die Augen würdig, zu Gott aufzublicken. Alles Auffällige in Schmuck und Kleidung und alle verführerischen Reizmittel der Leibesgestalt passen nur

---

[1] Tertull. De cultu feminar. l. II. c. 5.

[2] Falsche Flechten oder Perücken. [3] Ibid. c. 7. [4] Ibid. c. 12.

[5] Ibid. c. 13. Die Übersetzung nach Kellner, Tertullians sämtliche Schriften, aus dem Lateinischen übersetzt. Köln 1882, I. Band.

Digitized by Google

für feile und unzüchtige Frauen, und gewöhnlich ist der Putz bei denen am kostbarsten, bei welchen die Scham am wohlfeilsten ist." [1] Ebenso beherzigenswert sind die Worte des hl. Augustin, welcher sagt: „Schminke anzuwenden, damit das Rot oder das Weiß der Gesichtsfarbe besser hervortrete oder daß man ehrwürdiger erscheine, ist lauter Trug und Täuschung, wodurch sich sicherlich auch kein Mann bethören läßt; denn diesem allein steht es zu, dem Weibe zu erlauben, wie es sich schmücken darf. Denn der wahre Schmuck, zumal des Christen, ist echt und ungeschminkt und besteht nicht in Gold und Kleiderpracht, wohl aber in guten Sitten. Fort also mit diesen abergläubischen Amuletten [2], mit diesen Ohrringen der Männer, die mit dem einen Ende zu oberst am Ohre aufgehängt zu sein scheinen; sie sollen das Wohlgefallen der Menschen erwerben, aber stehen im Dienste der Dämonen."

Auch der hl. Chrysostomus sagt: „Ein schönes Gesicht, gefällige Bewegungen des Körpers, ein entsprechender Gang, eine schwächliche Stimme, bemalte Augen, geschminkte Wangen, ein reicher Kopfschmuck, gefärbte Haare, kostbare Kleider, große Auswahl in Schmucksachen, glänzende Edelsteine und anderes mehr, was auf die weibliche Putzsucht Bezug hat, bringt dem Herzen nur Unruhe und Verwirrung, wenn man sich nicht durch die hohe Kraft der Keuschheit dagegen verwahrt." An anderer Stelle, in der Erklärung des ersten Briefes an Timotheus [3], schreibt er: „Suche deinen Ruhm nicht in den Kleidern. Vor Zeiten hat man solche Dinge vor den Kindern [4] gerühmt. Auch der Tänzer, die feile Dirne, der Komödiant haben schöne Gewänder, ja schönere und kostbarere als du. Und überdies brüstest du dich mit einem Ding, um dessen Besitz dich die Motten bringen, wenn sie sich daran machen. Siehst du, welch unbeständiges Ding der Glanz des irdischen Daseins ist? Man prunkt da mit einer Sache, welche Würmer erzeugen und Würmer vernichten. In Indien soll es nämlich solch winzige Tierchen geben, welche den Stoff für dergleichen Kleider hervorbringen [5]. Muß man aber schon

---

[1] Cyprian. De habitu virgin. c. 12.

[2] Der hl. Augustinus eifert in seinen Schriften oft gegen den aus dem Heidentume herübergekommenen abergläubischen Gebrauch, Amulette zu tragen, der sich damals und später auch noch bei manchen Christen vorfand. So schreibt er im siebenten Traktate über das Johannesevangelium, Kap. 7: „Laßt uns nicht, wenn uns der Kopf schmerzt, zu den Beschwörern laufen, zu den Wahrsagern und Heilmitteln des Wahnes! Meine Brüder, soll ich euch nicht beklagen? Täglich finde ich jene Dinge, und was soll ich thun? Überzeuge ich Christen noch nicht, daß man auf Christus seine Hoffnung setzen müsse? Siehe, wenn einer, der ein Zaubermittel annahm, stirbt (wie viele sind samt den Zaubermitteln gestorben, und wie viele ohne Zaubermittel am Leben geblieben!), mit welcher Stirne ist seine Seele vor den Richterstuhl Gottes getreten? Verloren hat er das Zeichen Christi und angenommen das Zeichen des Teufels." Vgl. auch Kap. 12 des nämlichen Traktates.

[3] Homil. II. c. 3. [4] D. h. vor unverständigen Leuten.

[5] Es sind die Seidenraupen gemeint, die in Indien häufig vorkommen und sich dort von jeher einer vorzüglichen Pflege erfreuten.

Digitized by Google

jenen Prunk, den der Reichtum gewöhnlich mit sich bringt, Gold, Perlen, kostbare Kleider, mit allem Ernst vermeiden, wie viel mehr dann jene gekünstelte Putzsucht, wie das Schminken des Gesichtes mit Purpurfarbe, das Schwärzen der Augenbrauen, den affektierten Gang, das absichtliche Sprechen mit weicher Stimme, den frechen Blick, der die Leidenschaften entzündet, das unnötige Hin- und Herwerfen des Mantels oder der Tunika, einen mit ausgesuchter Kunst und Sorgfalt gefertigten Gürtel, ächzende Schuhe und andere Sachen mehr, welche böse Triebe erwecken. All dies verträgt sich nicht mit der Sittsamkeit und gilt als höchst unanständig und entehrend. Was soll man sagen zu dem Luxus mit köstlichen Gewürzen und wohlriechenden Sachen, welche aus Indien, aus Arabien und Persien hergeholt werden in trockenem und flüssigem Zustande, lauter Dinge, die nur einen ganz nutzlosen und überflüssigen Aufwand verursachen? Warum, o Weib, salbest du deinen Körper, der innen voll Unreinigkeit ist? Warum balsamierst du deinen Leib mit wohlriechenden Salben, der ja doch der Verwesung anheimfällt? Thust du nicht dasselbe, wie wenn jemand eine Salbe in den Kot wirft oder Balsam auf einen Ziegelstein gießt? Es giebt wirklich eine Salbe, wenn du willst, es giebt wirklich ein Parfüm, womit du deine Seele salben kannst, nicht aus Arabien, nicht aus Äthiopien, nicht aus Persien, sondern vom Himmel selber stammend, gekauft nicht mit Gold, sondern mit freier Wahl des sittlich Guten und mit ungeheucheltem Glauben. Diese Salbe kaufe dir, deren Wohlgeruch die ganze Welt zu erfüllen vermag! Von ihr dufteten, wie wir wissen, die Apostel. ‚Wir sind ein herrlicher Wohlgeruch,‘ sagt der hl. Paulus [1], ‚den einen zum Leben, den anderen zum Tode.‘“

Schließlich dürfen wir den hl. Hieronymus, einen noch strengern Sittenrichter, nicht vergessen, welcher die Frauen strengstens ermahnt, daß sie sich nicht mit entblößtem Hals oder Brust in der Öffentlichkeit zeigen, das Oberkleid zurückschlagen, um den Nacken sehen zu lassen, die Kleider, um größer zu scheinen, auf dem Boden schleppen, ihre Tunika absichtlich weit offen lassen, durch schwarzglänzende und Geräusch verursachende Schuhe die Aufmerksamkeit der männlichen Jugend auf sich ziehen, den Busen zu enge schnüren, die Lenden mittelst des Gürtels übertrieben zusammenpressen, die Haare über Stirne und Ohren herabhängen, das Oberkleid zuweilen herabfallen lassen und dabei die glänzend weißen Schultern entblößen, um sie ebenso schnell wieder zu bedecken, damit man ja nicht merken sollte, daß dies absichtlich geschehen; in scheinbarer Züchtigkeit das Antlitz verschleiern und dabei doch mit wahrer Buhlerkunst so viel davon sehen lassen, um die Begierlichkeit noch mehr zu reizen.“

[1] 2 Kor. 2, 15.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Über die Züchtigkeit der Sitten nach Ort und Zeit.
(Schluß.)

1. Kapitel.

Über das sittsame Betragen zu Hause und bei der Mahlzeit.

So wichtig die bisher behandelten Vorschriften der Sittsamkeit sind, so wenig dürfen die noch zu besprechenden außer acht gelassen werden. Es würde wenig nützen, in Beziehung auf Personen und Sachen die Gesetze des Anstandes zu beobachten, wenn man dabei den Ort und die Zeit unberücksichtigt ließe. Hier nun wird es unsere erste Sorge sein, in der Art und Weise unserer häuslichen Einrichtungen jene richtige Mitte zu treffen, die wir schon oben bei anderer Gelegenheit empfohlen haben. Unsere Lebensweise im Hause soll ebensoweit entfernt sein von jenem Aufwande und Glanze, in welchem man in der Gesellschaft oder im Theater erscheint, wie von jener Unreinlichkeit, die gar zu sehr an die Küche erinnert und die uns mit Recht den Vorwurf gänzlichen Mangels an Wohlanständigkeit zuziehen würde.

Vorab ist der Anstand bei der Mahlzeit dringend geboten. Die Lokalität dazu, sagt Varro[1], muß entsprechend gewählt sein; ist dieselbe unsauber, so macht dies einen höchst peinlichen Eindruck. Die Gerätschaften dürfen nicht in einem vernachlässigten Zustande sein, etwa nach dem Vorbilde des Diogenes, der sich zum Trinken eines hölzernen Gefäßes bediente. Ist das Tafelgeschirr unreinlich oder aber zu ärmlich gehalten, so berührt dies die Gäste höchst unangenehm. Hinsichtlich der Speisen ist zu beachten, daß sie nicht zu bäuerisch, zu ungebräuchlich und

[1] M. Terentius Varro aus Reato im Sabinerlande, geb. 116 v. Chr., wandte sich früh den gelehrten Studien zu, ohne sich darum vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er diente unter Pompejus in mehreren Feldzügen und blieb demselben, dem er innig befreundet war, bis zu dessen Untergang getreu. Seine Kriegszüge boten ihm Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen über Länder und Völker. Durch bewunderungswürdige Gelehrsamkeit, mit welcher Varro alle Gebiete des Wissens umfaßte, und die außerordentliche Menge seiner Schriften verschiedensten Inhaltes hat er sich den wohlverdienten Ruf des gelehrtesten aller Römer erworben. Von allen seinen Werken ist aber nur das im folgenden von Vegius wiederholt angezogene Buch über den Landbau (de re rustica) vollständig erhalten.

Digitized by Google

so kärglich seien, daß man meinen könnte, man sitze bei einem Gastmahle des Pythagoras[1]. Es wäre dies nicht nur ein augenscheinlicher Beweis von geringem Anstandsgefühle und Aufmerksamkeit, sondern ebensosehr von Geiz und grobem Unverstande. Andererseits meide man ebensosehr einen zu großen Aufwand in Hinsicht auf Kostspieligkeit, Auswahl und Mannigfaltigkeit der Speisen und überhaupt den übertriebenen Prunk. „Die Mahlzeit", verlangt Plinius[2], „soll kurz und sparsam sein. Wie in der Vorbereitung und in den Auslagen, so muß auch rücksichtlich der Zeit ein gewisses Maß beobachtet werden." Wir wollen im Luxus der Tafel nicht der Kleopatra[3] gleichen und uns dem Vorwurfe maßloser Eßgier und Unersättlichkeit aussetzen. Wir wollen uns nicht auf die besondere Pflege unseres Bauches verlegen, den Diogenes ebenso wahr als witzig die „Charybdis des Lebens" genannt hat. Nichts ist für Leib und Seele schädlicher, nichts hält die Geisteskräfte mehr danieder, nichts wirkt nachteiliger auf die Sittsamkeit, nichts befördert mehr den Stumpfsinn und die Dummheit, als die Unmäßigkeit im Essen.

Bekannt ist die geistige Beschränktheit und angeborne Vergeßlichkeit des Kaisers Claudius Nero. Von ihm wird erzählt, daß er sich regelmäßig und bei jeder Gelegenheit dermaßen vollgegessen und getrunken habe, daß er kaum einmal vom Tische aufstand, ohne sich übersättigt und berauscht zu haben. Er legte sich dann gewöhnlich auf den Rücken und schlief ein, worauf man ihm, sobald er den Mund öffnete, eine Feder hineinsteckte und ihn so zum Erbrechen reizte[4]. Ist ein solches Benehmen für den Menschen überhaupt eine Schmach und Schande, so ist es dies um so mehr bei einem Fürsten oder sonstigen hochgestellten Manne. Wer sollte z. B. nicht einen Kaiser Vitellius verabscheuen, dessen schmählicher Eßgier wie nicht minder niederträchtiger Gesinnung schließlich auch ein entsprechendes Ende folgte[5]. Wer nicht den Usurpator Clodius Albinus[6], jenen

[1] Die Anhänger der pythagoräischen Schule beobachteten eine strenge Lebensweise. Sie enthielten sich u. a. des Fleischgenusses und des Weines. Cf. Diog. Laert. VIII. 1. 18.

[2] Epist. l. III. n. 12.

[3] Tochter des Königs Ptolomäus Auletes von Ägypten, geb. 69 v. Chr., bekannt durch ihren ungeheuren Aufwand bei den Gastmählern. Vgl. Plut. Anton. c. 25 sqq.

[4] Sueton. Claud. c. 33.

[5] Aulus Vitellius wurde im Jahre 68 n. Chr. von den Soldaten in Germanien gegen Galba zum Kaiser ausgerufen. Das schwelgerische Leben, dem er sich hingab, machte aber seine Regierung bald verhaßt, so daß seine Feldherren und Soldaten ihm abtrünnig wurden und zu Vespasian übergingen. Als dieser sich fast ohne Widerstand der Stadt Rom bemächtigte, versteckte sich Vitellius in seinem Palaste, ward aber entdeckt und trotz seiner flehentlichen Bitten um Schonung seines Lebens, die Hände auf den Rücken gebunden, um den Hals einen Strick, unter Hohn und Schimpf auf das Forum geschleppt, grausam niedergemetzelt und an einem Haken in den Tiber geschleift (69 n. Chr.). Sueton. Vitell. c. 13 seqq. Tacit. Histor. l. II. c. 95 seqq.

[6] Klodius Albinus, geb. zu Adrumetum in Afrika, diente unter Kaiser Mark

Digitized by Google

blutdürstigen Unmenschen, der seiner Völlerei in dem Grade die Zügel schießen ließ, daß er außer dem gewöhnlichen Zugemüse zu den Fleischspeisen noch 500 Feigen, 100 kampanische Pfirsiche, 10 große Melonen von Ostia und 20 Pfund labikanische[1] Weintrauben konsumierte? Wer nicht jene beiden von Probus Augustus überwundenen Tyrannen Bonosus[2] und Firmus, von denen der letztere zwar wenig Wein, dagegen aber so viel Speise zu sich nahm, daß er einen Strauß an einem Tage vollständig verzehrte, der erstere hinwieder im Trinken Übermenschliches leistete, so zwar, daß er alles, was er zum Munde hineingoß, gleich einer Rinne wiedergab. Kaiser Aurelian pflegte von demselben zu sagen: „Bonosus ist nicht geboren, um zu leben, sondern um zu trinken.“ [3] Als derselbe, von Probus überwältigt, sein Leben mit dem Stricke endigte, machte über ihn das Scherzwort die Runde, „kein Mensch, sondern ein Faß sei zu Grunde gegangen“. — Aber selbst an einem Markus Antonius haftete der Schandfleck, daß er einer unersättlichen Eß- und Trinkgier fröhnte; ja einmal soll er in dieser Beziehung so sehr alles Maß überschritten haben, daß er die am vorigen Tage eingenommene Mahlzeit infolge unsinniger Überladung des Magens mitten auf dem Forum von sich gab[4].

Wie sticht gegen solche Unmäßigkeit das ehrenwerte Beispiel eines Kaisers Augustus ab, der sich mit wenig und meistens fast bürgerlicher Kost begnügte. Er aß am liebsten Brot von geringerer Qualität, kleine Fischchen, Käse von Kuhmilch, der von Hand gepreßt war[5], und frische Feigen von zweimal tragenden Bäumen[6]. Seine Tafel bestand gewöhnlich aus drei, im höchsten Fall aus nicht mehr denn sechs Gedecken; so gering war der Aufwand für seine Gäste[7]. Gleiche Anerkennung wurde auch dem Alexander Severus für seine zahlreichen Verdienste überhaupt und insbesondere für seine sparsame Lebensweise zu teil. Kaiser Tacitus[8] soll selbst mit bitteren Speisen vorlieb genommen und stets trockenes Brot, das nur mit Salz gewürzt war, genossen haben. Einen Fasan sah man

---

Aurel im römischen Heere, wurde nach dem Tode des Kaisers Pertinax von seinen Legionen zum Imperator ausgerufen und fiel im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler Severus 197 n. Chr. Cf. Dio Cassius 75, 4 seqq.

[1] Von Labicum (Lavicum), einer Stadt Latiums unweit Rom.

[2] Bonosus, geb. in Spanien, aus einem keltischen Geschlechte, diente zuerst unter Kaiser Aurelian, dem er durch seine kolossalen Leistungen im Trinken nützlich wurde, indem er die Gesandten der Barbaren (Goten) trunken machte und mit Hilfe des Weines ihnen ihre Geheimnisse entlockte. Er empörte sich später gegen Aurelians Nachfolger Probus und wurde nach langem Kampfe überwunden (um 280 n. Chr.). Pauly, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft I, 2439.

[3] Non, ut vivat, sed ut bibat. [4] Plutarch. Marc. Anton. c. 9.

[5] Die eine Art Käse bei den Römern wurde nur mit der Hand gepreßt, die andere mit eigenen Instrumenten und darauf gelegten Gewichtmassen; ersterer war selbstverständlich der geringere.

[6] Sueton. Octavian. c. 76. [7] Ibid. c. 74.

[8] Markus Claudius Tacitus wurde im Jahre 275 zum römischen Kaiser gewählt und regierte nur sechs Monate.

Digitized by Google

außer an seinem und seiner Familie Geburtstag oder an Festen nie auf seiner Tafel. Die alten Römer beobachteten überhaupt eine große Sparsamkeit und suchten dieselbe nicht bloß durch Einfachheit in ihrer Lebensweise und häuslichen Ordnung, sondern auch von Staatswegen durch eine Reihe trefflicher Gesetzesbestimmungen aufrecht zu erhalten. Ich erinnere in dieser Beziehung an die Gesetze des Fannius, Licinius, Ämilius, Cincius, Julius, welche den Aufwand bei Gastmählern, den Standesunterschied der Bürger, die Feier der Feste, die Art und Zahl der Speisen regelten [1].

Eine mäßige Lebensweise trägt aber nicht nur zur Bildung der Sitten, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit des Körpers bei. Sokrates, der eine sehr mäßige und sparsame Lebensweise führte, erfreute sich einer so festen Gesundheit, daß die Pest, welche in Athen wiederholt auftrat, bekanntlich ihm allein nichts anzuhaben vermochte. Der Stoiker Zeno, der immer höchst einfach und mäßig lebte, blieb zeitlebens frisch und gesund und erreichte ein Alter von achtundachtzig Jahren [2]. Hingegen zog sich der Philosoph Lazydes [3], obwohl sonst ein Mann von außerordentlicher Strenge, infolge starken Trinkens eine Nervenlähmung zu, an der er auch starb. Das nämliche Los traf seinen Lehrer Arcesilaus, der gleichfalls übermäßigem Weingenusse ergeben war.

Pythagoras hatte somit wohl recht, da er die Trunksucht ein Verderben nannte [4]. Es ist auch in der That nichts geeigneter, die Würde der Menschennatur zu schänden und ihre Kräfte zu untergraben. Denn wenn wir der Natur folgen, so verlangt sie nicht mehr, als den Durst zu stillen; wenn wir dagegen der Leidenschaft nachgeben, so zeigt sie sich unersättlich. Sie umnebelt, wenn man ihr freien Lauf läßt, den Verstand und rennt mit dem Menschen, wie Isokrates sagt, gleich einem Wagen ohne Fuhrmann jählings bergab. Da tritt dann notwendigerweise die ganze menschliche Thorheit in ihrer Größe und Blöße ans Tageslicht; es bricht die Leidenschaft mit blinder Wut hervor, wie der in Gährung begriffene Wein aus dem verschlossenen Fasse. Da kann von einer Herrschaft der Vernunft nicht mehr die Rede sein, wo sie unter einem Schwall von Wein und Speise gleichsam begraben liegt. Was trieb den Alexander von Macedonien zur Ermordung seines treuesten Freundes Klitus, dieses trefflichen Mannes, als der übermäßige Genuß von Speise

---

[1] Die lex Fannia z. B. beschränkte den Aufwand an Festtagen auf 100 Asse (ungefähr acht Mark), an zehn anderen Tagen des Monats auf 30, an allen übrigen Tagen auf 10 Asse. — Die lex Licinia setzte fest, daß an gemeinen Tagen nicht mehr als drei Pfund von frischem und ein Pfund von gesalzenem Fleisch, von Feldfrüchten so viel, als man wollte, aufgetragen werde. Bei Köhler S. 346, Note. Cf. Gell. II, 24, 7. 8.

[2] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 25.

[3] Diog. Laert. l. IV. c. 8. n. 6. Lazydes aus Cyrene gehörte der neuern akademischen Schule an und lehrte um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zu Athen.

[4] Diog. Laert. l. VIII. c. 1. n. 7.


Digitized by Google

und Trank, der ihn seiner Besinnung beraubte? Am folgenden Tage, da die betäubende Wirkung des Weines vorbei war, erfaßte ihn ja eine solche Reue über seine That, daß er nahe daran war, Hand an sein eigenes Leben zu legen [1]. Was hat — wenn wir den Dichtern glauben wollen — den Krieg der Lapithen, deren blutigen Kampf mit Pirithous und Theseus uns Ovid schildert [2], heraufbeschworen, als Becher und üppige Gelage?

Man kann daher den hohen Wert der Mäßigkeit nie genug schätzen, indem sie das trefflichste Förderungsmittel nicht nur des körperlichen Wohlbefindens, sondern auch der Gesundheit des Geistes ist.

Den gegebenen Vorschriften müssen wir noch beifügen, daß es unstatthaft ist, bei Tische neumodische Gebräuche irgendwelcher Art einzuführen. So fiel es dem Augustus einst bei, sich bei einem Gastmahle in der Gestalt Apollos zu zeigen, wobei auch die übrigen Gäste als Götter und Göttinnen gekleidet zu Tische saßen. Die Sache erregte aber bei jedermann großen Unwillen und wurde dem Kaiser zeitlebens sehr übel vermerkt [3]. Höchst unschicklich wäre es auch, wenn man die feineren Gerichte sich selbst vorbehielte, den anderen hingegen nur gewöhnliche servieren würde. Ein solches Gebahren geißelt der Dichter [4], wenn er sagt:

> Andern wird schimmliges Brot aus gröbstem Mehle bereitet,
> Zartes jedoch und weißes von feinerem Mehle dem Herren.

Ein lobenswertes Beispiel von strenger und sorgfältiger Ordnung im Regiment des Hauses giebt uns Cäsar. Als einst dessen Bäcker den Gästen anderes Brot vorsetzte als ihm selbst, ließ er denselben zur Strafe in Ketten legen [5]. Unbescheiden wäre es auch, wenn man für den Fall, daß einem die aufgetragenen Speisen nicht munden, andere verlangen würde. Als Cäsar einst zu Gaste geladen war und man bei der Mahlzeit aus Zufall statt frisches Öl altes auftrug, ließen es die anderen Gäste stehen; Cäsar allein langte kräftig zu, um sich nicht den Schein zu geben, daß er den Gastgeber für unaufmerksam und unhöflich halte [6]. Man habe auch acht, daß man Personen, denen nach ihrem Alter oder Bildungsgrade ein höherer Rang gebührt, bei Tische nicht zurücksetze. Es ist schon oben, wo von der Ehrfurcht gegen das Greisenalter die Rede war, bemerkt worden, wie rücksichtsvoll die Alten in dieser Hinsicht waren [7]. Hat ja schon unser Heiland die Mahnung ausgesprochen: „Wenn du

---

[1] Vgl. die ausführliche und drastische Schilderung dieses Vorgangs bei Plutarch. Alex. Magn. c. 50—52.

[2] Metam. l. XII. v. 219 seqq. Pirithous hatte sich mit der Tochter eines Lapithen vermählt und zur Hochzeit auch die Kentauren geladen. Als einer der letzteren, vom Weine berauscht, die Braut entführen wollte, kam es zu einem grimmigen Kampfe zwischen den Lapithen und Kentauren.

[3] Sueton. Octavian. c. 70.

[4] Juven. Sat. V. v. 67—71.

[5] Sueton. Jul. Caes. c. 48.

[6] Sueton. Jul. Caes. c. 53.

[7] Siehe 4. Buch, Kap. 7.


Digitized by Google

von jemanden zur Hochzeit eingeladen bist, so setze dich nicht an den ersten Platz, damit nicht, wenn etwa ein Höherstehender als du von ihm eingeladen ist, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, komme und zu dir spreche: Mache diesem Platz, und du alsdann beschämt den letzten Platz einnehmen müßtest." [1] Selbst die Art und Weise, wie man sich zu Tische setzt, soll nicht gegen die gute Sitte und den Anstand verstoßen. Ein treffliches Beispiel bietet uns hier Quintus Sertorius [2], ein Mann, dessen Benehmen übrigens in jeder Hinsicht ein musterhaftes war. Derselbe hielt darauf, während der Mahlzeit stets die größte Ehrbarkeit zu beobachten, in jeder Beziehung den Anstand zu wahren und nichts zu dulden, was für das Auge oder Ohr Anstoß erregen konnte [3].

Die Gäste, verlangt Varro [4], seien ferner weder zu redselig noch zu wortkarg. Die Beredsamkeit gehört auf das Forum und in den Gerichtssaal, das Stillschweigen paßt fürs Schlafgemach, nicht aber für den Gasttisch. Immerhin jedoch liegt die Gefahr näher, des Guten zu viel zu thun im Reden als im Schweigen. Hieran erinnert uns ein trefflicher Ausspruch des Xenokrates. Als er nämlich einmal in Gesellschaft war und man sich in Schmähungen erging, sprach er kein Wort. Auf die Frage, warum er allein so schweigsam sei, gab er zur Antwort: „Weil es mich auch schon gereut hat, gesprochen, noch nie aber, geschwiegen zu haben." [5] Die Geschwätzigkeit ist ein Fehler, vor dem man sich immer wohl zu hüten hat und zumal bei Tische. „Die Zunge", sagt Chilo von Lacedämon, „mußt du stets, vorzüglich aber bei einem Gastmahle wohl im Zaume halten." Als der Stoiker Zeno einst bei Tafel nichts sprach und man ihn nach dem Grunde seines Stillschweigens fragte, erwiderte er: „Melde dem König, es sei jemand da, der zu schweigen verstehe." [6] Auch lautete ein Wahlspruch des genannten Philosophen: „Es ist besser, mit den Füßen auszugleiten, als mit der Zunge." [7] Legen wir uns also in dieser Hinsicht Zurückhaltung auf, damit wir ja nie in unserm Gespräche der Achtung oder dem guten Rufe des Mitmenschen zu nahe treten; reden wir jedermann seiner Stellung

---

[1] Luk. 14, 8.

[2] Bekannt als Feldherr durch seine Kämpfe im Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla (80—72 v. Chr.).

[3] Plutarch. Sertor. c. 26. Ergänze: Probandus quoque admodum est mos Saturnini, cujusdam tyranni Romanorum, qui in convivio discumbere milites, ne inferiora denudarentur, cum sagis jussit, hieme gravibus, aestate perlucidis.

[4] Bei Gell. Noct. Attic. l. XIII. c. 11. 5.

[5] Valer. Max. l. VII. c. 2.

[6] Diog. Laert. l. VII. c. 1. n. 19. 24. Unter dem König ist wohl Antigonus Gonatas von Macedonien zu verstehen, der ein großer Verehrer Zenos war und ihn oft zu Tische lud.

[7] Ibid. n. 22.


Digitized by Google

gemäß in würdiger und höflicher Weise an. Ist unsere Meinung eine abweichende, so bringen wir dieselbe in rücksichtsvoller und bescheidener Form an. Befolgen wir das löbliche Beispiel des Augustus[1], indem wir jene Gäste, welche schweigsam sind oder nur leise miteinander verkehren, mit besonderer Zuvorkommenheit veranlassen, an der gemeinschaftlichen Konversation teilzunehmen. Der vorgenannte Quintus Sertorius mag uns auch darin als Vorbild dienen, daß seine Gäste keine lieblose Reden führen oder sich gegenseitig schelten durften, so gerne er ihnen andererseits einen harmlosen Scherz innert den Schranken des Anstandes gestattete[2]. Indes soll sich das Gespräch — sagt Varro[3] — bei solcher Gelegenheit nicht um trübselige und verwickelte Gegenstände drehen, sondern vielmehr heiter und ansprechend sein und das Reizende und Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, wodurch unser Geist eine gewisse Verfeinerung und Veredlung erfährt. Dies, meint er, wird aber sicher der Fall sein, wenn wir über die Vorkommnisse des täglichen Lebens plaudern, wozu wir auf dem Forum und im Geschäftsleben keine Zeit finden. Beobachten wir sodann bei aller Heiterkeit eine gewisse Zurückhaltung; wenn wir uns Erholung gönnen, so darf sie, wie Ambrosius sagt, nicht derart sein, daß unsere Manneswürde beeinträchtigt und Disharmonie und Widersprüche in unser sittliches Verhalten gebracht werden. Das Mahl, meint schon Plinius, soll mit sokratischen Gesprächen gewürzt sein, doch so, daß man dabei nicht alles Maß überschreitet[4].

Sehr lohnend wird es auch sein, während des Mahles etwas, das Unterhaltung und Belehrung zugleich bietet, vorlesen zu lassen. Hierzu eignen sich ganz vorzüglich die Thaten unserer Ahnen, wie sie uns von der Geschichte überliefert werden. Es war dies schon die Meinung des Varro, und viele gelehrte Männer des Altertums, zumal Kaiser Alexander Severus, befolgten diese Sitte. Letzterem gebührt zugleich die höchste Anerkennung, daß er einen Paulus und Ulpianus, zwei berühmte Rechtslehrer, die er durch reiche Belohnungen und Ehrenbezeugungen auszeichnete, sowie andere gelehrte Männer an seine Tafel zog, um sich, wie er sagte, an ihren wissenschaftlichen Gesprächen zu erholen und zu bilden[5]. Wir möchten sein Beispiel Privatleuten sowohl als Fürsten bestens empfehlen, statt bei Tische bloß an dem nichtssagenden, phrasenhaften und erlogenen Geschwätze von Possenreißern und Schmeichlern Vergnügen zu finden.

---

[1] Sueton. Octav. c. 74. [2] Sueton. l. c.

[3] Bei Gell. Noct. Attic. l. XIII. c. 11. 4.

[4] Epist. l. III. n. 12. Plinius verlangt, daß bei Tische keine thörichte und zwecklose, sondern nach der Art des Sokrates nur erbauliche und lehrreiche Gespräche geführt werden. Vgl. auch Cic. de off. l. I. c. 30 et 37.

[5] Dio Cass. l. LXXX. c. 1.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Von dem ehrerbietigen Betragen in der Kirche und an anderen heiligen Orten.

Wenn schon die Privathäuser ein sittsames Betragen erfordern, wie viel mehr dann die öffentlichen Gebäude. Denn je mehr wir den Blicken der Menschen ausgesetzt sind, eine um so größere Zurückhaltung und Eingezogenheit müssen wir beobachten. Unter den öffentlichen Orten aber ist keiner, dem mehr Achtung und Ehrfurcht gebührt, als derjenige, in welchem das Lob Gottes gefeiert wird. Darum müssen wir im Tempel die größte Ehrerbietigkeit an den Tag legen; wir dürfen darin nichts thun, was als Geringschätzung gegen den unsterblichen Gott, dessen Dienst er geweiht ist, erscheinen könnte, gegen ihn, den wir für die unermeßlichen Wohlthaten, die er uns schon erwiesen und noch stetsfort erweist, niemals gebührend loben und erheben können. Vor allem aber müssen wir uns hüten, in den Kirchen Geschäfte abzumachen, die auf den Markt gehören. Ferne seien von ihnen die Tische der Geldwechsler, ferne die Buden aller Art, ferne die Zänkereien der Advokaten, ferne das geschäftige Hin- und Herrennen der Käufer und Mäkler! Wie sehr der Heiland selbst dergleichen Unfug verabscheut und verurteilt, das zeigt uns das Evangelium. „Denn," heißt es daselbst, „als Jesus nun in den Tempel eingetreten war, begann er, die Käufer und Verkäufer daselbst auszutreiben und die Tische der Wechsler und die Stände der Taubenhändler warf er um und sprach: Es steht geschrieben: Mein Haus wird ein Bethaus genannt werden; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht." [1]

Man nehme sich ferner wohl in acht, daß man in der Kirche nichts Ungeziemendes oder Unehrbares begehe. Man zügle seine Augen und halte sie fern von aller Ausgelassenheit und Frechheit, von allen verführerischen Blicken, damit die tiefernste und geheimnisvolle Mahnung unseres Heilandes: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus und wirf es von dir" [2], nicht auch uns zugerufen werde. Die Geschichte hat uns einige Fälle dieser Art überliefert, welche so schändlich sind, daß die Feder sich sträubt, sie auch nur anzuführen, und ich weiß in der That nicht, welche Strafe streng genug wäre, um solche Frevel gebührend zu züchtigen. Über die Maßen schändlich und verabscheuungswürdig war der Ehebruch, den Publius Clodius [3] am Feste der Bona

---

[1] Matth. 21, 12. 13. [2] Matth. 5, 29.

[3] Publius Clodius Pulcher wurde von Cäsars Gemahlin, Pompeja, in Frauenzimmertracht verkleidet, zu dem Feste der Bona Dea, dem bei Todesstrafe kein Mann beiwohnen durfte, gezogen. Er ward entdeckt, entfernt und angeklagt, jedoch wegen seiner Beliebtheit beim Volke losgesprochen. Clodius fiel 53 v. Chr. durch Milo, als beide sich auf der Straße begegneten und es zwischen ihrer be-

Digitized by Google

Dea mit Pompeja, der Gemahlin Cäsars, beging, gerecht aber auch die Strafe, welche die Richter nach Entdeckung dieser Schandthat über ihn verhängten. Und als Hippomenes und Atalanta [1] im Tempel der Cybele Ungebührliches verübten, da „wandten“, wenn wir den Worten des Dichters glauben dürfen,

„Rückwärts die Bilder den Blick und die Mutter im Turmkranz [2]
Wollte die Schuldigen schon in die stygische Welle versenken“ [3].

Allein man hüte sich ebensosehr auch vor anderen Unehrerbietigkeiten, die weniger bedeutend erscheinen, als die eben angeführten. Man achte wohl auf die verschiedenen Handlungen des Priesters und unterlasse nicht, das Haupt zu entblößen, sich zu verneigen, die Kniee zu beugen, kurz alle Zeichen eines lebendigen Glaubens und einer innigen Andacht zu machen, wie sie jeder einzelne Akt des Gottesdienstes erfordert. Man laufe nicht umher, schwatze und lache nicht und vermeide jedes Geräusch und jede Zänkerei; man stelle sich nicht vor die Thüre, wie die Frauen zu thun pflegen, schaue nicht rückwarts und entferne sich nicht, bevor der Gottesdienst zu Ende ist, es sei denn aus zwingender Ursache. Die Heiden waren in dieser Beziehung sehr gewissenhaft. Als sich einst während der Feier der Cirkusspiele zu Ehren Apollos die Schreckenskunde verbreitete, daß Hannibal vor dem Collinischen Thore stehe, da eilte alles zu den Waffen und stürmte hinaus. Nach ihrer Rückkehr aber ergriff die Römer eine gewaltige Furcht wegen ihres Vergehens, bis sie im Cirkus einen Greis bemerkten, welcher den Tanz (zu Ehren Apollos) ununterbrochen fortgesetzt hatte, woher dann das Sprichwort entstand: „Noch steht alles gut, es tanzt der Greis.“ [4] Die Heiden hegten überhaupt die

---

waffneten Begleitung zur Thätlichkeit kam. Milo ward deshalb angeklagt und mußte, trotz der glänzenden Verteidigung durch Cicero (oratio pro Milone), in die Verbannung gehen. Über die Göttin Bona Dea und deren Kult vgl. Macrobius, Saturnalium lib. I. cap. 12 und Advers. gentes lib. V, auch Ciceros Oratio de haruspicum responsis.

[1] Atalanta, böotische Heroine, Tochter des Schöneus, ausgezeichnet durch Schönheit und Schnelligkeit, wurde die Gemahlin des Hippomenes, der sie im Wettlaufe besiegt hatte. Sie wurden von Cybele, in deren Tempel sie sich Ungeziemendes erlaubten, zur Strafe in Löwen verwandelt. Vgl. hierüber Ovid. Metamorph. 10, 575 sqq.

[2] Cybele, die große Göttin, die Berg- und Waldmutter, war der Mittelpunkt der thrakisch-phrygischen Gäolatrie, die tellurische Produktionskraft der Berge und Wälder und weiterhin die Mutter Natur, daher oft der Gäa, Demeter, Aphrodite gleichgesetzt. Als lebenverbreitende Göttin war Cybele auch Begründerin des Wein- und Ackerbaues und der sich daraus entwickelnden Kultur, also auch Gründerin der Städte und Burgen, weshalb sie mit einer Mauerkrone auf dem Haupte dargestellt wird.

[3] Ovid. Metamorph. l. X. v. 696.

[4] Salva res est, saltat senex. Die Assonanz läßt sich im Deutschen nicht wohl wiedergeben. Eine ähnliche Bedeutung hat unser „Noch ist Polen nicht verloren“.


Digitized by Google

größte Hochachtung gegen die Religion, so zwar, daß es nicht einmal erlaubt war, selbst solche, die sich der schwersten Vergehen schuldig gemacht hatten, gewaltsam aus den Tempeln herauszureißen und fortzuschaffen [1]. Nicht weniger merkwürdig ist, was Augustinus von den Goten, diesem rohen und barbarischen Volke, berichtet [2]. Als diese nämlich in Italien eingebrochen waren und mancherorts schreckliche Greuelthaten verübten, so ließen sie doch allen ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, die sich in die Kirchen geflüchtet hatten, Schonung angedeihen. Welcher Christ sollte sich nicht schämen, an heiligen Stätten nicht die tiefste und aufrichtigste Ehrfurcht an den Tag zu legen, da selbst rohe Barbaren dies gethan haben?

Wer muß nicht mit Schmerz und Unwillen erfüllt werden, wenn er sieht, daß die Christen (ich rede von solchen, die sich zuweilen für die ernsteren und weiseren halten) dahin gekommen sind, daß sie sich in der Kirche nicht anders denn wie auf öffentlicher Straße und auf dem Markte aufführen, gleich als ob sie dieselbe besuchten, um Geschäfte zu treiben, nicht

[1] Gegen die gottesdienstlichen Gebäude hegte man, wegen ihrer hohen Bestimmung zur Feier des Kultus, stets eine besondere Achtung, welche sich schon bei den Heiden und Israeliten, in einem noch viel höhern Grade aber bei den Christen bethätigte, indem man den Kirchen derselben auch das Recht der Unverletzbarkeit für die dahin Geflüchteten beilegte. Dieses Asylrecht wurde bald von den geistlichen und weltlichen Gesetzen anerkannt und schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts auch auf die bischöfliche Wohnung und auf den Kirchhof, später auch auf die Kreuze an den Wegen ausgedehnt. Es bildete eine heilsame Schutzwehr gegen die formlose und oft grausame Rechtspflege und besonders gegen die Blutrache der Germanen im Mittelalter.

[2] In seinem Werke De civitate Dei lib. I. c. 1, wo Augustinus von der Undankbarkeit jener Gegner des Christentums handelt, welche ihre Rettung aus den Händen der Barbaren nur dem Namen Christi verdankten, schreibt er u. a.: „Viele sind undankbar gegen des Erlösers Wohlthaten, die so augenscheinlich sind, daß sie heute gegen denselben ihre Zungen nicht in Bewegung setzen würden, wenn sie nicht, vor dem Schwerte des Feindes fliehend, an seinen geheiligten Stätten das Leben, dessen sie sich nun hochmütig überheben, gefunden hätten. Oder sind nicht auch jene Römer dem Namen Christi feindlich, deren die Barbaren um Christi willen schonten? Es bezeugen dies die Stätten der Märtyrer und die Basiliken der Apostel (Alarich hatte nämlich befohlen, derjenigen, welche dorthin geflohen waren, zu schonen), welche bei jener Plünderung der Stadt denen, welche zu ihnen ihre Zuflucht nahmen, Eigenen (d. i. den Christen) und Fremden (d. h. den Juden, Häretikern und Heiden) Aufnahme gewährten. Bis dorthin wütete der blutgierige Feind; dort fand die Wut des Mörders eine Grenze, dorthin wurden von mitleidigen Feinden jene geführt, deren sie auch außerhalb dieser Stätten geschont hatten, damit sie nicht solchen in die Hände fielen, welche eine ähnliche Barmherzigkeit nicht kannten. Selbst diejenigen jedoch, welche anderswo ihren Grimm ausgelassen und nach Feindesart gewütet hatten, legten, nachdem sie an jene Stätten gekommen, wo untersagt war, was ihnen anderswo nach dem Kriegsrechte gestattet gewesen wäre, ihrer Mordgier in allweg die Zügel an und thaten der Begierde, Gefangene zu machen, Abbruch. So fanden viele Rettung, welche nun auf die christlichen Zeiten schmähen und die Übel, welche jene Stadt zu ertragen hatte, Christus zuschreiben.“ Über den Gottesstaat, übers. von Ulrich Uhl. Kempten, Kösel, 1873. I, 16.


Digitized by Google

aber um zu beten. Möchten sie einmal aufhören, Gottes Heiligkeit und Majestät so zu mißachten; möchten sie ihm die gebührende Ehre erweisen, und zwar an jedem Orte und zu jeder Zeit, besonders aber, wenn der Gottesdienst gefeiert und das heilige Opfer auf dem Altare dem Allerhöchsten dargebracht wird. Wir wenden uns hier vor allem an die Jünglinge und bitten sie inständig, diesen unseren Mahnungen zu folgen und nicht das schlechte Beispiel vieler, selbst älterer Personen, nachzuahmen, deren Betragen in der Kirche ein höchst unanständiges, ja geradezu schamloses ist.

3. Kapitel.

Von der Beobachtung der Sittsamkeit auf dem Markte und an anderen öffentlichen Orten.

Es ist uns zwar auf dem Markte und an anderen ungeweihten öffentlichen Orten ein freieres und ungebundeneres Benehmen erlaubt; doch sollen wir auch hier die Regeln des Anstandes sorgfältig beobachten. Denn wenn auch die Verschiedenheit des Ortes ein verschiedenes Betragen erfordert, so doch immer ein gesetztes und wohlanständiges. So ist es z. B. nicht zu billigen, daß man lange schweigend dasteht oder sich ganz in seine Gedanken verliert; daß man andere nicht grüßt oder den Grüßenden ihre Höflichkeitsbezeugung nicht erwidert. Desgleichen verstößt es gegen den Anstand, auf offenem Platze zu speisen, wie die Cyniker thaten. Wahr ist allerdings, daß dies auch bei unseren Ahnen Sitte war. Doch läßt es sich bei ihnen, wenn nicht gerade billigen, doch insofern erklären, als dieselben eben viel einfacher und naturgemäßer lebten als wir. Jenes noch nicht verweichlichte Zeitalter wußte eben nichts von einem so übertriebenen Aufwande bei den Mahlzeiten, daß man sich geschämt hätte, vor den Augen aller zu speisen.

Als ungeziemend müßte man es ferner bezeichnen, wenn einer öffentlich tanzen, nicht aber, wenn er singen würde, welch letzteres bei den Galliern Sitte war. So berichtet uns Quintus Claudius Quadrigarius, daß jener Gallier, den Titus Manlius im Zweikampfe überwand und des Lebens, sowie seiner Halskette beraubte (daher hatte letzterer auch seinen Beinamen), singend zu jenem Kampfe ausgezogen sei [1]. Roheit aber ist es, wenn einer zu stark lärmt oder schimpft, mit allzu großer Hast daherläuft, wenn er gleich einem Wahnsinnigen mit Prügeln und Steinen hantiert. Die Grobheit aufs äußerste treiben aber hieße es, wenn jemand die ihm Begegnenden schlagen würde. Man erzählt von Lucius Veratius, einem überaus frechen und rohen Gesellen, daß er

[1] Bei Gell. Noct. Attic. l. IX. c. 13. 18. Im Kriege der Römer mit den Galliern (343—290 v. Chr.) forderte Titus Manlius einen Gallier zum Zweikampfe heraus. Er tötete seinen Gegner, behielt aber von dessen Ausrüstung nichts als die Halskette (torques), woher er den Beinamen Torquatus erhielt.

Digitized by Google

seine Freude daran hatte, dem nächsten besten, der ihm begegnete, eine Maulschelle zu geben. Weil aber nach dem Gesetze der zwölf Tafeln eine Strafe von fünfundzwanzig Aß[1] auf ein solches Vergehen gesetzt war, so ließ er stets einen Diener mit einem Beutel voll Münzen hinter sich hergehen, welcher sofort, wenn er eine Maulschelle appliziert hatte, das Geld dafür auszahlen mußte[2].

Möchte also die Jugend solchen und ähnlichen Ausschreitungen ferne bleiben. Wenn das Ungebührliche eines solch frechen Benehmens auch offen zu Tage liegt, so daß eine Rüge desselben unnötig erscheinen möchte, so haben wir es gleichwohl keineswegs für überflüssig gehalten, jenes Alter, das so leicht und rasch auf Abwege gerät, davor zu warnen.

4. Kapitel.

Über die Sittsamkeit, die man beim Landleben zu beobachten hat.

Weil sich nicht jedermann mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens befassen kann und daher manche auf landwirtschaftliche Bethätigung angewiesen sind, so dürfte es wohl am Platze sein, auch einige Regeln über die Art und Weise des Landlebens mitzuteilen. Es scheint mir dies um so gerechtfertigter, weil die Gewöhnung an das ländliche Leben eine eigentümliche Vorliebe zu einem braven, eingezogenen Wandel, die Verachtung der sinnlichen Vergnügen und einen entschiedenen Haß und Abscheu gegen alle Niedertracht und Schlechtigkeit hervorbringt, während letztere in den Städten leider nur zu üppig gedeihen. „Die sich dieser Thätigkeit widmen," sagt Cato in seinem Buche über die Landwirtschaft[3], „sind am allerwenigsten Leute von übler Gesinnung." „Dieser Umstand", bemerkt derselbe Gewährsmann, „veranlaßte schon die Alten, wenn sie jemanden das Zeugnis eines tüchtigen Mannes ausstellen wollten, zu der Redensart: ‚Er ist ein guter Bauer, ein trefflicher Landwirt.'" Damit glaubte man ihm das glänzendste Lob gespendet zu haben. „Es giebt keine unschuldigeren Leute," sagt Augustinus, „als jene, welche sich dieser Beschäftigung hingeben und mit großer Umsicht ihre volle Sorgfalt darauf verwenden. Zudem bietet der Landbau gar viele Annehmlichkeiten; sehen wir doch manche ihre Felder mit solcher Herzensfreude bebauen, daß sie es für eine schwere Strafe halten würden, wenn sie dieser Beschäftigung entsagen müßten." Auch Cicero sagt, daß es von allen Erwerbsquellen keine bessere, keine reichlichere, keine ansprechendere, keine ehrwürdigere, keine eines freien Mannes würdigere gebe, als der Landbau[4].

In der That ist das ländliche Leben durchaus nüchtern und unverdorben, angenehm und liebenswürdig in jeder Hinsicht, und hat die größte

[1] D. i. ungefähr zwei Mark. [2] Gell. l. XX. c. 1. 12. 13.
[3] De re rustica, praef.
[4] De offic. l. I. c. 42. 151: Omnium autem rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil agri cultura melius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius.

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit jenem goldenen Zeitalter, unter dem ja auch der Landbau seinen Anfang genommen. Denn bevor es Städte gab, sagt Varro[1], wurde bereits das Feld bebaut; letzteres war eben ein Geschenk der Gottheit, während die Städte ein Werk des menschlichen Kunstsinnes sind. Darum herrschte denn auch bei den Alten der Glaube, daß der Landmann allein noch ein Sprosse aus dem Geschlechte des Königs Saturn sei. Man hielt deshalb den Ackerbau für älter und zugleich besser als die übrigen Beschäftigungen, und gab der Erde den Namen „Mutter" und „Ceres", weil man deren Anbau als ein ehrsames und nützliches Werk betrachtete[2]. Nicht ohne Grund wohnten unsere Voreltern auf dem Lande und widmeten sich mit großer Vorliebe der Feldarbeit. Nur wenn sie gerufen wurden — so berichtet uns Cicero —, wenn es sich um wichtige Staatsangelegenheiten handelte, erschienen sie im Senat. Darum bekamen auch diejenigen, deren Geschäft es war, sie abzuholen, den Namen „Wanderer"[3]. Zu jener Zeit wußte man noch nichts von Luxus und von den feinen Genüssen; man lebte außerordentlich mäßig und streng, erfreute sich dabei aber einer um so festern Gesundheit und war jeder großen und hervorragenden That, welche einen tüchtigen Mann erforderte, gewachsen. Da man sich nämlich unablässig mit der Jagd und mit jeder Art von ländlichen Arbeiten beschäftigte, gewann man mächtig an Körperkraft und bewies, wenn es galt, sich mit dem Feinde zu messen, eine vorzügliche Gewandtheit. „Denn die Bauern", sagt Markus Cato[4], „werden die stärksten Männer und die tapfersten Soldaten."

Nicht ohne Grund ließen daher, bemerkt Varro[5], die alten Römer ihre Bürger auf dem Lande wohnen, da sie einerseits zur Friedenszeit von ihnen die Nahrungsmittel erhielten und andererseits im Kriege bei denselben Schutz fanden. Dies hatte denn auch zur Folge, daß sie weit reichere Vorräte an Früchten und fruchtbarere Felder besaßen, trotzdem sie täglich mit den der Stadt benachbarten Feinden zu kämpfen hatten. Wie aber die Grenzen des Reiches sich erweiterten und die Nachbarvölker unterworfen waren, folgte eine lange Zeit der Ruhe und tiefsten Friedens, wodurch die Anhänglichkeit an die alte Sitte und das thätige Leben früherer Zeit allgemach in Vergessenheit geriet[6]. Man legte Pflug und

---

[1] De re rust. l. III. c. 1.

[2] Ceres, Femininum zu cerus = creator, von der Wurzel cer, cre schaffen, bezeichnet die Mutter Erde, die Göttin der Pflanzenwelt, die Ernährerin der Menschen. Sie ist identisch mit der Demeter der Griechen (Δη-μήτηρ = Γη-μήτηρ = Erden = Mutter).

[3] Cic. de senect. 16, 56: In agris erant tum senatores, id est senes: siquidem aranti L. Q. Cincinnato nuntiatum est, eum dictatorem esse factum: cujus dictatoris jussu magister equitum C. Servilius Ahala Sp. Maelium regnum appetentem occupatum interemit. A villa in senatum arcessebantur et Curius et ceteri senes: ex quo, qui eos arcessebant, viatores nominati sunt. Cf. de finib. II. 4, 12.

[4] De re rust. praef.

[5] De re rust. l. III. c. 1.

[6] Cf. Sallust. Catil. c. 9 sqq.

Digitized by Google

Spaten beiseite, zog sich innerhalb die Ringmauern zurück und gab der Stadt vor dem Lande, dem Cirkus und dem Theater vor den Saatfeldern und Weinbergen den Vorzug. Man machte sich zu müßigen Zuschauern geist- und sittenloser Spiele, brachte den Tag in Spiel oder Schlaf und die Nächte in allerlei unsinnigen Lüsten zu. Die Folge solcher Trägheit und Erschlaffung war der allmähliche Ruin der physischen Kraft; denn die ungezügelte Befriedigung der Genüsse erschüttert die Gesundheit der Jugend und läßt sie vor der Zeit alt werden.

Wenn das Gesagte für jedermann beherzigenswert ist, so erscheint es um so wichtiger für die Jugend, der es ganz vorzüglich obliegt, sich an harte Arbeit zu gewöhnen. Der Jüngling muß das Ungestüm seines Alters beherrschen und dessen trügerische Gelüste überwinden lernen, wenn einst ein ernster und besonnener Mann aus ihm werden soll. Diese Erwägung bestimmte den Gesetzgeber Spartas, Lykurgus, den heranwachsenden Knaben den Besuch des Forums zu verbieten; sie mußten, um sich an ein nüchternes und eingeschränktes Leben zu gewöhnen, ihre Jugendzeit auf dem Lande zubringen, ohne Decke schlafen, ohne Zukost [1] speisen und durften erst dann in die Stadt wieder zurückkehren, wenn sie, in besagter Weise an Strapazen gewöhnt, das männliche Alter erreicht hatten [2].

Aber abgesehen von dem eingezogenen und unverdorbenen Wandel, den die Landwirtschaft mit sich bringt, bietet dieselbe überdies noch den weitern wichtigen und ihr eigentümlichen Vorteil, daß sie, um mit Markus Cato zu sprechen [3], eine durchaus ehrbare, nie versiegende und noch weniger gehässige Erwerbsquelle ist, währenddem z. B. der Kaufmannsstand mit so manchen Gefahren verbunden ist und oft große Verluste in seinem Gefolge hat. Wenn somit dem Landleben nicht nur keine Makel anhaftet, sondern selbes vielmehr gewissermaßen eine Lenkerin und Lehrerin unseres Lebens ist und zudem mehr als jeder andere Stand zur fortdauernden Erhaltung des angestammten Besitztums beiträgt, so ist eine Geringschätzung desselben in keinem Fall zu rechtfertigen. Wer sich aber damit befassen will, dem geben wir noch folgende Vorschriften Catos zu bedenken:

„Er sei ein guter Nachbar und sehe auch seiner Familie keine Fehler nach gegenüber der Nachbarschaft. So wird diese ihn lieb gewinnen; so wird er seine Erzeugnisse leichter zu verkaufen, seine Arbeiten leichter ausführen zu lassen, die Werkleute leichter zu erhalten im stande sein; will er bauen, so werden ihm Arbeiter und Lasttiere zu Diensten stehen. Er halte aber auch auf gute Hausordnung, beobachte die Feiertage, halte sich vom Bösen fern, das er an anderen sieht, trage Sorge zu seinem Eigentum, schlichte die Streitigkeiten unter seinem Gesinde und bestrafe

---

[1] D. h. was zum Brote genossen wird, als Gemüse, Obst, Salz u. dgl.
[2] Justin. l. III. c. 3. [3] De re rust. praef. fin.


Digitized by Google

dessen Fehltritte in angemessener Weise. Er behandle dasselbe nicht schlecht, lasse es nicht frieren oder hungern und zeige sich für geleistete Dienste erkenntlich, um so auch andere für das Gute geneigt zu machen. Mit dem Verwalter bringe er die Rechnung fleißig in Ordnung. Er stehe zuerst auf und gehe als der letzte zu Bette, nachdem er zuvor in seinem Geschäfte Umschau gehalten, ob alles geschlossen sei, jeder sich an seinem Orte befinde, das Vieh sein Futter bekommen habe. Den Ochsen lasse er eine besonders sorgfältige Pflege angedeihen und sei gegen die Hirten gefällig, damit sie dieselben um so williger besorgen. Er sorge für brauchbare Pflüge und Ackergerätschaften, lasse den Ochsen und dem anderen Vieh fleißig Streu unterlegen, unterhalte ihre Hufe sorgsam und bewahre den Viehstand vor Krätze. Er verrichte alle Geschäfte zur rechten Zeit; denn wenn man bei solchen Arbeiten einmal zu spät ist, so befindet man sich mit allen zusammen im Rückstande."[1] Diese Ratschläge Catos verdienen gewiß unsere volle Beachtung. Nicht minder beherzigenswert aber ist es, wenn er ferner bemerkt, daß es mit demjenigen Acker am schlimmsten stehe, dessen Besitzer, statt selbst zu entscheiden, wie derselbe zu bestellen sei, sich auf das Urteil des Verwalters verlasse. Daher ist ein einsichtiger Familienvater stets persönlich bei der Feldarbeit anwesend, damit ihm nichts entgeht, was dieselbe erheischt; denn die persönliche Gegenwart des Herrn ist von weit größerm Vorteile, als die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Schaffners.

Zur Betreibung der Landwirtschaft ist auch ein eigenes Haus vonnöten, das nicht großartige, wohl aber, soweit die Lage desselben es ermöglicht, bequemliche Wohnräume enthalten soll. Hierbei ist wiederum der Grundsatz Catos beachtenswert: „In der Bestellung der Felder soll der Hausvater von frühester Jugend an durch thätige Anteilnahme, nicht durch bloßes Theoretisieren sich beschäftigen; in Beziehung auf den Bau seines Hauses dagegen mag er schon lange zuvor sich den Plan zurechtlegen, aber nicht vor dem sechsundzwanzigsten Jahre zur Ausführung schreiten."[2]

Rücksichtlich des Tisches darf einerseits nicht übertriebener Aufwand, aber andererseits auch keine Nachlässigkeit walten; durch ersteres zieht man sich den Vorwurf der Eitelkeit zu, durch letzteres denjenigen der Knauserei. Man folge hier dem Beispiele des Horaz, welcher von sich selbst singt[3]:

„Den freut genügsames Mahl und am Bach im Grase zu schlummern."

Auch die Kleidung darf weder durch Luxus noch durch Mangel an Reinlichkeit auffallen; wer in dieser Hinsicht zu wenig auf sich hält, macht sich nur verächtlich.

[1] Cato de re rust. c. 1. 4. 5. [2] Ibid. c. 3.

[3] Epist. l. I. n. 14. v. 35: Coena brevis juvat et prope rivum somnus in herba.

Digitized by Google

Tritt sodann in den Feldarbeiten eine Unterbrechung ein, so ist zur Erholung die Lektüre höchst empfehlenswert. Es giebt in der That für wissenschaftlich gebildete Männer keinen angenehmern und zweckmäßigern Aufenthaltsort als das Land. Denn da ist man fern von dem tobenden und lärmenden Getriebe des Volkes und einer nichtssagenden und albernen Unterhaltung. Daher gewinnt das Studium an Ausdauer; der Geist wird aufgeräumter und erhält mehr Schwungkraft. Daß dies schon unseren Vorfahren nicht entging, dafür ist uns Cicero ein vortrefflicher Zeuge, der viele ausgezeichnete Werke auf dem Lande geschrieben hat[1]. Und daß Horaz dem Landaufenthalt vor der Stadt stets den Vorzug gegeben, geht aus seinen Schriften genugsam hervor[2].

Auch die Beschäftigung mit der Jagd ist sehr zu empfehlen; denn sie macht den Körper stärker und gelenkiger. Nicht ohne Grund machte sie Lykurg der Jugend Spartas in seiner Gesetzgebung zur Pflicht. Auch ich kann sie, wenn die geistige Erholung damit bezweckt wird, nur billigen. Haben sich doch schon die Alten und zwar durchaus ernstgesinnte Männer, ein Markus Antonius, Alexander Severus, Tacitus, Xenophon und Oppianus, damit abgegeben, letzterer sogar ein Buch speziell über die Jagd geschrieben hat[3]. Auch der Vogelfang ist nicht verwerflich, jedoch nur, wenn er mittelst Schlingen und Netzen betrieben wird. Werden dagegen Raubvögel dafür verwendet, so ist das schon ein Beweis großer Leichtfertigkeit; ernste Männer haben daran niemals Gefallen gefunden. Zudem ist der Verdruß und Schaden bei der Wartung und Fütterung dieser Vögel größer als der Vorteil und die Erholung, welche diese Art von Jägerei gewährt. Eine harmlosere Beschäftigung, welche zugleich recht viel Unterhaltung bietet, ist dagegen das Fischen. Manche berühmte Männner, so besonders Augustus und Markus Antonius, hielten dieses Vergnügen nicht unter ihrer Würde und sollen zu ihrer Erholung oftmals zur Angel gegriffen haben. Und — um die würdigste Empfehlung anzuführen — hat nicht unser Erlöser sich Fischer zu seinen Jüngern auserwählt, welche sich mit seiner Zustimmung dem Fischfang als einer ehrenwerten und wohlerlaubten Beschäftigung widmeten?

---

[1] So namentlich seine Schriften philosophischen Inhalts.

[2] Vgl. z. B. Epod. carm. II.: Beatus ille, qui procul negotiis, etc. Satir. l. II. n. 6: Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus, etc.

[3] Dem Oppianus, einem griechischen Dichter zur Zeit des Markus Aurelius und Commodus, wird ein didaktisches Gedicht, Κυνηγετικά, in vier Büchern, zugeschrieben; allein der Verfasser desselben kündigt sich als ein Syrer unter Caracalla an. Lübker, Reallexikon des klass. Altert. Leipzig 1867, 3. Aufl. S. 697. Auch von Xenophon ist eine Abhandlung über die Jagd, Κυνηγετικός, jedoch von zweifelhafter Ächtheit, vorhanden.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Von der Sittsamkeit in Rücksicht auf die verschiedenen Zeitverhältnisse.

Ist für uns schon eine entsprechende Rücksichtsnahme auf die jeweilige Örtlichkeit, wo wir uns gerade befinden, von großem Nutzen, so wird es uns um so mehr frommen, wenn wir zugleich auch den Zeitumständen gebührend Rechnung tragen. Denn manches, das an sich ganz anständig und lobenswert ist, kann als unanständig und tadelnswert befunden werden, wenn auf die Zeitverhältnisse, unter denen man handelt, nicht Rücksicht genommen wird. Man erzählt, daß dem Arcesilaus einst bei einem Trinkgelage von einem Anwesenden eine Frage zur Lösung vorgelegt wurde, welche tiefe Spekulation erforderte. Allein der Weise lehnte die Beantwortung ab mit der zutreffenden Bemerkung, die Philosophie habe das Eigentümliche, den richtigen Zeitpunkt für den jeweiligen Gegenstand selbst zu bestimmen [1]. So verlangt z. B. die Winterszeit eine andere Art der Bekleidung als der Sommer. Wollte einer dies nicht beobachten, so würde er sich nur lächerlich und verächtlich machen, wie die Deutschen, welche bei größter Sommerhitze Pelzkleider und Holzschuhe tragen. Ein Gleiches gilt von heller und regnerischer Witterung; auch hier paßt bei dem mannigfaltigen Wechsel nicht immer derselbe Anzug. So durfte vor Zeiten in Rom niemand in der sogenannten Penula, einer Art Mantel, dessen man sich auf Reisen und bei Regenwetter bediente, ausgehen; indes gestattete Alexander Severus deren Gebrauch alten Leuten bei kalter Witterung und den Damen auf der Reise [2]. Auch schickt es sich nicht, bei ganz schlechtem Wetter oder großer Hitze seine Erholung in einem Spaziergange außerhalb des Hauses zu suchen; sonst aber ist letzteres sehr empfehlenswert, wie es denn schon Pythagoras höchlich belobt und Cato sich zur ständigen Gewohnheit gemacht hat.

Sodann beobachte man den richtigen Unterschied zwischen Tag und Nacht; man verschiebe, was zur Tagesarbeit gehört, nicht auf die Nacht und umgekehrt. Insbesondere ist der Besuch nächtlicher Schauspiele nicht bloß unziemlich, sondern geradezu verdächtig. Deshalb verbot Augustus der Jugend beiderlei Geschlechts zur Nachtzeit den Besuch des Theaters außer in Gesellschaft eines ältern Verwandten [3]. Um so verabscheuenswerter ist dagegen das Beispiel eines Verus Lucius Antoninus [4], der sich zur Nachtzeit — manch andere thun dies übrigens zu Tage — in Weinschenken und verrufenen Häusern herumzutreiben pflegte, das Haupt mit einer Kopfbedeckung verhüllt, wie sie zum Reisen gebraucht wird. Eben-

[1] Diog. Laert. l. IV. c. 6. n. 17.

[2] Lamprid. Alex. Sever. c. 27. [3] Sueton. Octavian. c. 31.

[4] Lucius Verus, Sohn des L. Commodus, wurde von Kaiser Markus Aurelius Antoninus (161—180) zum Mitregenten angenommen.

Digitized by Google

daher rügt auch der hl. Augustin, wo er vom barbarischen Zeitalter spricht, nicht sowohl um des Anstandes willen, sondern vielmehr aus religiösen Gründen sehr scharf das Benehmen der Bürger von Hippo, weil sie leidenschaftliche Teilnehmer an den nächtlichen Götterspielen waren, die man Nokturna hieß.

Eine lobenswerte Sitte ist es ferner, die Mahlzeit stets zur bestimmten und gewohnten Stunde einzunehmen; nicht vor Tag, wie Galba zur Winterszeit zu thun pflegte [1], noch zu jeder beliebigen Zeit, wie es Augustus [2] und Claudius Nero [3] im Brauche hatten. Noch weniger ist das Gastmahl in den folgenden Tag hinein zu verlängern, was Cäsar in der Gesellschaft der Kleopatra öfter gethan haben soll [4].

Ebenso fordert auch der Schlaf die für ihn geeignete und bestimmte Zeit. Man bringe daher die Nacht nicht mit Wachen und den Tag nicht mit Schlafen zu. Wir dürfen uns in dieser Beziehung nicht einen Claudius Nero zum Vorbild nehmen, der sich selten vor Mitternacht zur Ruhe begab, dafür aber tags darauf in der Gerichtssitzung nicht selten einschlief, so daß ihn die Advokaten, obwohl sie ihre Stimme absichtlich forcierten, kaum aufwecken konnten [5]. Ebensowenig wollen wir den Vespasian nachahmen, der während seiner Regierungszeit stets zu früh und zu spät wach war [6], oder den Caligula, der bloß drei Stunden schlief und den übrigen Teil der Nacht, von Schlaflosigkeit geplagt, bald auf seinem Bette saß, bald in den weitläufigen Hallen seines Palastes umherirrte und einmal über das andere sehnsüchtig das Tageslicht herbeizurufen pflegte [7].

Endlich ist es unsere Pflicht, das zu Gottes Ehre angeordnete Fastengebot, welches uns Abbruch und Enthaltsamkeit in Bezug auf unsere Nahrung auferlegt, gewissenhaft zu beobachten. Dies haben die Christen stets gethan; ja es lassen sich selbst Beispiele von Heiden dafür beibringen. So liest man vom römischen Kaiser Didius Julianus [8], daß er sich, obwohl durch kein Gebot der Religion dazu verpflichtet, oft mit bloßem Kraut und Gemüse begnügt und bei der Mahlzeit keine Fleischspeisen genossen habe. Eine solche Enthaltsamkeit ist nicht nur der bürgerlichen Sitte angemessen und ein Beweis von anspruchsloser Gesinnung, sondern trägt überdies sehr zur Erhaltung der Gesundheit bei. Die Einschränkung im Speisegenuß ist überhaupt von außerordentlich günstigem Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden. Dies war schon einem Vespasian bekannt; sonst würde er nicht, obwohl er sich der besten Gesund-

---

[1] Sueton. Galba c. 22. [2] Id. Octavian. c. 74.
[3] Id. Claud. c. 32. [4] Id. Jul. Caes. c. 52.
[5] Id. Claud. c. 33. [6] Id. Vespas. c. 21. [7] Id. Calig. c. 50.
[8] Markus Didius Salvius Julianus erkaufte nach dem Tode des Kaisers Pertinax im Jahre 193 n. Chr. von den Prätorianern die Kaiserkrone, wurde aber schon nach 66tägiger Regierung ermordet.

Digitized by Google

heit erfreute, jeden Monat einen Tag mit dem Essen ausgesetzt haben[1]. Und Kaiser Aurelian[2] ließ, wenn er erkrankte, keinen Arzt rufen, sondern kurierte sich selbst und zwar hauptsächlich durch Beobachtung strengster Diät. Wie hoch aber selbst die Heiden ihre heiligen und geschlossenen Zeiten feierten, indem sie sich jeglicher Beschäftigung enthielten, ist allbekannt. Sollen wir Christen, die wir in unserm Heilande das Urbild der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit verehren, durch ihre Gewissenhaftigkeit uns beschämen lassen?

6. Kapitel.

Über die weise Benutzung der Zeit. Schluß.

Das sind die Lehren, welche wir der Jugend vor Augen legen. Wir haben es an Vorschriften und Ermahnungen nicht fehlen lassen, um sie anzuleiten, wie sie Zucht und Anstand zu beobachten habe. Wenn sie dieselben nun mit jener gewissenhaften Sorgfalt erfaßt und sich zu eigen macht, welche uns bei deren Darlegung geleitet hat, so dürfen wir uns der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, daß ihre Sitten wohlgeordnete und lobenswürdige sein werden.

Es ist im vorigen bereits gesagt worden, daß die Berücksichtigung der Zeit hierbei von großer Wichtigkeit sei. Wir lassen aber den schon gegebenen Erwägungen hier noch weitere folgen, auf die wir nicht geringern Wert legen. Denn wenn es schon Pflicht ist, unsere Thätigkeit nach der Zeit zu regeln und einzuteilen, so ist es gewiß doppelte Pflicht, der Zeit als solcher unsere volle Aufmerksamkeit zu schenken. Sie, die einem reißenden Strome gleich dahineilt, dürfen wir nicht in Unthätigkeit und Gedankenlosigkeit verstreichen lassen oder gar in sündhafter Weise verschwenden. Wir sollen vielmehr mit starker Hand ihr gleichsam Zügel anlegen, um ihre Sturmeseile zu mäßigen, ihre Unersättlichkeit zu hemmen. Nichts ist wandelbarer, nichts flüchtiger als die Zeit; einmal entflohen, wird sie vergebens zurückgerufen, einmal verloren, nimmer ersetzt. Unvermerkt und unausgesetzt dahineilend, ist sie gleichsam der Satellite des Todes, alles ergreifend und alles vernichtend. Was immer wir reden oder thun, es entschwindet, ohne daß wir es gewahren, einem Traume gleich. Wie ein schmeichlerischer, heimtückischer Feind — wir ahnen die Schlinge nicht, mit der sie uns umstrickt, oder wollen sie nicht ahnen — führt sie uns schmerzlos, lautlos, ohne Schrecken — einem jähen Ende entgegen. Mit Recht sagt daher der Dichter:

---

[1] Id. Vespas. c. 20.

[2] Lucius Domitius Aurelianus, geb. 211 n. Chr. zu Sirmium, regierte von 170—175. Er war von rauher Gemütsart, aber ein tüchtiger Feldherr und kräftiger Herrscher.

Digitized by Google

„— — Eilenden Laufes entflieht
Unseres Lebens so kurz und kärglich bemessener Anteil.
Während wir trinken, uns schminken, mit Kränzen uns schmücken und buhlen,
Schleichen heran, wir achten es kaum, die Tage des Alters.“ [1]

So verliert sich allgemach unser Leben, für dessen Pflege wir so ängstlich besorgt sind; je mehr es uns zu wachsen scheint, desto mehr nimmt es ab und vermindert sich. Von unserer Jugendzeit und all den Jahren, die hinter uns liegen, gewahren unsere Sinne nicht das geringste mehr: es ist nichts als Tod. Einzig das Gedächtnis, das allein der schwindenden Zeit hindernd entgegentritt, vermag einen, wenn auch geringen Teil davon festzuhalten. Was uns erst bevorsteht, ist ein Nichts, weil wir es ja noch nicht erreicht haben; sollten wir es aber mit einem Namen bezeichnen, so können wir es nicht anders benennen als einen „Aufschub oder einen Übergang zum Tode, der unser harrt“. Selbst der Moment, in dem wir essen oder irgend ein anderes Vergnügen genießen, ist offenbar ein Nichts, indem der Genuß in und mit dem Genusse erstirbt. So ist der Augenblick, in welchem wir diktieren oder sprechen, ein Nichts, weil er fast schneller entflieht als das gesprochene Wort; und geradeso ist auch die Zeit, während der wir atmen, mit dem Atemzuge dahin [2].

Über alles also, was der Zeitlichkeit angehört, schlägt der Tod seine Hand und reißt es an sich. Wer jedoch gesunden Sinnes ist und nicht

---

[1] Juv. Sat. IX. v. 126 sqq. Dem nämlichen Gedanken begegnen wir bei manchen Dichtern des Altertums. Man vergleiche z. B. Ovid. Metam. l. XV. v. 178 sqq.:

„Alles zerfließt und jedes Gebild' ist geschaffen zum Wechsel.
Selber die Zeit auch gleitet dahin in beständigem Gange,
Anders nicht als ein Strom; denn Strom und flüchtige Stunde
Stehen im Lauf nie still. Wie Woge von Woge gedrängt wird,
Immer die kommende schiebt auf die vordere, selber geschoben,
Also fliehen zugleich und folgen sich immer die Zeiten,
Unablässig erneut; was war, das bleibet dahinten;
Was nicht war, das wird und jede Minute verjüngt sich.“

Virg. Georg. III. v. 284:

Sed fugit interea, fugit irreparabile tempus.

Id. Aen. l. X. v. 467:

Stat cuique dies, breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae.

Tibull. l. I. eleg. 4. v. 33:

Vidi jam juvenem, premeret cum serior aetas
Maerentem stultos praeteriisse dies.

[2] Cf. Pers. Sat. V. v. 151 sqq.:

Nostrum est,
Quod vivis: cinis et manes et fabula fies;
Vive memor lethi; fugit hora: hoc, quod loquor, inde est.

Digitized by Google

jeder tiefern Einsicht entbehrt, der stellt sich ihm gegenüber zur Wehr und zwar dadurch, daß er nach Kräften die Tugend umfaßt, keine Anstrengung sich gereuen läßt, das Laster verabscheut, die Sinnlichkeit, die Verderberin jeglicher Tugend, ertötet. Die Tugend allein ist es, welche — unwandelbar und ewig — die Zeit in ihrem raschen Laufe aufzuhalten im stande ist. Denn wo in Rat und That das Gute waltet, da kann von einem Sterben der Tugend keine Rede sein; sie lebt fort in der guten That als ihrer edelsten und dauerndsten Frucht. Wer ein edles Werk vollbracht hat, dem scheint es von längerer Dauer zu sein, mehr und mehr zu wachsen und ans Licht zu treten; die Zeit steht somit gewissermaßen in seinen Diensten; er hat sie nach Belieben in seiner Gewalt und hält sie gleichsam im Laufe auf; indem er sie zum Gutesthun benutzt, macht er sie zu seinem Eigentum.

Darin besteht nämlich der Unterschied zwischen Laster und Tugend, daß jenes, verführerisch und einschmeichelnd, wie es ist, mit seinem Blendwerke und seinen Verlockungen ein plötzliches Ende nimmt, während dagegen diese, wie hart und mühevoll sie auch sei, um so größere Festigkeit und eine ewige Dauer besitzt. Darum sei denn unser Streben stetsfort auf irgend eine edle That gerichtet; diese wird, ob Tage und Stunden unaufhaltsam enteilen, Tag und Nacht begleitend an unserer Seite stehen. Die Erinnerung an sie ist unsere Freude, ihr Ruhm unsere Ermutigung, ihre Bethätigung unsere Stütze. Kein Zufall, kein Wechsel der Dinge kann sie uns entreißen, keine flüchtige Zeitströmung über sie die Oberhand gewinnen, keine Vergessenheit sie verdunkeln.

Mit ganzer Seele aber wollen wir uns den wissenschaftlichen Studien hingeben. Denn im Vergleiche zu ihnen, sagt Plinius, erscheint alles andere als etwas Alltägliches. „Darum verlasse", so ermahnt er uns, „das geräuschvolle Treiben der Welt, albernes Gerede und zwecklose Beschäftigungen und weihe dich der Wissenschaft oder der Muße."[1] Und der gelehrte und geistreiche Attilius[2] pflegte zu sagen: „Es ist besser, sich der Muße zu ergeben als dem Müßiggange." Denn er hielt das für wertlos, was nicht bleibenden Wert hat und was nur lässig betrieben wird. Also arbeite man aus allen Kräften auf dem Felde der Wissenschaft, durch deren Einfluß alles Edle im Menschenleben verbreitet, erhalten und verherrlicht wird. Denn, was auch immer im Laufe vergangener Jahrhunderte sich ereignet hat, wir verdanken dessen Kenntnis der Wissenschaft. Nichts liegt so ferne von uns in Raum und Zeit, das nicht die Wissenschaft ans Licht zieht, klar legt und uns so nahe bringt, als ob es vor unseren Augen sich vollzöge.

---

[1] Plin. Epist. l. I. n. 9.

[2] Attilius Creszens, aus Oberitalien gebürtig, war ein Freund des jüngern Plinius (vgl. auch l. VI. ep. 8). Näheres ist über ihn nicht bekannt.

Digitized by Google

Wir wollen übrigens hier nicht von jenen Zweigen des Wissens sprechen, die dem Wohle des Geistes und Körpers dienen, sondern bloß von geschichtlichen Begebenheiten, welche durch Dichter und Historiker zu unserer Kenntnis gelangt sind. Ihrem Fleiße und Eifer ist es zu verdanken, daß wir mit den Namen und den Thaten vieler Männer, welche die Zeit uns weit entrückt hat, gerade so bekannt sind, wie mit den Namen und Thaten von Zeitgenossen. Wie schön ist es, vertraut zu sein mit so vielen herrlichen Thaten von Griechen und Barbaren, nicht zu reden von den Römern, deren Geschichte ja in aller Munde lebt. Oder welche der jetzt lebenden Feldherren und Fürsten sind uns bekannter als die Scipionen, die Fabier, als Cäsar und die anderen alle, welche in alten Zeiten durch ihren Ruhm geglänzt haben? Wer hat ihre Namen und ihren Ruf fortgepflanzt bis herab auf unsere Zeit? Es sind die ausgezeichneten Werke der Männer der Wissenschaft, welche uns die Ereignisse längst vergangener Tage in die Gegenwart gerückt haben [1]. Die Zeit, welche jene Gelehrten durch ihre Strebsamkeit auf uns vererbten, ist somit ganz unser Eigentum geworden; sie ist in unsern Besitz übergegangen, ist als Gewinn uns zugefallen. Wie viele Heldenthaten von Fürsten und Völkern giebt es dagegen, welche, durch keine Schriftwerke verherrlicht, in ewiges Dunkel gehüllt und so für uns rettungslos verloren sind [2]. Und haben andererseits jene Autoren, die uns mit ihren gelehrten und formvollendeten Werken beschenkten, nicht gerade ihnen selbst und ihrer Zeit ein unsterbliches Denkmal gesetzt? Denn wie sehr wir zum Beispiel die Großthaten des Heldenzeitalters bewundern, so müssen wir immerhin rücksichtlich ihrer Glaubwürdigkeit auf den Gewährsmann abstellen, der sie uns berichtet; dagegen lernen wir den Geist des Schriftstellers, seine Kraft des Ausdrucks und seinen Formenreichtum und dies nicht aus fremder, sondern aus eigener Erfahrung so sicher und zuverlässig kennen, als ob wir persönlich mit ihm verkehrten, ihn gleichsam leibhaftig vor uns hätten. Je mehr wir uns daher mit seinen Geistesprodukten vertraut machen, desto lebhafter tritt auch die Zeit, welche er unter vielen Nachtwachen auf sein Werk verwendete, vor uns. So sind jene zwölf Jahre, während denen Virgil seine „Äneis" schrieb, gewissermaßen unser Erbe geworden, um uns nicht mehr verloren zu gehen. Und so verhält es sich auch mit den Meisterwerken eines Cicero und der gelehrten Männer überhaupt: die Tage und

---

[1] Cf. Ovid. Pont. l. IV. 8. v. 47:

> Carmine fit vivax virtus expersque sepulchri
> Notitiam serae posteritatis habet.

[2] Cf. Horat. l. IV. od. 9. v. 25 sqq.:

> „Vor Agamemnon lebten der Helden viel;
> Doch alle deckt sie, unbeweint, unbekannt,
> Das Dunkel der Vergessenheit, weil
> Ihnen der heilige Sänger fehlet."

Digitized by Google

Stunden, welche sie für dieselben geopfert haben, sind festgebannt, und wir durchleben sie, indem sie uns so treffliche Lehren für das Leben mitteilen, aufs neue. So wird denn auch die Zeit, während der wir über die Zeit schreiben, sowie diejenige, welche die Abfassung dieser Erziehungslehre erforderte, keine verlorene sein, sondern sie wird bleiben und Dauer haben, solange diese unsere Arbeit, die uns so manche Nachtwache gekostet, sich forterhalten wird.

Möchte daher die Jugend freudigen Mutes die Wissenschaft ergreifen und mit aller Wärme sich ihr hingeben, da sie uns, wie wir gesehen, so große Güter in Aussicht stellt. Sie wird sich dadurch nicht nur vor dem Verluste der Zeit, welches nach dem Urteile des Stoikers Zeno der größte Verlust ist, bewahren, sondern zugleich die gründlichste Anleitung empfangen, wie man bescheiden, ernst und fromm lebt, wie man die Eltern und das Vaterland lieben, Gott verehren, das Laster verabscheuen und die Sinnlichkeit verachten soll. Sie wird die tiefe Wahrheit jenes Wortes inne werden, welches Aristoteles seinen Freunden und Schülern unermüdlich einprägte: „Der Geist empfängt von der Wissenschaft das Licht, wie die Sehkraft vom reinen Äter." Sie erschlafft nicht in Unthätigkeit und Müßiggang, ihr Leben wird kein ziel- und zweckloses nach Art der Tiere sein. Die Wissenschaft bereitet der Jugend überdies das größte Vergnügen; die Kenntnis der Wechselfälle des Schicksals, der Zeiten und Völker und ihrer Geschichte hat etwas Anziehendes. Die Lehren aber, die sie uns bieten, sind nicht bloß von großem sittlichem Einfluß, sondern leiten auch zu besonnenem Urteile, zu reiflicher Überlegung an und befähigen auf diese Weise zur Bewältigung schwieriger Lebensaufgaben. Die wissenschaftlichen Studien verschaffen uns aber auch Erleichterung und Erholung in jenen zahllosen Beschwerden, deren das menschliche Leben so voll ist, und lassen sie uns vergessen. Im Unglück, welcher Art es immer sei, gewähren sie mächtigen Schutz; ja sie sind selbst dem Reichtum und Glück eine Stütze infolge der außerordentlichen Hochachtung und Würde, welche die Wissenschaft ihren Trägern zu den äußeren Glücksgütern noch hinzufügt. Sie ist endlich eine Zierde des Menschen. Jedes Wort, das er ausspricht, und jede Handlung, die er vollbringt, wird von seiner Bildung Zeugnis geben und ihm so die Liebe und Zuneigung seiner Mitmenschen erwerben. Die Wissenschaft ziert nach dem Ausspruche des Diogenes die Jugend gerade so, wie die Weisheit das Alter, die Zufriedenheit den Armen, der Reichtum den Reichen[1].

So wirke denn, mein junger Freund, solange dein Blut noch rascher fließt, deine Lebensjahre in Blüte stehen, dein Alter Kraft besitzt. Triff

[1] Diog. Laert. l. VI. c. 2. n. 6. 68. — Cf. Cic. pro Arch. poet. VII. 16: Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant; adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.


Digitized by Google

Vorsorge für die Zukunft und ein sorgenfreies Alter durch fleißiges und gründliches Studium der Wissenschaft, welche dich in deinen jungen Jahren mit Wonne, als Greis mit Trost erfüllen, dein ganzes Leben aber heiter, angenehm und glücklich machen wird. Umgürte dich, wir wiederholen es, mit dem Schwerte der Wissenschaft. Laß die Zeit, die wir ja einzig im Leben unser nennen können, nicht leichten Sinnes verstreichen, sondern gehe karg und sparsam damit um. Präge deiner Seele aufs tiefste jenes Wort des Theoprastus ein[1]: Der kostbarste Aufwand ist die Zeit! Amen, Amen.

---

[1] **Diog. Laert.** l. V. c. 2. n. 10.

Digitized by Google

Äneas Sylvius' Traktat

über die Erziehung der Kinder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Äneas Sylvius' Traktat

über die

Erziehung der Kinder,

gerichtet an Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen.

Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von

P. Galliker,
Professor an der Stiftsschule zu Beromünster.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in **Straßburg, München** und **St. Louis, Mo.**
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Abriß eines Lebensbildes

Papst Pius' II., genannt Äneas Sylvius,

mit besonderer Berücksichtigung seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Äneas Sylvius Piccolomini ist eine aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts wohl bekannte und mit den wechselvollen Ereignissen der damaligen Zeit eng verwachsene Persönlichkeit. Durch seine umfassende Bildung, seine herzgewinnende Freundlichkeit und nicht zum geringsten Teil durch seine diplomatische Gewandtheit hat er sich den Weg zur höchsten kirchlichen Würde gebahnt. Als Ratgeber und vertrauten Freund Kaiser Friedrichs III. lernen wir ihn kennen aus der Profangeschichte; die Kirchengeschichte führt ihn uns unter dem Namen Pius II. als Oberhaupt der Kirche vor. Seine aufrichtige Liebe zum Frieden und seine Bemühungen für die Wohlfahrt der Völker, deren Förderung er am Hofe des Kaisers sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, gepaart mit einer überzeugungstreuen hochherzigen Hingabe für die höchsten Interessen der Kirche, für Reinerhaltung des heiligen Glaubensgutes, wofür er als Stellvertreter Christi selbst sein Leben einzusetzen von Gott sich berufen fühlte, haben ihm in der Geschichte für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz gesichert. Es liegt weder in unserer Aufgabe noch in unserer Absicht, hier ein ausführliches Lebensbild von ihm zu entrollen. Wir haben nicht Äneas Sylvius zu schildern als Rufer im Streite gegen die wachsende, drohende Macht der Osmanen, haben nicht Pius II. vorzuführen, wie er mit größter Gewissenhaftigkeit für die Wahrung der Rechte der heiligen Kirche eingetreten ist; wir wollen auch nicht untersuchen, in wie weit die Kritik mit Recht zum strengen Sittenrichter über sein Privatleben sich aufgeworfen habe — das alles würde uns zu weit führen. Unsere Aufgabe muß sich beschränken auf eine einfache, bescheidene Darlegung seines äußern Lebensganges, mit besonderer Berücksichtigung seiner wissenschaftlichen Bethätigung auf dem Gebiete der Schriftstellerei, als Vertreter und Förderer des Humanismus.

Erst im Laufe dieses Jahrhunderts hat Pius II. einen Biographen gefunden, der nach einem großen Plane sein wechselvolles Lebensbild auf den im kirchlichen wie im politischen Leben gleich düstern Hintergrunde

Digitized by Google

seiner Zeit gezeichnet hat: Dr. Georg Voigt: „Enea Silvio de Piccolomini und sein Zeitalter", ein umfangreiches, interessantes Werk, das aber mit Vorsicht zu gebrauchen ist [1]. Von einem treuen Freunde des Papstes, von Campanus, Bischof von Teramo in den Abruzzen, besitzen wir wohl die ersten Aufzeichnungen über Pius' II. reichbewegtes Leben (Vita Pii II. in den Opera selectiora Johannis Antonii Campani, episcopi Aprutini. Lipsiae 1734, p. 429 sqq.). Eine Arbeit in kleinerm Rahmen über Äneas Sylvius als pädagogischer Schriftsteller enthält auch das „Pädagogische Jahrbuch", herausgegeben von der Wiener pädagogischen Gesellschaft, Jahrgang 1886, von Dr. Emmanuel Hannak (Wien 1887). Eine Würdigung seiner schriftstellerischen Thätigkeit überhaupt findet sich in dem schon genannten Werke von Dr. Voigt, ferner in den Briefen des bereits erwähnten Bischofes Campanus (Joh. Antonii Campani epistolae et poëmata, ed. Menken. Lipsiae 1707); endlich in dem neuestens herausgegebenen Werke: Aeneae Silvii Piccolomini Senensis opera inedita, descripsit ex codicibus Chisianis vulgavit notisque illustravit Jos. Gugnoni. Roma 1883, 4⁰.

Corsignano hieß ehedem das Dörfchen, welches als die Geburtsstätte Pius' II. bezeichnet wird. Im Jahre 1462 erhielt es wohl von einem seiner berühmtesten Bürger das Stadtrecht und einen neuen Namen: Pienza, von Pius II. Sein Taufname war Äneas Sylvius. Das Geschlecht der Piccolomini, dem er angehörte, hatte lange Zeit zu den angesehensten adeligen Geschlechtern gezählt, war aber beim Beginne des 15. Jahrhunderts verarmt und hatte seinen alten Glanz und Ruhm eingebüßt. Auch die Mutter unseres Äneas, Viktoria Fortequerra, hatte von ihren Vorfahren nichts weiter als adeliges Geblüte ererbt. Von den 18 Kindern, welche sie ihrem Gemahle Sylvius schenkte, erblickte Äneas als das erste, 18. Oktober 1405, das Licht der Welt. Da der Adel seiner Geburt bei den bedrängten Verhältnissen seiner Eltern ihm keineswegs auch den Freibrief für ein sorgenloses, müßiges Leben mit in die Wiege gegeben hatte, unterstützte Äneas frühzeitig seinen Vater in der Besorgung des kleinen Landgutes. Vater Sylvius war klassischer Bildung keineswegs abhold noch fremd. Er selbst brachte seinem erstgebornen Sohne die Anfangsgründe der Grammatik bei. Auch von einem jungen Priester,

[1] Knöpfler urteilt über diese Schrift: „Ein sehr gelehrtes, aber mit Gift und Galle geschriebenes Werk; fast mehr von psychologischem als wissenschaftlichem Interesse, indem es uns zeigt, wie der Haß gegen Rom und das Papsttum einen sonst durchaus tüchtigen Gelehrten so verblenden kann, daß er selbst die Sprache der Gasse seiner nicht unwürdig hält." S. Rohrbachers Universalgeschichte der katholischen Kirche, 23. Band. In deutscher Bearbeitung von Dr. A. Knöpfler. Münster, Theissing, 1883, S. 215, Note 2.


Digitized by Google

Namens Petrus, wissen wir, daß er die Arbeit des Vaters fortsetzte und in dem gelehrigen Schüler den Trieb nach Wissenschaft und geistiger Ausbildung sorgsam pflegte. In seinem 18. Lebensjahre kam Äneas an die Hochschule von Siena, die aber den Anforderungen der Zeit in wissenschaftlicher Beziehung bei weitem nicht Genüge leistete und nur Gelehrte zweiten und dritten Ranges unter ihren Lehrern zählte, die für den „Zug der Zeit", d. h. für humanistische Bestrebungen, für das Studium der klassischen Werke der Griechen und Römer, für feine Latinität und Redefertigkeit wenig Verständnis und Interesse zeigten. Entscheidend für die spätere humanistische Richtung und seine feurige Begeisterung für die Fundgruben klassischer Latinität war für Äneas zeitlebens der Einfluß des Juristen Sozzini, welcher den zündenden Funken für das Studium des klassischen Altertums und seiner Schriften in das Herz des jugendlich begeisterten, geistig leicht erregbaren und empfänglichen Jünglings geworfen hat. Tag und Nacht brütete nun der junge Student über den Werken der großen Lateiner: Virgil, Cicero, Livius, Horaz ꝛc. Sein Fleiß war von Erfolg begleitet. Bald begann der talentvolle junge Humanist selbstthätig in schriftstellerischen Versuchen sich bemerkbar zu machen, und versuchte sich erst nur in eleganten lateinischen Briefen und Reden, trat aber bald auch mit den Erzeugnissen seiner Muse, kleineren Gedichten in tuszischer Sprache vor die Öffentlichkeit. Diese ersten Ergüsse eines lebensfrohen Studenten, der mit der Liebe zu humanistischen Studien auch etwas antike Lebensweisheit eingesogen zu haben scheint, nennt Campanus in seiner Biographie von Pius II. bescheiden genug: leviusculae fabulae, — sie sind nicht auf uns gekommen.

Zwei Jahre hörte Äneas, — wegen der Armut seiner Eltern stets auf die Mildthätigkeit fremder Leute, besonders seiner Verwandten, angewiesen — in Florenz den seiner Zeit hochgefeierten Humanisten Filelfo. Der berühmte Lehrer würdigte den gelehrigen Schüler sogar seiner besondern Freundschaft und verschaffte ihm Empfehlungen an gelehrte, angesehene Männer, so an Aurispa und Guarino.

So sehr die Pflege des Humanismus dem ideal angelegten Jünglinge entsprach, so wenig kam er mit der Vorliebe für dieses Studium den Wünschen seines Vaters entgegen. Sylvius hätte der edlen Begeisterung seines Sohnes für die Wissenschaften lieber eine Richtung gegeben, die ihm bald die Früchte seines Fleißes zur Linderung seiner drückenden Not eingetragen hätten. Deshalb wandte sich Äneas, dem Willen seiner Eltern folgend, für kurze Zeit dem Rechtsstudium zu, ohne aber von seinen liebgewonnenen lateinischen Dichtern und Rednern sich zu trennen.

Im Jahre 1431 nahm Kardinal Capranica[1] den talentvollen, vielversprechenden Jüngling als Sekretär mit nach Basel zum Konzil.

[1] Capranica war von Papst Martin V. zum Kardinal ernannt, aber vor seinem Tode nicht mehr publiziert worden. Eugen IV. wollte ihn nun als Kardinal nicht anerkennen, weshalb jener die Rechtmäßigkeit der Wahl Eugens bestritt und nach Basel ging.

Digitized by Google

So kam er also gleich im Beginne seiner öffentlichen Wirksamkeit in eine papstfeindliche Atmosphäre hinein, ein Umstand, der bei Beurteilung des spätern Lebens wohl beachtet werden muß. In Basel finden wir dann unsern Piccolomini in raschem Wechsel nacheinander im Dienste verschiedener Kirchenfürsten. Zunächst schloß er sich an Bischof Nikodemus von Freising, dann an Bischof Bartolomäus von Novarra an. Mit letzterm verreiste er von Basel nach Florenz, kehrte aber mit Kardinal Nikolaus Albergati, apostolischem Legat Eugens IV., nach dem Konzilssitze zurück (1435). Unterwegs vermittelte dieser den Frieden zwischen Burgund und Karl VII., und Piccolomini erhielt unter anderen Legationsreisen an den Rhein, nach Frankreich rc. auch eine Botschaft nach Schottland, die wahrscheinlich mit dem Friedensschlusse in Zusammenhang stand und (nach einer Vermutung von Dr. Voigt) möglicherweise den Zweck verfolgte, Jakob von Schottland im Interesse Frankreichs gegen England aufzustacheln. Diese Mission war für ihn mit großer Gefahr verbunden und nach mannigfachen Abenteuern zu Wasser und zu Lande entledigte er sich seines Auftrages. In einem Seesturme gelobte er für die Rettung seines Lebens eine Wallfahrt mit bloßen Füßen nach einer Muttergotteskirche. Die Erfüllung dieses Gelübdes im kalten Norden zog ihm ein Gichtleiden zu, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ. Bei seiner Rückkehr von Schottland traf er seinen Herrn nicht mehr in Basel.

Als es sich im Rate der Konzilsväter um die Bestimmung eines Ortes für eine zum Zwecke der Wiedervereinigung der Griechen mit der katholischen Kirche abzuhaltende Synode handelte, sprach Äneas vor der Kirchenversammlung in gewählter Rede (1436) für Pavia. Damit hatte er die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung auf sich gelenkt. Durch seine geistreichen, gefälligen Umgangsformen und seine humanistische Bildung hatte er sich ohnedies schon die Sympathien vieler vornehmen Persönlichkeiten erworben. Deshalb wurde er nach seiner Rede über Pavia zum Scriptor der Synode ernannt, mit der Verpflichtung, das Protokoll zu führen; öfter bekleidete er die Stelle des Rescribendariats und hatte in dieser Eigenschaft die Kontrole über die Schreiber auszuüben und die Korrektur ihrer Schriften zu besorgen. Als Abbreviator war er mit der Abfassung kleinerer Amtsschreiben betraut und als Oberabbreviator übte er die Aufsicht über seine Kollegen. Selbst zu den Verhandlungen und Beratungen des Konzils wurde Piccolomini beigezogen. Mehrmals hatte er im Auftrage des Konzils Gesandtschaften zu besorgen, war Mitglied der Glaubensdeputation und zeitweilig sogar ihr Präsident.

Hatte er bis zur definitiven Auflösung des Basler Konzils durch Papst Eugen IV. (18. Sept. 1437) sich der Franzosen- und Legatenpartei gleich gefällig gezeigt, so wurde er nun durch dieses päpstliche Aufhebungsdekret notwendig zu einer Entscheidung gedrängt. Äneas schloß sich der antipäpstlichen Partei an und verblieb in Basel. Mit dieser verhängnisvollen Parteinahme hatte er auch die in Basel so oft vorgetragene Lehre

Digitized by Google

von der Superiorität eines allgemeinen Konzils über den Papst zu der seinigen gemacht und suchte dieselbe sogar in Schriften zu verteidigen. Wir dürfen ihm aber wohl Glauben schenken, wenn er als Papst in seinen Retraktationen tiefe Reue über diese Stellungnahme und Handlungsweise bekundet und sie zu entschuldigen sucht mit dem Hinweis auf die in obschwebender Frage herrschende Unsicherheit unter den größten Gelehrten und Leuchten der Wissenschaft der damaligen Zeit, auf den Terrorismus, der besonders nach Wegzug der päpstlichen Partei zu Gunsten des Konzils und seiner Superiorität über den Papst sich geltend machte, und auf seine Unselbständigkeit im Handeln sowohl als vor allem im Urteil in der vorwürfigen Frage, so daß er zur Heerfolge der geistig überlegenen Theologen unwillkürlich genötigt wurde.

Als im Jahre 1439 in Basel die Pest ausbrach, wurde auch Piccolomini von der Krankheit ergriffen, ohne derselben jedoch zum Opfer zu fallen.

Da die nach dem Aufhebungsdekret in Basel zurückgebliebenen Väter in ihrem Widerstande gegen das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche immer weiter gingen und sogar zur Absetzung Eugens IV. schritten (25. Juni 1438), konnte auch Äneas dieser papstfeindlichen Strömung aus eigener Kraft nicht widerstehen. Bei der Wahl des Gegenpapstes, Amadeus von Savoyen (Felix V.), führte er den Titel eines apostolischen Notars, und es stand ihm als solchem die äußere Ordnung über das nachgebildete Konklave zu und die Anfertigung des Instrumentes über den Wahlakt. Er befand sich auch unter der Gesandtschaft, welche Amadeus die frohe Kunde von seiner „Papstwahl“ überbrachte. Eine Zeitlang war er sogar in der Kanzlei Felix' V. als Sekretär thätig.

Das Jahr 1442 brachte in Piccolominis äußerer Lebensstellung, wie in seinen inneren Anschauungen und seiner bisherigen Denkweise eine Änderung. In diesem Jahre begab er sich nämlich mit einer Gesandtschaft des „Basler Konzils“ zu einem Reichstage nach Frankfurt. Von beiden Seiten wurde gleichzeitig der deutsche Kaiser Friedrich III. um Anerkennung des rechtmäßigen und des Gegenpapstes angegangen — lange Zeit vergeblich. Bei dieser Gelegenheit wurde Äneas Sylvius durch Bischof Sylvester von Chiemsee dem deutschen Kaiser empfohlen und von Friedrich III. eigenhändig als Dichter gekrönt (27. Juli 1442). Diese Auszeichnung verdankte er, wie das Diplom darüber besagt, „seinen Gedichten, der Belesenheit in den Werken der Alten, seinem Ruhme, seinem tiefen Wissen, seinen würdigen Sitten und seinen herrlichen Naturgaben“. Im November des nämlichen Jahres schloß sich der „Poet“ — wie sich Äneas Sylvius fortan nennt —, als Friedrich selbst nach Basel kam, dem kaiserlichen Gefolge an und trat als Sekretär in die deutsche Reichskanzlei ein, glücklich, sich auf den neutralen Boden des Kaisers gerettet zu haben. Deutlich genug gab er damit zu verstehen, daß er der Basler Konzilslehren und seines Dienstes bei Felix überdrüssig geworden sei.

Digitized by Google

Der Übergang zur Rückkehr in den Schoß der Kirche war damit gefunden und nur mehr eine Frage der Zeit — denn daß Kaiser Friedrich persönlich zum rechtmäßigen Papst Eugen IV. hinneigte, war für Äneas seit den Tagen des kaiserlichen Besuches in Basel kein Geheimnis mehr. Es war aber auch nicht etwa die Aussicht auf glänzende Stellung am kaiserlichen Hofe, welche ihn zu diesem Schritte hätte veranlassen können; denn de curialium miseriis, d. h. von den Mühseligkeiten des Hoflebens weiß Äneas seinem Freunde Joh. Aich vieles zu berichten (ep. 166. ed. Bas.).

Das Leben am Hofe in Neustadt (bei Wien) bot für einen begeisterten Humanisten wenig Abwechslung; Äneas fand hier nicht mehr einen Kreis gleichgesinnter Freunde, welche einen Vergleich mit der „kleinen Basler Akademie", wie er seine Umgebung in Basel scherzhaft zu nennen pflegte, hätte aushalten können. Der Humanismus hatte in Deutschland noch keine Heimstätte gefunden. Um so mehr gereicht es unserm Poeten zum Lobe, daß er aus der verpesteten Atmosphäre lasciver Ungebundenheit und sittlicher Verkommenheit, welche in jenem kleinen Gelehrtenkreise herrschte, und die seinem sittlich guten Rufe tiefere Wunden geschlagen als die Pest, welche ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, seinem Körper, in eine reinere, gesundere Lichtsphäre sich geflüchtet hat. Wir haben Grund genug, anzunehmen, daß er selbst aus den Werken der Klassiker mit dem süßen Honig zugleich das verderbliche Gift eingesogen habe, vor dem er seine Freunde in seinen Briefen so eindringlich warnt. Seine sittlichen Verirrungen [1] und seine papstfeindliche Haltung auf dem Basler Konzil bilden später den Inhalt seiner Retraktationen [2], die in dem bekannten Satze gipfeln: Aeneam rejicite, Pium recipite. Der leichtfertige Humanist wird zum herrlichen Lobredner der Enthaltsamkeit (ep. 92, 106. ed. Bas.), und der Eiferer für die Basler Konzilslehren zum Verteidiger der päpstlichen Suprematie [3]. Wir wundern uns nicht über seine

---

[1] Vielfach wird das in sittlicher Beziehung allerdings keineswegs makellose Vorleben des Papstes in sehr ungerechtfertigter Weise als Vorwurf gegen dessen Leben als Papst herbeigezogen, ja bisweilen sogar als Anklage gegen die päpstliche Würde überhaupt ausgebeutet. Als Papst steht aber Pius II. tadellos da (vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, VII, S. 168), und seinem Andenken kann es gewiß nur zur Ehre gereichen, mit einer verkehrten sittlichen Lebensrichtung voll und ganz gebrochen zu haben (vgl. Rohrbacher XXIII, S. 217, Anm. 1).

[2] Die vielgenannte Retraktationsbulle, an den Rektor und die Universität von Köln gerichtet, datiert vom 27. April 1463 und ist der Basler Ausgabe vorgedruckt.

[3] Noch schärfer als in seinen Retraktationen hat Äneas seine Stellungnahme auf dem Basler Konzil verurteilt in der Bulle: Execrabilis vom 18. Januar 1460, worin er die Appellationen an ein zukünftiges allgemeines Konzil unter Strafe der Exkommunikation verbot. Daß auch diese Umkehr zu besserer Einsicht von seinen Gegnern oft mißdeutet wird, mag auffällig erscheinen, wenn man bedenkt, welche Verwirrung und Verwüstung solche Appellationen, die zumeist nur ein abgetragener Deckmantel von Egoismus, Trotz und Widersetzlichkeit, in der Kirche hervorzurufen geeignet waren, wie Pius II. selbst in genannter Bulle ausführt.

Digitized by Google

Rückkehr zum Gehorsam gegen den rechtmäßigen Papst, welche ihm vielerorts den Vorwurf der Apostasie zugezogen, wenn wir bedenken, in welcher Eigenschaft Piccolomini in Basel thätig war und welche Verhältnisse ihn zum „Freunde des Konzils" gemacht haben.

Im Dienste des Kaisers hatte der junge Sekretär, dessen diplomatisches Talent Friedrich bald erkannt hatte, im Namen seines Herrn mehrere Gesandtschaften zu besorgen. Im Jahre 1445 reiste er als Gesandter nach Rom und söhnte sich mit Papst Eugen IV. aus. In seiner Rechtfertigungsrede führt er besonders aus, daß er aus Unwissenheit gefehlt habe, da er als Schüler großen Meistern gefolgt sei. „Ich habe gefehlt" — das sind seine eigenen Worte —, „wer will es leugnen? aber ich fehlte weder mit wenigen noch mit wenig bedeutenden Männern! Ich folgte dem Kardinal Julian, dem Erzbischof von Palermo, dem Ludwig Pontanus, Männern, die als die Augen der Rechtskunde und als die Lehrer der Wahrheit galten. — Wahr ist es, daß ich, nachdem ich den Irrtum der Basler erkannt hatte, nicht alsbald zu dir eilte, wie die meisten thaten; allein ich fürchtete, von dem einen Irrtume in den andern zu geraten, wie die, welche die Charybdis vermeiden wollen, in die Scylla fallen. Ich suchte daher mein Heil bei den Neutralen, um nicht vorschnell und unüberlegt von einem Extrem zum andern überzugehen. — Nun stehe ich vor dir und flehe um Vergebung, da ich unwissend gesündigt habe." Dieses aufrichtige, demütige Bekenntnis erwirkte ihm von Seite des Papstes Verzeihung [1]. Fortan war Äneas der Verfechter der Interessen des päpstlichen Stuhles am kaiserlichen Hofe. Seinen Bemühungen und seiner Vermittelung ist es auch großenteils zuzuschreiben, daß Friedrich seine neutrale Stellung zwischen dem Basler Schisma und dem rechtmäßigen Papste aufgegeben und für Eugen sich erklärt hat. Daß der kaiserliche Sekretär durch seine Teilnahme und Mitwirkung bei diesem Friedenswerke in der Gunst aller Gutgesinnten gestiegen, wer könnte dies mit Grund bezweifeln!

Im Jahre 1446 erhielt Äneas Piccolomini in Wien die Subdiakonatsweihe. „Der ist ein elender Mensch", schreibt er um diese Zeit, „und der Gnade Gottes nicht teilhaftig, der nicht endlich zu seinem bessern Innern zurückkehrt, in sich geht, seinen Wandel bessert und darüber nachdenkt, was nach dieser Welt in einer andern sein wird. Ich habe genug und übergenug gefehlt! Nun gehe ich in mich. O möchte es nicht zu spät sein!" [2] In Rom empfing er anläßlich einer Gesandtschaft das Presbyterat. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn Papst Nikolaus V. zum Bischof von Triest (1447). Ein Vikar besorgte die Verwaltung des Bistums, während der Bischof am kaiserlichen Hofe lebte und eines stetsfort wachsenden Vertrauens von Seite seines hohen Herrn gewürdigt wurde.

---

[1] Vgl. Rohrbacher XXIII, 218.

[2] Rohrbacher XXIII, 219.

Digitized by Google

Bei der Brautwerbung Friedrichs III. um Leonore von Portugal trat er als Vermittler auf. Im nämlichen Jahre (1450) verlieh ihm Papst Nikolaus V. das Bistum Siena, und der Kaiser ehrte die reichen Verdienste des Bischofs dadurch, daß er ihn in den reichsfürstlichen Stand erhob, so daß er fortan mit Sitz und Stimme im königlichen Rate erschien. Als Äneas bei Anlaß der Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom (1452) seine erste Türkenrede hielt, wurde er vom Papste zum Nuntius des apostolischen Stuhles für Böhmen, Mähren, Schlesien und bald nachher auch für Ungarn ernannt.

Seit Konstantinopel den Türken in die Hände gefallen war (1453), betrachtete Äneas Sylvius es als seine Haupt- und Lebensaufgabe, den Feind der Christenheit aus seiner Stellung und vom Boden der Christenheit zu verdrängen durch Wort und Schrift, durch die Macht seiner glänzenden Beredsamkeit, ja selbst mit der Schärfe des Schwertes. Auf den drei Reichstagen zu Regensburg (1454), Frankfurt (1454) und Neustadt (1455) erhob er seine Stimme gegen die drohende Türkengefahr — freilich bei der bekannten Selbst- und Ränkesucht der deutschen Fürsten ohne greifbaren Erfolg.

Deutsches Leben und deutsche Sitten hatten Äneas niemals sonderlich entsprochen. Im Jahre 1455 ging endlich ein langgehegter, sehnlicher Wunsch in Erfüllung: der Bischof von Siena zog sich für immer in seine Heimat zurück, nachdem er 23 volle Jahre auf deutschem Boden, davon zwölf Jahre am kaiserlichen Hofe zugebracht hatte.

Schon das folgende Jahr (1456) brachte Piccolomini die Kardinalatswürde unter Papst Kalixt III., der sich, wie sein Freund, den Kampf gegen die vordringende osmanische Macht, im Interesse der Erhaltung des heiligen Glaubensgutes, angelegen sein ließ. Auch für die Reunion der Husiten erwies sich der neue Kardinal sehr thätig.

Nach dem Tode des Papstes Kalixt III. ging aus dem Konklave vom 16. August 1458 Äneas Sylvius Piccolomini als Papst hervor, der sich den Namen Pius II. beilegte. Von seinem Vorgänger hatte er die Türkenfrage unerledigt überkommen, und die Sorge um Abwendung des drohenden Unheils bildet die Signatur seines Pontifikates, welche in dem Kongreß zu Mantua (1459) ihren Ausdruck, in dem Tode des Papstes ihren Abschluß gefunden hat. Mit vielen Bitten, Mahnungen und Drohungen hatte er endlich einen Fürstenkongreß in Mantua zusammengebracht, wo er in dreistündiger, glanzvoller Rede durch Schilderung der von den Türken verübten Greuel und der dadurch unumgänglich notwendig gewordenen Abwehr, getragen von den freudigsten Siegeshoffnungen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer gefesselt hielt (ep. 397. ed. Bas.).

Von der Lauheit der Weltmächte, die zu einem einigen Vorgehen gegen des Sultans Macht sich nicht verständigen konnten, durfte Pius für die christliche Sache nichts erhoffen. Deshalb stellte er, nachdem alle seine Mahnungen, Forderungen und Bitten an der Teilnahmslosigkeit und

Digitized by Google

Gleichgültigkeit der weltlichen Herrscher für den heiligen Kampf gescheitert waren, sich persönlich in den Mittelpunkt des Unternehmens, erließ eine Bulle (1463), worin er zum Kreuzzuge gegen die Türken aufforderte und seine persönliche Teilnahme zusicherte (ep. 412. p. 914. ed. Bas.). Am 18. Juni 1464 verließ er Rom, um sein gegebenes Wort einzulösen, starb aber schon unterwegs den 14. August in Ankona.

Äneas Sylvius war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Auf allen Gebieten menschlichen Wissens hat er seine reichen Kenntnisse entfaltet: Grammatik, Rhetorik, Poesie, Beredsamkeit, Philosophie, Geschichte, Geographie, Rechtskunde, Theologie müssen in bunter Abwechslung durch den Reiz der Mannigfaltigkeit und der Neuheit seinem Geiste stets neue Nahrung, Arbeit und Schaffensfreude bieten. Dieser umfangreiche, geistige Horizont, der durch die äußeren Lebensumstände des Schriftstellers genährt und gefördert und durch glückliche geistige Anlagen unterstützt wurde, legt zum vorneherein die Vermutung nahe, daß mit der Ausdehnung seines Wissens die Tiefe der Auffassung nicht gleichen Schritt gehalten habe. Wir finden in Äneas' Schriften viel mehr den gefälligen Humanisten mit zierlichem Latein, als den durchgebildeten Theologen mit tiefsinnigen Spekulationen. Fleißiges Studium der Klassiker und Nachahmung derselben gilt ihm als erstes und oberstes Gesetz für jede wissenschaftliche Bethätigung, und der Hinweis auf die Notwendigkeit und Nützlichkeit derselben bildet gar oft den Gegenstand brieflicher Erörterungen.

Was seine Schreibweise betrifft, so ist sie durch vorstehende Andeutungen bereits charakterisiert; gefällige, klare Ausdrucksweise kennzeichnet besonders seinen Stil. Doch lassen wir hierüber ihn selbst sprechen. In seiner ep. 402 schreibt er an den Kardinalbischof von Krakau: „Ich gestehe, ich schreibe schmucklos und offen, allen Prunkes bar; jedes Kleid verschmähe ich; ich mühe mich nicht ab, über gelehrte Dinge zu schreiben, die ich selbst nicht verstehe. Leicht macht sich anderen verständlich, wer sich selbst versteht; wie will aber derjenige Licht verbreiten, der selbst Dunkelheit ist! Ich meide Schwulst und lange Perioden; ich verschmähe zwar nicht die Eleganz im Ausdrucke, wenn sie von selbst sich darbietet, hasche aber nicht darnach; daß ich verstanden werde, ist mein einziges Bestreben." Und anderswo (ep. 38) sagt er: „Ich wollte lieber des Naso (Ovid) und Maro (Virgil) gelehrte Nachlässigkeit als des Aristoteles dunkle Sorgfalt nachahmen."

Das Urteil seines Biographen Campanus über des Äneas' Geschichtschreibung und dessen Schreibweise überhaupt [1] dürfen wir nicht unerwähnt lassen: „Seine Schreibart", sagt er, „ist gefällig und ruhig, gedrängt und anschaulich, so daß man nicht Geschichte zu lesen, sondern den Ereignissen und dem Kampfe beizuwohnen wähnt. Er weiß alle Affekte des Menschen zu packen. Was er beabsichtigt, entwickelt und erläutert er bis zum

[1] Epist. liber I. ep. 1.

Digitized by Google

Überflusse, und was er erläutert, erhärtet er durch unumstößliche Argumente. Den Gegner entkräftet er erst, wirft ihn zu Boden und erdrückt ihn dann vollständig. Keinen Einwand läßt er gelten oder ungelöst und für keine seiner persönlichen Anschauungen bleibt er den Beweis schuldig. Bisweilen wird er heftig und scharf, bald fließt seine Rede ruhig und sanft; nie ist er zweideutig oder schwerverständlich. Nebst reicher Fülle fesselt er durch Gefälligkeit, und seine Worte imponieren durch die ihnen innewohnende Wahrheit selbst. Den Glanz der Diktion vernachlässigt er nie, ob er mit erhabenen oder gemeinen Gegenständen sich befaßt. Er besitzt reiche Kenntnis des Altertums, und den Ereignissen der Gegenwart steht er keineswegs fremd gegenüber. So sehr er durch reiche Mannigfaltigkeit ergötzt, fesselt er durch erhabene Großartigkeit. — Seine Reden, von göttlichem Hauche durchweht, hat jedermann in Händen [1]; sie bereiten dem Leser ebenso viel Vergnügen, als sie dem Zuhörer Bewunderung abgerungen haben."

Mit Vorliebe schmückte sich Äneas mit dem Beinamen „Dichter", seit den Tagen, da Kaiser Friedrich mit eigener Hand ihm den Lorbeer aufs Haupt gesetzt hatte (1442). Seinem Freunde, dem Reichskanzler Schlick, gesteht er (ep. 102): „Mich ergötzt nichts mehr als Epheu — Vergnügen bereitet mir der kühle Wald, unter den Musen finde ich Wohlbehagen, nicht unter dem Volke. Euterpe soll die Flöte mir reichen, die ich ergötzlich zu spielen verstehe, und Polyhymnia ihre Laute mir bieten, und mein Name wird in der Nachwelt fortleben."

Wir besitzen nur wenige Gedichte von Äneas Sylvius, obschon er in seiner Jugend so gerne den Musen gelauscht; vielleicht sind die sprudelnden Erzeugnisse des frohmütigen Humanisten vor dem gereiften Urteile des ernsten Priesters nicht bestanden und hat der Autor seine selbsteigenen Geisteskinder der Vernichtung preisgegeben [2]. Die Basler Ausgabe enthält bloß einen Hymnus auf das Leiden Christi (In Salvatoris nostri laudem carmen Sapphicum). Und doch schreibt er selbst (ep. 402): „Wir glauben nur von einem guten Rechte Gebrauch zu machen, wenn wir den Titel jener Kunst uns beilegen, auf die wir einen beträchtlichen Teil unseres Lebens verwendet haben. Denn wenn die des kanonischen oder des Staats-Rechtes kundigen Gelehrten, nachdem sie einmal den Doktorgrad erlangt haben, in ihren Briefen sich immer als Doktores unterzeichnen, so steht es nach unserer Ansicht auch uns zu, den Namen eines

---

[1] Dies gilt besonders von seiner Rede, die er auf dem Kongreß zu Mantua gehalten, die in zahllosen Exemplaren über ganz Europa verbreitet wurde.

[2] Von vielen seiner früheren litterarischen Produkten wissen wir, daß Pius sie später bitter bereut hat. Vielleicht mag auch in der Rückerinnerung an diese schlimme Seite seiner ersten litterarischen Thätigkeit die sonst rätselhafte, ablehnende Stellungnahme, welche Pius den Humanisten gegenüber beobachtete, ihre Erklärung finden, während er doch ehedem selbst ein enthusiastischer Vertreter dieser neuaufstrebenden Geistesrichtung gewesen war.

Digitized by Google

Dichters anzunehmen, um den Schein zu vermeiden, als ob wir die (vom Kaiser) uns zugedachte Ehre (der Krönung als Dichter) verschmähten." Auf den Titel eines Dichters mache er aber, fügt er bescheiden hinzu, nur im Sinne Senekas Anspruch, der diese Auszeichnung allen denen zuerkannte, welche Verse machten. „Und auch wir", fährt er fort, „haben einst Verse herausgegeben, wir haben Elegien, Eklogen, eine Satyre geschrieben, aber den Namen eines Dichters haben wir uns erst beigelegt, nachdem Friedrich uns mit dem Lorbeer ausgezeichnet hatte." — Von all diesen verschiedenen Dichtungen hat sich sehr wenig in unser Zeitalter hinübergerettet. Spärliche poetische Versuche finden sich in seinen Opera inedita, herausgegeben von Gugnoni; so eine Ekloge, mehrere Epigramme, Epitaphien, Hymnen und ein Produkt seiner Jugendzeit: Cinthia; sie tragen, wie alle seine geistigen Erzeugnisse, die Signatur des universellen, klassisch gebildeten Humanisten an sich.

Größern Ruhm als durch seine Dichtungen hat Pius durch seine Beredsamkeit bei der Nachwelt sich gesichert. Auf diesem Gebiete kam ihm die Kenntnis der Klassiker sehr zu statten, und er wußte seine Vorbilder in ausgiebiger Weise zu verwerten. Eine vorzügliche Rednergabe erhöhte die Wirkung seines in gewähltem Latein sanft dahinfließenden Vortrages. Daraus erklären sich die großen momentanen Erfolge seiner klassischen Beredsamkeit, so daß er seine Zuhörer erst zur Bewunderung und allmählich zur Begeisterung für seine Sache hinriß. Seine Redetheorie findet sich stellenweise auch in dem nachfolgenden Traktat, weitläufiger aber in seinen 50 Regeln der Rhetorik entwickelt (artis rhetoricae praecepta). In der von Mansi (1755) herausgegebenen Sammlung seiner Reden[1] finden sich 20 aus der vorpäpstlichen, 34 aus der Zeit seines Pontifikates[2]. In der Basler Ausgabe finden sie sich zerstreut unter seinen Briefen.

Die Lieblingsbeschäftigung Pius' II. bildete, vor allem in seinen späteren Lebensjahren, Länder- und Völkerkunde, Geographie und Geschichte. Sein ganzer Lebenslauf und besonders seine verschiedenen Missionen, vom Basler Konzil und vom Kaiserhofe aus, boten seiner feinen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff für Erweiterung seiner Kenntnisse über die Abstammung, die Lebensweise und die Sitten der Völker, über die Größe, das Klima, die Produkte ihres Landes rc. Geographie und Geschichte fließen dabei ineinander über.

Zu seinen größeren Geschichtswerken zählen:

1. Die Kommentarien über das Basler Konzil;

2. eine Sammlung biographischer Skizzen berühmter Zeitgenossen;

[1] Pii II. P. M. olim Aeneae Sylvii Piccol. Senens. Orationes politicae et ecclesiasticae. Lucae 1755, III Partes.

[2] Die Opera inedita ergänzen diese Zahl noch mit vier Reden.

Digitized by Google

3. die Geschichte Friedrichs III. (letztere zwei Schriften fehlen in der Basler Ausgabe);

4. die böhmische Geschichte;

5. Europa — eine Übersicht der Geschichte der einzelnen Länder. Pius beabsichtigte wohl eine vollständige Kosmographie zu schreiben, wofür er bereits in seiner

6. Asia und der soeben erwähnten Europa den Grund gelegt hatte; doch — Mangel an Muße ließ sein Vorhaben nicht zur Ausführung kommen. Asia ist des Papstes gründlichstes Geschichtswerk; auch Columbus benützte es für seine Entdeckungsreisen.

Als Papst schrieb er auch

7. eine Autobiographie, Kommentarien betitelt, eine Art Jahrbuch, welches hauptsächlich seine Reisen behandelt.

Zahlreich sind seine noch erhaltenen Briefe. Die Basler Ausgabe enthält deren 414, worunter freilich auch einige andere kleinere Schriftwerke eingereiht sind: Bullen, Reden, Traktate, Beschreibungen, eine Novelle, eine ausführliche Darlegung der christlichen Glaubenswahrheiten (Brief an Mohammed) und eine theologische Abhandlung über die Ketzerei der Husiten. Die Opera inedita enthalten noch 71 weitere Briefe. Die meisten verraten sorgfältige, stilistische Feile und sind auch ihrem Inhalte nach vielfach nicht ohne Bedeutung für die Kenntnis und Beurteilung der Zeit- und Sittengeschichte.

Eine vollständige Gesamtausgabe der Werke von Äneas Sylvius ist nicht vorhanden. Die Basler Ausgaben (von 1551 und 1571) können, wie wir bereits gesehen haben, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen[1]. Dagegen sind mehrere seiner Werke separat ediert worden, so seine Reden, seine geographischen und geschichtlichen Arbeiten[2]. Seine Briefe[3], der Traktat über das elende Leben der Höflinge und seine „Abhandlung über die Erziehung der Kinder“[4], auf welche wir noch etwas näher eingehen müssen, haben eine weite Verbreitung gefunden[5].

---

[1] Die Historia Friderici III., welche dort fehlt, wurde erst 1685 zu Straßburg gedruckt.

[2] Opera geographica et historica. Helmstädt 1699 und Frankfurt 1707.

[3] Sie wurden öfters gedruckt: Die Epistolae familiares zu Köln 1478; Nürnberg 1481, 1486, 1496; Löwen 1483; Rom 1486; Lyon 1496, 1497; Mailand 1497 und an a. O. s. l. et a. Die Epistolae in Cardinalatu editae zu Rom 1475; Paris 1476 und an vielen a. O. s. l. et a. Die Epistolae in Pontificatu editae zu Mailand 1473, 1481, 1487. Vgl. Hain L., Repertorium Bibliographicum. Stuttgart 1826, 1838, Nr. 147—206.

[4] Befindet sich in der Ausgabe der Epistolae et varii tractatus Pii II. Lugduni 1505, y VII sqq.; in der Basler Ausgabe p. 965 sqq.; erschien auch separat zu Basel 1551 in 4°.

[5] Im Jahre 1823 edierte Karl Fea zu Rom unter dem Titel: Pius II. a calumniis vindicatus zwei früher unbekannte Schriften, nämlich: 1. eine epistola retractationis, die Äneas schon als Bischof von Triest geschrieben, und 2. einen

Digitized by Google

Der Traktat über die Erziehung der Kinder ist gerichtet an Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen. Ladislaus (Postumus) war der Sohn Albrechts II. (Herzogs von Österreich), welcher mit Elisabeth, der einzigen Tochter des Königs Sigismund von Ungarn, verheiratet war. Da Sigismund ein Sohn Karls IV., dieser selbst hinwieder ein Sprößling des Königs Johann von Böhmen war, so fiel Ladislaus von dieser Seite die Krone Böhmens zu. Sigismund war mit einer Tochter Ludwigs des Großen (Königs von Ungarn 1342—1382) verheiratet gewesen; bei dem Tode seines Schwiegervaters erbte er Ungarn, das später auf Ladislaus überging. Deshalb betont Äneas mit Recht (ep. 81), daß ihm von väterlicher und mütterlicher Abstammung her die Krone Böhmens und Ungarns zukomme.

Erst vier Monate nach dem Tode seines Vaters Albrecht († 1439) erblickte Ladislaus das Licht der Welt (deshalb Postumus). Inzwischen hatten die Ungarn sich bereits nach einem andern Könige umgesehen, Wladislaus von Polen. Die Wittwe-Mutter Elisabeth übergab deshalb ihren königlichen Knaben der Obhut des deutschen Kaisers Friedrichs III., welcher selbst ein Vetter des verstorbenen Albrecht war. Am Kaiserhofe in Wien wuchs nun der reichbegabte Knabe zu einem schönen, vielversprechenden Jüngling heran, und da sein Gegenkönig Wladislaus im Kampfe gegen die Türken gefallen war, wurde auf einem Reichstage zu Preßburg (1445) der fünfjährige Ladislaus als König allgemein anerkannt. Während seiner Minderjährigkeit war Hunyadi Reichsverweser in Ungarn, Podiebrad in Böhmen. Im Jahre 1457 raffte aber ein plötzlicher Tod den 18jährigen, hoffnungsvollen König dahin.

Die nächste Veranlassung zur Abfassung der genannten Schrift bot dem Verfasser eine Aufforderung von Seite des Lehrers des jungen Prinzen, Kaspar Wendel, wie Äneas in der Einleitung selbst gesteht. Ob er dabei die Nebenabsicht gehabt, die Gunst seines Herrn, des Kaisers, deren er beim Sturze des mächtigen Reichskanzlers, seines Freundes und Gönners Kaspar Schlick, verlustig gegangen war, wieder zu gewinnen, lassen wir dahingestellt. Daß aber einzig nur solche ehrgeizige, selbstsüchtige Motive ihm die Feder in die Hand gedrückt haben, ist nicht sehr wahrscheinlich; denn Äneas hegte persönlich, wie aus seinen Briefen hervorgeht (vgl. epp. 13, 78, 81 u. a.), sehr große Hoffnungen von der Zukunft des jungen Königs, besonders für die Abwendung der Türkengefahr. Daß er die Lust und Liebe zum Humanismus in dem zehnjährigen Prinzen wecken wollte, braucht nicht erst beigefügt zu werden.

Seinem ursprünglichen Plane gemäß, wie ihn Äneas in der Einleitung andeutet, sollte das ganze Werk in vier Teile zerfallen, entsprechend den vier Lebensaltern des Menschen, und den idealen König schildern

---

Commentarius de rebus Basileae gestis, zur gleichen Zeit verfaßt; beiden Schriften beigedruckt ist die berühmte Retraktationsbulle.

Digitized by Google

als Knaben, Jüngling, Mann und Greis. Nur der erste Teil gelangte zur Ausführung, und so haben wir im vorliegenden Traktat Vorschriften über die Erziehung des Knaben.

Die weitere Einteilung ist eine gegebene; der Verfasser handelt zuerst von der körperlichen, dann von der religiös-sittlichen und endlich von der intellektuellen Erziehung. Bevor er aber zur Behandlung seines Gegenstandes nach der angedeuteten Einteilung übergeht, schickt er noch einige treffliche Bemerkungen über die Sorgfalt bei Auswahl der Lehrer voraus.

Für die gedeihliche Pflege des Körpers verlangt er Abhärtung (für den künftigen König kriegerische Übungen), Spiele und vor allem Mäßigkeit in Speise und Trank.

Im zweiten Teile entwickelt er zuerst den hohen Wert der Geistesbildung und schließt sich in Erörterung der Frage betreffs der Bestimmung der Zeit, wann die Kinder zur Beschäftigung mit den Wissenschaften zugelassen werden sollen, der Ansicht Quintilians an, der schon in der Wiege den bildenden Einfluß der Mutter nicht entbehren will. — Zu den Unterrichtsgegenständen übergehend, spricht er zunächst von der religiösen Erziehung und empfiehlt seinem Schüler besonders Hochachtung und Ehrerbietung gegen die Priester.

Von großer Bedeutung für die geistige Bildung erscheint dem Verfasser der Umgang seines Zöglings. Daher fordert er für seine Umgebung gutgesittete, wahrheitsliebende Pagen, die den veredelnden Einfluß, den sie infolge dieser moralischen Eigenschaften auf die sittliche Vervollkommnung des Prinzen ausüben, noch dadurch erhöhen sollen, daß sie durch ihre wissenschaftliche Bildung und besonders durch Kenntnis der verschiedenen Sprachidiome zugleich bildend auf die geistigen Anlagen desselben einwirken. Für die Ausbildung des Sprachvermögens fordert er sorgfältige artikulierte Aussprache jedes einzelnen Wortes, besonders der letzten Silben. Um die Zunge in der Sprachfertigkeit zu üben, empfiehlt er Recitation schwerfälliger Verse. Die Sprachbildung betont der Verfasser besonders als das unerläßliche Mittel und Erfordernis eines formell schönen, ansprechenden Vortrages. Deshalb bildet diese Anweisung über die Ausbildung des Sprachvermögens den Übergang zu einigen wenigen Andeutungen über Form und Inhalt der Rede. Mit einer Ermahnung zur Ausbildung und Übung des Gedächtnisses schließen die Vorschriften über die sprachliche Vervollkommnung ab.

Eine ausführliche Abhandlung über den Unterricht in der Grammatik, welche nun folgt, läßt deutlich den Humanisten erkennen, der den jungen König durch die klassischen Disziplinen bilden will. Das Thor dazu, wie zu jeder Wissenschaft überhaupt, bildet die Grammatik. Äneas behandelt sie in drei Teilen. Im ersten Abschnitt verbreitet er sich über die Sprachrichtigkeit, warnt vor den gewöhnlichsten Fehlern gegen dieses grammatikalische Gesetz, vor Barbarismen und Solözismen, und er-

Digitized by Google

örtert das Wesen der Analogie und Etymologie. Die Sprachrichtigkeit gewinnt man nur aus der Lektüre der Schriftsteller, Regeln hierüber sind unzureichend. Deshalb macht der zweite Abschnitt uns bekannt mit den Werken der lateinischen Klassiker, welche er gegen den Vorwurf der Deutschen, daß sie die guten Sitten verderben, nachdrücklich zu verteidigen sucht. Bei dem Studium derselben muß man die Biene nachahmen, welche nur den Honig aus der Blume saugt, das Gift unberührt läßt. Er selbst will seinem Zöglinge durch den Wald klassischer Schriftsteller als weiser Mentor dienen, indem er ihm die empfehlenswertesten Autoren namentlich vorführt und zur Lektüre und zum Studium empfiehlt, vor anderen warnt. Der dritte Teil der Grammatik befaßt sich mit der Schön- und Rechtschreibung, giebt Belehrungen über Verdoppelung der Konsonanten, über Rechtschreibung zusammengesetzter Wörter und über die Aspiration.

An den Unterricht in der Grammatik muß sich derjenige der Rhetorik und Dialektik anschließen; auch die Pflege der Musik empfiehlt er seinem Schüler. Geometrie, Arithmetik und Astronomie tragen mit bei zur Ausbildung des Geistes und sind für das praktische Leben oft von Wichtigkeit.

Am Schlusse des ganzen Traktates legt er eindringlich seinem Zöglinge das Studium der Moralphilosophie ans Herz, welche ihn einführen werde in die Kenntnis seiner Pflichten gegen Gott, seinen Nebenmenschen und sich selbst.

Aus dieser kurzen Übersicht läßt sich leicht ersehen, daß wir es hier nicht mit einem vollständigen, für alle Stände und Verhältnisse berechneten Erziehungssystem zu thun haben. Der Autor verfolgte bei der Abfassung dieser Schrift vor allem den Zweck, den königlichen Knaben zu einem gebildeten König zu erziehen, und dieses Ziel läßt er nie aus den Augen. Seine Erziehungsgrundsätze berücksichtigen immer in erster Linie die individuelle Persönlichkeit des Prinzen. Er soll seinen Körper durch Abhärtung stählen, um einstens gegen die Türken zu Felde zu ziehen; er soll die verschiedenen Sprachen seines Reiches kennen, um mit seinen Unterthanen aller Zungen ungehindert verkehren zu können; er soll Rhetorik und Dialektik studieren, um im mündlichen Verkehre und im Vortrage Begriffsbestimmungen und Einteilungen geben, Urteile bilden, Schlüsse ziehen und seine Gedanken richtig und geläufig ausdrücken zu können. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß die meisten der hier aufgestellten Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze von nicht bloß individueller und lokaler Bedeutung sind, sondern allgemeine Giltigkeit haben, ein Umstand, welcher der Schrift ein erhöhtes Interesse verleiht und ihr einen bleibenden Wert sichert. Dagegen mag allerdings jener Teil des Werkes, welcher von der Grammatik handelt, und den Campanus in seiner Biographie Pius' II. als eigene Schrift anführt (unter dem Titel: De arte grammatica), mehr für den Philologen als für den Pädagogen Interesse bieten.

Digitized by Google

Ob diese Abhandlung bei der Erziehung des jungen Ladislaus berücksichtigt worden sei und Früchte gezeitigt habe, muß dahingestellt bleiben; wie wir wissen, starb er schon in seinem 18. Lebensjahre. Dagegen dürfen wir mit gutem Grunde annehmen, daß die Grundsätze, welche in diesem Traktate niedergelegt sind, bei der Erziehung des großen Kaisers Maximilian, der sich besonders die Entwickelung und Verbreitung der humanistischen Studien angelegen sein ließ, zur Anwendung gekommen sind.

Unsere Übersetzung ist nach der Basler Ausgabe von 1571 besorgt worden. Eine deutsche Übertragung war bisher unseres Wissens noch nicht vorhanden. Die zahllosen Inkorrektheiten, welche dem lateinischen Texte anhaften, haben die Arbeit sehr erschwert und eine vollständige korrekte Eruirung des Sinnes bisweilen sogar verunmöglicht. Die zur Vergleichung beigezogene Lyoner Briefsammlung von 1505, welcher dieser Traktat ebenfalls beigefügt ist, erwies sich als nicht weniger inkorrekt. Stellen aus der Heiligen Schrift und den Klassikern sind vom Verfasser bloß aus dem Gedächtnis citiert. Eine Konfrontation der angeführten Citate von Klassikern mit den entsprechenden Stellen nach bewährten Klassikerausgaben hat ergeben, daß beinahe kein einziges der im vorliegenden Traktat herbeigezogenen Citate auf ganz korrekte Wiedergabe Anspruch machen kann.

Der Autor liebt es besonders, seinen persönlichen Ansichten Nachdruck zu verschaffen mit dem Hinweis auf die Aussprüche bewährter Männer, oder aus ihren Handlungen praktische Folgerungen herzuleiten; deshalb begegnen uns auch in dem kleinen Traktate eine verhältnismäßig große Anzahl von Eigennamen aus dem Gebicte der griechischen und römischen Litteratur, aus dem Altertume und der neuern Zeit, aus Welt- und Kirchengeschichte. Ihre Zahl zeigt deutlich die innige Vertrautheit der Humanisten mit den Werken der Klassiker, deren Inhalt sie sich ganz zu ihrem geistigen Eigentume gemacht und im Leben zu verwerten gesucht haben.

Digitized by Google

Äneas, Bischof von Triest, an seinen Herrn,

den erlauchten Fürsten und König von Pannonien und Böhmen, den mächtigen Beherrscher von Österreich.

Wenn die Pflege der Tugend und die ungeteilte Hingabe an gute Handlungen für irgend jemand eine Forderung der Notwendigkeit ist, so wird kein verständiger Mensch in Abrede stellen, daß sie es für dich, erlauchter König Ladislaus, in besonderem Grade seien. Denn wenn du einmal deiner Vormundschaft entwachsen bist, wirst du die Anwartschaft auf die Regierung großer Reiche und ausgedehnter Besitzungen erlangen, deren Beherrschung für dich nicht von langer Dauer sein könnte, wenn nicht erprobte Umsicht dir zur Seite stünde. Königreiche gehorchen willig einem thatkräftigen Herrscher, einem verweichlichten leisten sie Widerstand. Wie ehedem Rom seines Kaisers Thatenlosigkeit nicht duldete, so verabscheut heute noch Ungarn seines Königs Unthätigkeit. Niemand bedarf mehr der Weisheit als ein Herrscher, um andere mit Umsicht zu leiten. Und wenn ein persönlicher Fehlgriff den König zu Falle bringt, so schadet er zugleich sich selbst und seinem Volke. Einem weisen Könige wird alles gelingen, denn es spricht die ewige Weisheit: „Durch mich herrschen die Könige und üben Gerechtigkeit die Urheber der Gesetze.“ [1]

Schon in deinem Knabenalter und besonders, wenn du einmal herangewachsen sein wirst, mußt du deshalb mit den vorzüglichsten Lehren dich vertraut machen, da ja dazu das Beispiel deiner Vorfahren und deiner Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite, welche das römische Reich so ruhmvoll verwaltet haben, dich antreiben muß, wie das Beispiel desjenigen, der dir das Leben gegeben, deines Vaters Albrecht ehrwürdigen und unvergeßlichen Andenkens; fürwahr, eine Schande wäre es, ihrer sich unwürdig zu erweisen. Der Erbe der väterlichen Herrschaft muß billigerweise auch seiner Vorfahren Tugenden sich zu eigen machen. Du bist ihr Nachfolger im Adel der Geburt; trage Sorge, daß du gleicherweise ihr Nachfolger seiest im Adel reiner Sitten. Nur jener Adel, der

---

[1] Sprichw. 8, 15.


Digitized by Google

mit heiligen Sitten geziert ist, verdient Lob. Dagegen kann, was lasterhaft ist, nicht adelig sein. Oder wer würde denjenigen einen Edelgeborenen nennen, der seiner Abstammung sich unwürdig erweist und bloß einen adeligen Namen führt? Wie Niemand die stummen Tiere, wenn sie auch von einer ganz vorzüglichen Rasse abstammen, als edle Rasse bezeichnet, wenn sie nicht kräftig gebaut sind, so können auch gewiß die Menschen nicht mit Recht edelgeboren genannt werden, wenn sie nicht durch persönliche Vorzüge sich empfehlen. Juvenal sagt, es sei schmählich, am Ruhme anderer sich festzuklammern, damit das eigene Ruhmesgebäude nicht einstürze, wenn ihm die stützenden Säulen entzogen werden.

Zum Fortschritte in der Tugend gewährt uns die Beschäftigung mit den Wissenschaften ein großes Hülfsmittel, und den König insbesondere ziert Gelehrsamkeit. Dieses wohl erkennend hat einmal ein römischer Kaiser einem fränkischen Könige, mit dem er in freundschaftlicher Beziehung stand, in einem Briefe gar dringend ans Herz gelegt, daß er nicht vernachlässige, seine Kinder in den Wissenschaften zu unterrichten; denn ein ungebildeter König sei nichts anderes als ein gekrönter Esel. Ich weiß auch, daß die römischen Staatsmänner in der Blütezeit der Republik nicht ungebildet gewesen sind, sondern im Krieg und Frieden, im Rate und auf dem Schlachtfelde die Wissenschaften gepflegt haben, und niemanden ist es verborgen, daß mit der Vernachlässigung der Wissenschaften alle Tugenden erschlafften, daß sogar die Kraft der Kriegsmacht unter diesem Einflusse erlahmte und der Regierung selbst gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Wie Boetius berichtet, hängt nach Sokrates der Wohlstand der Staaten davon ab, daß ihre Lenker die Wissenschaften pflegen. Ein vollkommener Mann ist nur derjenige, welcher seine bürgerlichen Pflichten mit dem Studium der Philosophie [1] zu vereinbaren sucht und so sich doppelten Vorteil sichert. Auch diejenigen, die für das Gemeinwohl sich aufopfern und deren Leben ruhig dahinfließt, von keinem Wellenschlage getrübt, streben nach Weisheit.

Die Fürsten und alle, die zur Herrschaft bestimmt sind, müssen deshalb nach Kräften sich bemühen, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen und die Philosophie in Schutz zu nehmen, wie es Zeit und Umstände erfordern. Auch Perikles beschäftigte sich mit bürgerlichen Obliegenheiten, ebenso Archita von Tarent, Dion von Syrakus und der Thebaner Epaminondas, von denen zwei nach dem Zeugnisse Plutarchs Schüler Plato's gewesen sind. Ich übergehe unsere Scipionen, Fabier, Catone, Marceller, Cäsaren, deren Ruhm und Gelehrsamkeit über alles Lob erhaben ist. Unser Wunsch geht dahin, daß du nach ihrer Weise herrschen mögest, wenn du einmal zur Herrschaft gelangt bist, damit das

---

[1] Selbstverständlich ist hier (und in der Folge noch öfter) Philosophie nicht als „wissenschaftliche Disciplin“ im heutigen Sinne zu fassen, sondern vielmehr als Inbegriff der Wissenschaften überhaupt.

Digitized by Google

durch Unglück erschöpfte Ungarn und das durch fanatische Irrlehren niedergetretene Böhmen unter deinem Scepter wieder aufleben und zu ihrem früheren Glauben zurückgeführt werden. Zweifelsohne werden wir dieses erreichen, wenn du die Hoffnungen, die an deinen Namen sich knüpfen, auch verwirklichst. Wir erwarten von dir reichliche Frucht wie von einem Acker, den der Herr gesegnet.

Ein untrügliches Zeichen deiner Rechtschaffenheit bietet uns für die Zukunft der Umstand, daß du weder dein Auge noch dein Ohr schändlichem Gebahren leihest. Du findest nicht Gefallen an ausgelassenen Gefährten, dagegen lauscht dein Ohr mit Freude frommen Erzählungen; es ist dein ernstes Bemühen, gemäß der Mahnung deines Lehrers von Tag zu Tag besser zu werden. So nämlich berichtete uns dein gelehrter und rechtschaffener Lehrer und Hüter Kaspar[1], der dich väterlich liebt und auf dessen Wunsch wir dieses Büchlein für dich zu schreiben uns vorgenommen haben. Denn gar eindringlich hat er uns ersucht und gebeten, zu deiner Belehrung und Unterweisung in kurzer, passender Form dir etwas zu schreiben. Wir hätten gewünscht, daß ein anderer diesem Auftrage nachgekommen wäre, der in schönerer Form dir Besseres hätte bieten können; denn Mittelmäßiges ziemt dir nicht und Außerordentliches zu leisten, sind wir nicht im stande. Aber da wir bei dir willigen Gehorsam und bei deinem weisen Lehrer guten Willen nicht verkennen konnten, so haben wir uns nicht den Anschein geben wollen, als wäre es uns nicht erwünscht, deiner Majestät oder seiner Liebe zu dir zu entsprechen und uns deshalb vorgenommen, dir ganz besonders auch mit Rücksicht darauf, daß wir gegenwärtig die Geburt unseres Erlösers feiern und an diesem Feste dem Herkommen gemäß die Christen sich gegenseitig mit Geschenken erfreuen, eine kleine Gabe zu bieten. Aber was wird unsere Dürftigkeit dir zu spenden im stande sein? Wir können nicht mit Petrus sagen: „Steh auf und wandle“[2], denn einerseits sind wir nicht so reich an Verdiensten wie er, und andererseits bedarfst du auch nicht, so Gott will, solcher Hülfe. Auch Gold und Silber haben wir nicht. Was können wir dir also Besseres darbringen, als daß wir mit den Worten deines Lehrers dir zurufen: Vorzüglicher als Gold und Silber sind die Lehren der Tugend, und wer Pferde, Kleider oder Edelsteine ihnen vorzieht, der hat mehr Ähnlichkeit mit einem Pferde oder einem Steine als mit einem

[1] Kaspar Wendel (Voigt: Enea Silvio III, 1, S. 53) war der Erzieher und Lehrer des jungen Ladislaus und stand am kaiserlichen Hofe in hoher Gunst, die er aber mißbrauchte, so daß er bei Anlaß der Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom und später in Florenz der Teilnahme und Vorschubleistung an einem Plane der Entführung Ladislaus' beschuldigt und deshalb in Haft gesetzt wurde. Als apostolischer Nuntius für Böhmen rc. kam Äneas Sylvius in den Fall, über den nämlichen Kaspar die geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben und gegen ungerechte Anschuldigungen sich verteidigen zu müssen. Vgl. ep. 409. ed. Bas. p. 952.

[2] Apg. 3, 6.

Digitized by Google

weisen Manne. Deshalb haben wir deiner Durchlaucht dieses kleine Werk gewidmet, um es dir auf das Geburtsfest des Herrn nach dem Vorbilde der Kirche zum Geschenke darzubringen. Ich weiß nicht, wie das Buch mir unter den Händen gewachsen ist; indem wir uns bestrebten, Zweideutigkeiten zu vermeiden, sind wir etwas weitläufig geworden. Immerhin hält das Werk Maß und ist gleich weit entfernt von ermüdender Weitschweifigkeit wie von unverständlicher Kürze.

So nimm denn dieses kleine Geschenk — die Gabe der Armut — wohlwollend auf und verschmähe es nicht; schätze es nicht nach seinem Werte, sondern nach seinem Nutzen. Denn in diesem Büchlein werden wir an der Hand der bewährtesten Autoren deiner Durchlaucht zeigen, welche Studien der König als Knabe, als Jüngling, als Mann und als Greis betreiben soll. Wir hoffen nämlich, daß du alle diese Altersstufen nicht bloß antreten, sondern auch zurücklegen werdest, und um sie gut zuzubringen, magst du, was unserer Schrift abgeht — und es fehlt ihr vieles — aus anderen Quellen schöpfen. — Lebe wohl!

---

1. Die natürlichen Anlagen des Knaben und ihre Bildung.

Knaben, die zur höchsten Tugend angeleitet werden sollen, müssen eine gute und für die Bildung empfängliche Naturanlage haben. Diese zu geben, liegt weder in deiner noch überhaupt in menschlicher Macht; sie ist einzig ein Geschenk Gottes, eine Gabe des Himmels. Nur wenige findet man, die von Natur aus für Bildung ganz unempfänglich sind. Denn wie der Vogel zum Fluge, das Pferd zum Rennen und zu ungebundenem Wesen geschaffen ist, sagt Quintilian, so eignet sich für den Menschen geistiges Schaffen und Geschicklichkeit. Stumpfsinnige und für geistige Anregung völlig unempfängliche Menschen der geistigen Beanlagung nach giebt es weniger, als unnatürliche, durch Mißgeburt auffällige Gestalten der körperlichen Beschaffenheit nach. Und wenn auch der eine den andern in seiner geistigen Anlage übertrifft, so wird doch nirgends ein Mensch gefunden, der nicht durch geistiges Schaffen und Ringen zu einem Ziele gelangen würde.

Wir haben gehört, daß du eine glückliche und empfängliche Anlage besitzest, und es erübrigt nur, daß du deren Bildung und Übung nicht vernachlässigest. Denn wie die Natur ohne Erziehung blind ist, so ist andererseits auch die Erziehung da, wo die natürliche Befähigung nicht vorhanden ist, eine vergebliche; beide haben geringen Wert, wenn nicht die Übung dazu kommt, aber aus allen dreien gestaltet sich erst ein vollendetes Bild. Wohlan also, vernimm die Regeln der Erziehung und vernachlässige nicht die Übung der Tugend!

Digitized by Google

2. Das Kind muß in zweifacher Beziehung erzogen werden.

In zweifacher Beziehung müssen die Kinder erzogen werden: dem Körper und dem Geiste nach. Zunächst etwas von der Sorge für den Körper; denn der Leib wird zuerst im Mutterschoße gebildet und hernach ihm die Seele eingegossen; daran knüpfen wir dann Vorschriften über die Bildung des Geistes; vorerst werden wir beides noch neben einander behandeln.

Es giebt solche, die dafür halten, daß die Erziehung in beiden Beziehungen von Kindheit an, oder wie sie sich ausdrücken, „von Kindesbeinen an" ihren Anfang nehmen müsse. Doch diese Zeit der Kindheit ist für dich vorbei — und hoffentlich nicht nutzlos — und du eilst dem gereiften Alter entgegen. Noch bist du ein Knabe, darum höre auf die Vorschriften, die wir dir ans Herz legen.

Während ich meine mahnenden Worte an dich richte, spreche ich zugleich auch zu deinen Lehrern, die mit Sorgfalt dich überwachen. Sie mögen sich dessen erinnern, was Plutarch an den Kaiser Trajan schreibt, der in einer bekannten Abhandlung behauptet, daß die Fehler der Schüler auf ihre Lehrer zurückfallen. So hat es denn auch nicht an solchen gefehlt, welche für den ausgearteten Nero den Seneca verantwortlich machen wollten. Es wird auch berichtet, daß Sokrates, als er einen durch fehlerhafte Erziehung irregeleiteten Knaben von guter Anlage kennen gelernt hatte, dessen Lehrer geschlagen habe. Diogenes von Babylon[1] überliefert uns, daß Leonidas, der Lehrer Alexanders, diesem als Knaben gewisse Untugenden beigebracht habe, welche ihm auch im kräftigen Mannesalter als mächtigem Herrscher von der ersten Erziehung her geblieben seien. Thoren sind jene und Männer albernen Geistes, welche ihre Söhne ohne Auswahl jedem beliebigen Lehrer zur Erziehung anvertrauen.

In erster Linie müssen die Lehrer selbst gut erzogen und unterrichtet sein, oder dann wenigstens wissen, daß sie nicht Gelehrte sind. Denn nichts ist schlimmer als solche Menschen, die kaum ein wenig über das A B C hinausgekommen sind und in dem irrigen Wahne sich wiegen, im Besitze großer Weisheit zu sein. Mit Recht ließ deshalb Philipp von Macedonien seinen Sohn Alexander in den Anfangsgründen der Wissenschaft von dem größten Philosophen seiner Zeit, von Aristoteles, unterrichten. Wie er nachher von Leonidas verdrängt werden konnte, begreife ich nicht. Peleus hat klug gehandelt, als er den Achilles der Obsorge des Phönix anvertraute, damit er ihn leite und unterrichte. Der Lehrer darf nicht ein Sklave der Sünde sein und muß durch untadelhaften

[1] Auch der Stoiker genannt, aus Seleukia am Tigris, Schüler des Chrysippus, um 220 v. Chr., kam mit einer athenischen Gesandtschaft nach Rom und machte die Römer zuerst mit der griechischen Philosophie näher bekannt. Seine Anhänger nannte man Diogenisten und Diogener.


Digitized by Google

Wandel sich auszeichnen, wodurch er am besten beweist, daß er selbst nicht die Fehler an sich trage, welche er verbietet; er darf bei seiner Strenge nicht allzu ernst und in seinem Benehmen nicht ausgelassen sein, damit man ihm nicht Haß oder Verachtung entgegenbringt. Seine Rede sei immer ehrbar, damit man nicht von ihm sich Fehler angewöhnt, die man sich später wieder abgewöhnen muß, da die Schwierigkeit, sie abzulegen, sehr groß, und es schwerer ist auszurotten als zu pflanzen. Deshalb berichtet man auch von dem in der Kunst des Flötenspieles weit berühmten Timotheus, daß er von denjenigen, welche schon von einem andern Lehrer Unterricht empfangen hatten, gewöhnlich doppelt so viel Lohn verlangte, als er von ihnen gefordert haben würde, wenn er sie noch ganz ungebildet in den Unterricht bekommen hätte.

Gewiß besorgt man dich aufs beste, da so berühmte Lehrer sich deiner annehmen; wenn du ihre Vorschriften befolgst, wirst du den Ruhm eines großen Mannes und ausgezeichneten Königs erlangen. Wie der Landmann seine Bäumchen mit Verzäunungen umgiebt, so müssen sie dich schützend umhegen mit guten Grundsätzen, Belehrungen und Unterweisungen zu einem rechtschaffenen Leben, damit daraus die schlanken Keime reiner Sitten emporsprossen; denn die Quelle und die Wurzel der Rechtschaffenheit ist die rechtmäßige Zucht. Aber nicht mit Schlägen, sondern mit Mahnungen sollen deine Lehrer dich erziehen. Denn wenn man auch körperliche Züchtigungen für die Schüler für zulässig hält und Chrysippus[1] sie nicht mißbilligt und Juvenal sagt: „Schon groß war Achilles, als er, die Rute fürchtend, die Heimatsberge durchsang“[2], so haben in dieser Beziehung doch Quintilian und Plutarch bei mir mehr Gewicht; diese aber sagen, daß man die Knaben zu ernsten Beschäftigungen durch Mahnungen und Vorstellungen anleiten solle. Schläge ziemen sich für Sklaven, nicht für Kinder. Kindern aus angesehenen Familien und insbesondere königlichen Sprößlingen wird es mehr zum Vorteil gereichen, wenn man ihnen das Leben ihrer Vorfahren lobend oder tadelnd vor Augen führt, als wenn man sie schlägt. Das Lob wird zur Tugend sie anspornen, der Tadel vom Laster sie abschrecken; doch muß man in beidem Maß halten, daß man nicht zu weit geht. Denn die durch maßlose Lobsprüche gefeierten Knaben werden dünkelhaft; werden sie aber mit zu großer Härte behandelt, so werden sie niedergeschlagen und mutlos. Infolge der Schläge bildet sich bei ihnen oft ein Haß aus, der bis ins

---

[1] Chrysippus, Sohn des Apollonius, geb. um 280 v. Chr. zu Soli oder zu Tarsos, kam arm nach Athen und trat in die stoische Schule ein, welche durch ihn ausgebildet, aber auch in viele Streitigkeiten mit der Akademie verwickelt wurde. Er war ein scharfer Denker und feiner Dialektiker und soll 705 philosophische, grammatische und rhetorische Schriften verfaßt haben, von denen aber nur noch wenige Fragmente übrig sind. Er behauptete den Lehrstuhl des Kleanthes, seines Lehrers, bis an sein Ende mit großem Ruhm und starb um 208 v. Chr.

[2] Juven. Satyr. VII. V. 210—211.

Digitized by Google

späte Alter andauern kann. Nichts hindert aber den Schüler mehr in seinem Studium als Haß gegen seine Lehrer, und wenn du willst, daß diese ihre Pflicht erfüllen, so mußt du sie ebenso sehr lieben als die Wissenschaften selbst, ja du mußt sie als deine Eltern betrachten, die dir nicht bloß leibliches, sondern auch geistiges Leben schenken. Darum ist auch die Frömmigkeit dem Studium sehr förderlich.

Höre wiederum den Dichter Juvenal:

„Götter! den Ahnherrnschatten sei leicht ihr Grab und gewichtlos,
Ewiger Lenz umwehe mit Krokusdüften die Urne,
Da sie aus heiliger Scheu an Stelle der Eltern dem Lehrer
Ehre gezollt.“ [1]

3. Pflege und Nahrung des Körpers.

Über die Lehrer haben wir nun hinlänglich uns ausgesprochen. Wir wollen jetzt untersuchen, welche Sorgfalt sie auf deinen Körper verwenden müssen.

Der Körper des Knaben behält in der Regel die einmal angenommenen Gewohnheiten in der Folgezeit bei. Deshalb muß man Sorge tragen, daß die erste Erziehung nicht eine verweichlichte sei und daß man nicht dem Schlafe und der Ruhe allzuviel Zeit einräume. Eine weichliche Erziehung, die wir „Verzärtelung“ nennen, lähmt alle Kraft des Geistes und des Körpers. Weiche Flaumfedern müssen deshalb vermieden werden, und Seide um das Fleisch zu hängen, ist nicht ratsam; dagegen soll man grobe Leinwand gebrauchen, denn dadurch werden die Glieder gekräftigt und fähig, Arbeit zu ertragen. Und wenn du von Natur schön bist von Gestalt und ein würdiger Träger des Scepters, so mußt du dahin trachten, daß auch die äußere Haltung der schönen Gestalt entspreche. Die Züge deines Angesichtes sollen regelmäßig, die Lippen dürfen nicht verzerrt sein. Du darfst nicht das Laster der Trunksucht an dir zur Darstellung bringen, auch nicht knechtische Kriecherei nachahmen. Der Gesichtsausdruck darf nicht nachlässig, die Augen dürfen nicht zur Erde geheftet sein. Den Nacken trage nicht gebeugt, die Hände nicht nach Bauernart. Beim Stehen beobachte Wohlanständigkeit, beim Sitzen errege nicht Lächerlichkeit. Die Bewegungen der Augen müssen wohl überwacht werden; die Arme sollen ungezwungen, die Füße nicht gespreizt sein. Ungeziemendes Benehmen erwirbt kein Wohlgefallen.

Als Philipp, der Vater Alexanders, einst zahlreiche Kriegsgefangene als Sklaven verkaufte und auf sehr unanständige Weise mit gefaltetem, zurückgeschlagenem Unterkleide auf seinem Throne saß, da rief einer von denjenigen, die zum Verkaufe bestimmt waren, ihm zu: Verzeihe mir, Philipp, denn schon vom Vater her bin ich mit dir durch Freundschaft verbunden. Als nun Philipp zu wissen verlangte, inwiefern ihm dieser Mensch be-

[1] Juven. Sat. VII. V. 207—210.

Digitized by Google

freundet wäre, da näherte sich ihm der Sklave und sagte ihm mit leiser Stimme, daß er sein Oberkleid herabfallen lassen solle, da er eine sehr unanständige Stellung einnehme auf seinem Throne. Hierauf gab Philipp den Befehl, diesen Sklaven freizulassen, indem er beifügte, daß er nicht gewußt habe, daß dieser sein Freund und Wohlthäter sei.

Bei jeder Bewegung und Haltung soll man deshalb den Anstand beobachten. Die Griechen benahmen sich in dieser Beziehung so sorgfältig, daß sie über die Haltung des Körpers ein Gesetz erließen[1]. Sokrates spendete ihm seinen Beifall, Plato setzte es in den Abschnitt über die bürgerlichen Handlungen, Chrysippus nahm es unter die Vorschriften über die Erziehung der Kinder auf. — Es giebt auch gewisse körperliche Übungen, die man nicht außer acht lassen darf; man muß aber in betreff derselben auf die Weisungen der Lehrer hören und sich nur insoweit mit ihnen beschäftigen, als dadurch die Kraft und edle Haltung der Glieder gefördert werden. Eine kräftige Gestalt legt auch den Grund zu einem hohen Alter.

Da der König oft Schlachten beizuwohnen genötigt ist, so muß der Knabe, der später das Steuerruder des Staates führen soll, auch in den militärischen Übungen sich ausbilden. Eine Körpergestalt, die im Schatten großgezogen worden ist, taugt nicht für das Kriegslager. Ein abgehärteter, kriegsgewohnter Soldat schlägt im Kampfe sowohl rohe Fechter als geordnete Schlachtreihen. Da du öfters gegen die Türken wirst kämpfen müssen, so schickt es sich, in der Jugend den Bogen zu spannen, die Schleuder zu schwingen, Pfeile abzusenden, Lanzen zu werfen, Pferde zu tummeln, Jagden mitzumachen, in der Schwimmkunst dich zu üben. Es ist keine Schande, etwas zu lernen, was sittlich erlaubt ist. — Vernimm, was Virgil über die italischen Knaben berichtet:

> . . . Wir bringen zuerst an die Flüsse
> Und erhärten durch beißenden Frost und Wasser die Kinder.
> Knaben schon zieh'n auf die Jagd und durchstreichen die Wälder; ihr Spiel ist,
> Rosse zu lenken, den Pfeil von dem hörnernen Bogen zu schnellen[2].

Den Knaben würde ich übrigens keine Spiele untersagen, außer unsittliche. Mit einem Freunde am Ballspiel sich zu ergötzen (wozu Johannes Hinderbach[3] eine Anleitung geschrieben), ist nach meiner Ansicht eine lobenswerte Unterhaltung. Wir kennen auch das Reifspiel und andere für Knaben geeignete Spiele, die nicht gegen die gute Sitte verstoßen und welche die Lehrer dir zuweilen nicht vorenthalten dürfen, damit neben der Arbeit auch die Erholung Platz finde und die Arbeitsfreudigkeit geweckt werde. Man muß nicht immer den Wissenschaften und ernsten Beschäftigungen obliegen und die Knaben nicht all-

---

[1] Χειρονομία genannt. [2] Virg. Aen. 9, 603 sqq.

[3] Joh. Hinderbach war der bedeutendste Schüler des Äneas Sylvius als Humanist, er setzte dessen Geschichte fort, gewann großen Einfluß am Hofe des Kaisers und kam zuletzt als Bischof nach Trient. (Dr. Emanuel Hannak im pädagogischen Jahrbuch. Wien 1887, S. 7.)



zusehr mit Arbeit überladen, daß sie ermattet unter der Last zusammensinken und, der Bürde überdrüssig, dem Unterrichte nur mit Widerwillen folgen. Pflanzen gedeihen ja auch, wenn sie nur mäßig begossen werden, allzu reichlicher Wasserguß ertötet sie. Man muß wohl bedenken, daß unser Leben sich teilt in Arbeit und Erholung. Wie Wachen und Schlaf, Krieg und Frieden, Sommer und Winter, Werktage und Feiertage wechseln, so ist der Arbeit Würze die Muße. Deshalb dürfen wir nicht allzusehr der Arbeit uns widmen, aber ebensowenig im Übermaß der Muße pflegen, denn die Feinde guter Zucht sind nach den Worten Plato's: Mühen und Schlaf.

4. Von der Nahrung.

Die Art der Leibesübungen und der Spiele, die für einen Knaben, der Anwartschaft hat auf ein Königreich, sich ziemen, ist dir nun bekannt; deshalb im folgenden etwas über die Beschaffenheit von Speise und Trank.

Die Speise, mäßig genossen, ist nützlich, wie Hieronymus an Rusticus schreibt, für den Leib sowohl als für die Seele. Deshalb soll man aber von der Regel nicht abgehen, nur solche und nur so viele Speisen zu sich zu nehmen, daß dadurch weder der Körper beschwert, noch die Freiheit des Geistes darniedergedrückt wird. Wie man schwer verdauliche Speisen vermeiden muß, so soll man andererseits auch davor sich hüten, den Gaumen bloß an delikate Nahrungsmittel zu gewöhnen, so daß er an gewöhnlichen Speisen Ekel empfindet. Du wirst deine Zeit nicht immer in Städten zubringen können; bisweilen wirst du im Lager, in Wäldern, in öden Gegenden dich aufhalten müssen, wo du notgezwungen mit gröberer Kost wirst vorlieb nehmen müssen. Der Knabe soll deshalb so genährt werden, daß er, wenn die Zeitumstände es erfordern, auch vor Rindfleisch nicht zurückschreckt. Demjenigen, der zum tüchtigen Krieger sich ausbilden soll, darf man überhaupt nicht eine Mahlzeit bereiten, die seinen Körper verweichlicht, sondern solche, die ihn kräftigt und stärkt. Wenn einer immer mit Mandeln, Leckerbissen, Geflügel und Böckchen sich nährt und allezeit einen ausgesuchten Tisch hat, mit welcher Art von Speisen will er dann seine gestörte Gesundheit wiederherstellen und sich erholen können, wenn eine Krankheit ihn befällt?

5. Von der Unmäßigkeit im Essen.

Ich muß noch etwas berühren, was vielen von deinen Unterthanen nicht genehm sein wird. Oder welcher Südländer, Ungar oder Böhme hörte denn gerne von einer einfachen Mahlzeit reden? Wird nicht in diesen Gegenden die Schwelgerei verherrlicht und eine reich besetzte Tafel mit Lobsprüchen überhäuft. Nichts gefällt besser und findet so sehr das Lob der Menschen als zahlreiche Gerichte bei lang dauernden Gelagen. Der lebt doch herrlich, sagen die Leute von einem Menschen, dessen Küche

Digitized by Google

stetsfort qualmt, der immer reichliche Mahlzeit hält, der ein Vermögen besitzt, welches ihm gestattet, seinen Gaumen stets zu befriedigen, der große Pracht entfaltet bei Gelagen und nur seltene und ausgesuchte Gerichte aufstellt, dessen Vorratskammern kaum die verschiedenen Arten von Nahrungsmitteln zu fassen vermögen. So sprechen gewöhnlich Schauspieler, Schmarotzer, Possenreißer, deren Lebenssorgen aufgehen in der Befriedigung ihrer Gaumenlust und welche wie der unmäßige Sardanapal ihren eigenen Hals gerne vertauschen würden mit dem Halse eines Kranichs.

Aber ein verständiger Mensch wird nichts so sehr verabscheuen als ein prahlerisches Leben und das Geschwätz der Menschen, dagegen in allem und so auch in der Lebensweise die Vernunft zur Führerin wählen. Eitles Gerede soll man nicht anhören und die Schmeichler fliehen. Um die Gunst thörichter Menschen sich zu bemühen, wäre Thorheit. Dein unübertrefflicher Vetter, Kaiser Friedrich III., zeigt sich ebenso nüchtern als weise, ist mäßig in Speise und Trank, begnügt sich mit bescheidenem Frühstück und Mittagsmahl, unbekümmert darum, was die immer Durstigen von ihm sagen mögen; denn er buhlt nicht um die Gunst der Säufer, sondern um das Lob verständiger Menschen.

Doch wir wollen nicht weiter abschweifen; aber wozu eine solche Menge von Gerichten, welche durch ihre Mannigfaltigkeit und den dampfenden Wohlgeruch die Gäste gleichsam gefangen halten? Entstehen nicht Krankheiten aus Übersättigung? Wie viele müssen nicht, nachdem sie ihre Gaumenlust befriedigt, auch die Beschwerde des Erbrechens ertragen, so daß sie dasjenige, was sie auf schändliche Weise zu sich genommen haben, auf noch schändlichere Weise wieder von sich geben. Deshalb werden dir deine Diener, wenn sie verständige Menschen sind, nicht viele Gerichte, vorsetzen und du selbst sollst nicht die Anzahl derselben vorschreiben. Diejenigen, die mit deiner Leitung beauftragt sind, sollen deine Gesundheit und Kraft, dein Ansehen, sowie Zeit und Ort wohl berücksichtigen. Julius Cäsar begnügte sich, festliche Gelage ausgenommen, mit drei Gerichten. Der Kaiser Augustus war bei der höchsten Würde, die er bekleidete, mit Brot von der zweiten Sorte und mit Fischchen ganz zufrieden und vergnügt.

Doch möchte vielleicht jemand einwenden: Aber haben denn Nero, Caligula, Vitellius nicht unmäßiger Schwelgerei gehuldigt? Wir stellen das keineswegs in Abrede; doch müssen wir eben die besten, nicht die schlechtesten, ruhmwürdige, nicht ruhmlose Männer nachahmen. Und ein anderer möchte vielleicht entgegnen: Anders muß der Tisch bestellt werden in Italien, wo die Hitze den Hunger verdrängt, anders in Deutschland, wo die Kälte den Appetit hervorruft. Auch das leugnen wir nicht. Wir mißbilligen ja überhaupt nicht, daß einer sich sättige, wenn der hungrige Magen knurrt; wir tadeln ihn nur dann, wenn er an vielerlei und köstlichen Speisen seine Eßlust befriedigt. Wir wollen dich hier auch an die Bedeutung des Wortes „Gast“ (conviva) erinnern. Wie die Griechen, so haben auch unsere Vorfahren nicht Trink- und Eßgelage ver-

Digitized by Google

anstaltet bloß um der Speise und des Trankes willen, sondern sie haben Gastmähler gehalten, um beieinander zu sein (conviva von convivere = zusammenleben). Von Sokrates ist ja bekannt, daß er zu sagen pflegte, daß viele leben, um zu essen und zu trinken, er aber esse und trinke, um zu leben. Derjenige nun, der im Essen auf das zum Lebensunterhalte notwendige Maß sich einschränkt, wird wohl keinen großen Aufwand machen, denn die Natur ist mit Wenigem und Geringem zufrieden. Der berühmte Aristoteles sagt an der Stelle, wo er über das sinnliche Vergnügen im Geschmacks- und Gefühlssinne handelt, d. h. über das Vergnügen an Speise und Wollust, welche ja von diesen Sinnen ausgehen, daß der Mensch dieses sinnliche Ergötzen allein mit dem Tiere gemeinsam habe, und fügt bei, daß deshalb jeder unter die Zahl der wilden Tiere und des Viehes gerechnet werden müsse, der solchen Vergnügungen nachhänge. Andere Vergnügungen, die aus Wohlgefallen an gewissen Dingen hervorgehen, kommen bloß dem Menschen zu, weshalb Eustathius bei Macrobius in den Saturnalien[1] spricht: Wer möchte wohl, wenn er nur noch einen Funken von Schamgefühl besitzt, den Vergnügungen der Wollust und Genußsucht huldigen, die er mit dem Esel und dem Schweine gemeinsam hat! In betreff der Wollust wird man wohl mehr den Jünglingen als den Knaben Mahnungen geben müssen. — Während ich hier den großen Aufwand bei Mahlzeiten tadle, fällt mir das Wort Cato's ein, das er gesprochen, als er mit der ungeheuern Verschwendung und dem übermäßigen Aufwande der Römer bekannt wurde: „Wie schwierig ist es,“ rief er aus, „dem Bauche eine Rede zu halten, da er keine Ohren hat!“

6. Von der Unmäßigkeit im Trinken.

Da die Gaumenlust den Menschen beherrschen kann nicht bloß in Bezug auf Speise, sondern ebensowohl auch in Bezug auf Trank, so mußt du dich hüten, weder ein „Vieltrinker“, noch ein „Guttrinker“ zu werden, und jede Art von Trunkenheit sorgfältig meiden. Sei daher mäßig im Trinken, so daß der Geist nicht beschwert, sondern nur der Durst gestillt wird. Knaben haben an sich schon viel Flüssigkeit, viel Milch und Blut, und selten empfinden sie Durst. Eine Schande ist es, wenn Knaben schon nach Wein Verlangen tragen. Der Gebrauch, Wein zu trinken, war ehemals, wie Valerius berichtet, den römischen Frauen völlig unbekannt. Was soll Wein den Knaben nützen? Wollen wir dulden, daß sie schon Bachantenfeste feiern und den mächtig emporstrebenden Geist in ungemischtem Weine ersticken? Wenn auch die Deutschen dem Weine gewöhnlich kein

[1] Aurelius Macrobius, ein Mann von umfassender Bildung und großer Gelehrsamkeit, von Geburt ein Römer, lebte um die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts. In seinen „Saturnalium conviviorum libri septem“, welche an seinen Sohn Eustathius gerichtet sind, behandelt er in Form eines Dialoges verschiedenartige Gegenstände (Sprachliches und Sachliches) aus dem Gebiete des klassischen Altertums.


Digitized by Google

Wasser beimischen, so bin ich doch durchaus der Ansicht, daß man Knaben berauschenden Wein nur mit Wasser vermengt vorsetzen dürfe [1].

Von einem vornehmen Böhmen wird berichtet, daß er seine Kinder schon von der Wiege auf an häufiges Trinken von Malvasier und Revolier in reichlichem Maße gewöhnt habe; denn er pflegte zu sagen: wenn sie einmal zu Männern herangewachsen sind und dann auch viel trinken, so wird sie dennoch kein Wein berauschen können. Auf diese Weise war vielleicht auch Cyrus der Jüngere ernährt worden, welcher die Lacedämonier aufforderte, sich ihm anzuschließen, da er verständiger und einsichtsvoller sei als sein Bruder, weil er mehr Wein trinke und ihn besser ertrage als dieser. — Eine thörichte und eitle Vorsicht, sich stetsfort voll zu trinken, damit man nicht etwa einmal betrunken werde! Diejenigen, die auf solche Weise großgezogen worden sind, werden allerdings nicht berauscht, wenn sie auch im Übermaße trinken, aber die lasterhafte Trunkenheit haftet ihnen an und ist ihnen zur Gewohnheit geworden. Deshalb haben solche Menschen kein Gedächtnis, keinen lebhaften Geist, keinen Sinn für schöne Künste, kein Verlangen nach Ruhm und Ehre.

Damit es aber nicht den Anschein gewinne, als ob wir uns mit Tieren dieser Art herumschlagen wollten — wir würden es nämlich für ein Verbrechen halten, ihnen unter den Menschen einen Platz anzuweisen — hören wir, was der unvergleichliche Plato vom Trinken für eine Ansicht hat. Nach seinem weisen Dafürhalten schadet ungeordnetes Trinken von Wein, während dagegen ein durch Unterbrechungen geregelter, mäßiger Genuß desselben den Geist erfrischt und neu belebt und ihn an Nüchternheit und Selbstbeherrschung gewöhnt. Er sagt auch, daß man dem Genuß von Wein nicht ganz entsagen dürfe, weil kein Mensch die Tugend der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit beanspruchen könne, wenn sein Leben nicht unter den Lockungen der Laster und den Reizen sinnlicher Vergnügen sei erprobt worden. Denn, wenn einem die Freuden und Vergnügen der Gastmähler völlig unbekannt sind, so muß er, wenn er einmal aus freien Stücken oder durch Zufall oder durch die Umstände veranlaßt an solchen teilnimmt, durch ihren Reiz bald bestrickt und eingenommen werden, so daß weder Geist noch Herz mehr Widerstand leisten können.

Der Knabe muß also gegen die schädlichen Wirkungen des Weines geschützt werden, aber nicht dadurch, daß er ihn ganz meidet, wie die Ägypter, noch auch dadurch, daß er sich stets volltrinkt, wie die Böhmen zu thun pflegen, sondern durch Selbstbeherrschung, Wachsamkeit und mäßigen Genuß soll er in der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit sich üben. Wir trinken den Wein nicht zu dem Zwecke, daß er uns beherrsche, sondern damit er

[1] Der lateinische Text ist an dieser Stelle unklar, wahrscheinlich korrumpiert. Nach beiden dem Übersetzer vorliegenden Ausgaben lautet er: Quamvis theutonico more in vas vino miscere aquam mihi tamen nulla ratione persuasum fuerit, fumosum vinum, nisi aqua castigatum, puerorum mensis apponi debere. Der Gedanke des Satzes scheint mir in obenstehender Form der richtige zu sein.


Digitized by Google

unsern Geist neu belebe und erfrische, frostige Trauer und träge Schüchternheit verscheuche, und diesen Zweck werden wir erreichen, wenn wir den Wein in dem Maße genießen als wir ihn ertragen können. Wenn deshalb in deiner Gegenwart Gastmähler stattfinden, so sollen sie in Bezug auf Speise und Trank die Schranken der Mäßigkeit nicht überschreiten und in die gebührenden Grenzen eingeschlossen sein, so daß sie weder dem Körper noch dem Geiste in seinen Verrichtungen hinderlich sind. Bei Tische darf keine Trauer, keine Unzufriedenheit herrschen, bisweilen wird sogar das Lachen am Platze sein. Ich lobe nicht den Crassus, von dem Cicero sagt, daß er in seinem Leben nur einmal gelacht habe — denn, daß Christus unser Erlöser niemals gelacht hat, war etwas Übermenschliches. — Bei einem Gastmahle darf der geziemende Ernst die Fröhlichkeit nicht ausschließen; auch Vergnügungen sind erlaubt, aber sie dürfen nicht in Ausgelassenheit ausarten. Selbst ergötzlicher Musik bin ich nicht abhold, doch soll sie nichts Lascives zum Vortrage bringen.

7. Von der Bezähmung körperlicher Gelüste.

Da wir immer noch beim Thema von der Pflege des Körpers stehen, so wollen wir auch die Ansicht Platos hierüber beifügen. Dieser verlangt die Pflege des Körpers insoweit als sie für die Philosophie förderlich sei. Wir können dieser Behauptung beipflichten, wenn unter dem Studium der Philosophie zugleich die Sorge für das Gemeinwohl inbegriffen ist. Denn derjenige, der nur seinen Körper aufs sorgfältigste besorgt, dabei aber die Seele, welche ihn in ihren Dienst nimmt, vernachlässigt, unterscheidet sich in nichts von demjenigen, der mit dem größten Eifer sich damit beschäftigt, möglichst vollkommene Instrumente sich zu verschaffen, aber nicht im geringsten um die Kunst sich kümmert, um deren willen er die Instrumente sich erwirbt. Wir sollen vielmehr die ungestümen Regungen des Körpers bändigen und zügeln wie ein unbändiges Tier und seinem verwegenen Sturmlaufe gegen den Geist durch die Zügel der Vernunft Schranken setzen. Als Pythagoras merkte, wie einer aus seinem Gesinde, um fett zu werden, stetsfort die besten Speisen sich aussuchte, sagte er: „Dieser Mensch arbeitet unablässig an einem ihm sehr unbequemen Kerker." Als Cn. Pompeius krank war, sollte er auf Befehl des Arztes Drosseln essen. Seine Angehörigen suchten aber vergebens nach solchen, da um diese Jahreszeit keine erhältlich waren. Als hierauf einer von seinen Dienern ihn aufmerksam machte darauf, daß man gewiß bei Lucullus Drosseln bekommen könnte, da bei ihm das ganze Jahr hindurch solche großgezogen würden, erwiderte Pompeius: „Wenn also Lucullus nicht ein Feinschmecker wäre, so könnte Pompeius nicht leben", und er entließ den Arzt und aß nur leichte und geringe Speisen.

Durch die Nahrung, die wir genießen, soll der Körper in stand gesetzt werden, die Arbeiten zu ertragen. Also nicht des Vergnügens wegen,

Digitized by Google

sondern zu unserer Ernährung müssen wir dem Leibe Nahrung zuführen. Denn diejenigen, welche immer nur über Essen und Köche nachdenken und einer guten Mahlzeit wegen Land und Meer durchstreifen, sind ganz erbärmliche Sklaven; sie zahlen ihrem Herrn großen Tribut und leiden nicht weniger als diejenigen, welche in der Unterwelt büßen, indem sie Feuer zerteilen und in einem Siebe Wasser tragen und keuchend immer von neuem das durchlöcherte Gefäß anzufüllen sich abmühen. Basilius schreibt: „Du wünschest meine Ansicht zu vernehmen in betreff der Kleidung und der übrigen körperlichen Pflege. Ich kann mein Urteil hierüber kurz fassen. Die Gewohnheit, über das Erfordernis der Notwendigkeit hinaus sich zu schminken und auszurüsten, verrät entweder einen bejammernswerten Menschen, oder einen solchen, der schlechte Absichten hegt. Nur ein leichtfertiger und eitler Mensch, oder dann ein solcher, welcher der Keuschheit tugendhafter Jungfrauen und Frauen nachstellt, verwendet große Mühe auf eine schmuckvolle äußere Erscheinung." Wir müssen wohl acht haben, daß wir nicht unnützerweise dem Körper mehr Sorgfalt zuwenden als der Seele nützlich ist. Eine Schande wäre es für einen König, wenn er aus übertriebener Sorge für seinen Körper der Verweichlichung anheimfallen würde. Immer aber soll man in seinem äußern Auftreten Reinlichkeit beobachten; nichts Abstoßendes, nichts Ausgesuchtes darf man an sich zur Schau tragen, aber ebensosehr muß man grobe bäuerische Nachlässigkeit vermeiden. Dem Demosthenes und Hortensius hat man es zum Vorwurfe gemacht, daß sie in ihrer Kleidung und in ihrer übrigen äußern Erscheinung allzu geschminkt und sorgfältig geputzt auftraten. Einem Knaben und dem Manne, welcher zum Könige bestimmt ist, ziemt würdevolles Auftreten, damit er nicht etwa, während er das eitle Gerede der Menschen zu vermeiden sucht, in den üblen Ruf der Habsucht kommt, da nichts verabscheuungswürdiger ist an einem Fürsten als dieser Vorwurf.

8. Von dem hohen Werte und der Vortrefflichkeit des Verstandes und der Weisheit.

Nachdem wir dasjenige, was wir über die Pflege des Körpers zu schreiben uns verpflichtet glaubten, mit diesen wenigen Worten abgeschlossen haben, schreiten wir zur Abhandlung über die Ausbildung des Geistes.

Wir dürfen zum vorneherein unsere Überzeugung nicht verhehlen, daß es für den Menschen auf Erden kein köstlicheres Gut giebt als der Verstand. Die übrigen Lebensgüter sind winzig und nicht einmal wert, daß wir durch angestrengte Arbeit unsere Kräfte dafür einsetzen. Vornehme Abstammung ist ruhmvoll, aber ein Vorzug, über den wir nicht verfügen; Reichtum ist wertvoll, aber ein Besitztum, das vom Zufall bedingt ist; Ehre ist schmeichelhaft, aber unbeständig; körperliche Wohlgestalt verleiht Schönheit, aber sie ist hinfällig und von kurzer Dauer;

Digitized by Google

Gesundheit ist wünschenswert, aber sie ist kein beständiges und unveränderliches Gut; körperliche Kraft ist erstrebenswert, aber durch Krankheit und Alter schwindet sie leicht dahin. Nichts ist vorzüglicher als Verstand und Vernunft. Des Schicksals Mächte sind nicht im stande, dieses Gut uns zu rauben, noch vermag die Zunge des Verleumders es uns zu entreißen. Und während alle anderen Güter vom Zahne der Zeit nicht unberührt bleiben, nimmt Vernunft und Weisheit mit den Jahren zu. Der Krieg kann dieses oder jenes Besitztum dir entziehen, alles mit sich fortreißen — deine Kenntnisse wird er dir nicht rauben können. Als Demetrius[1] Megara eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht hatte, fragte er den Philosophen Stilpo[2], der alles verloren hatte, ob er vielleicht von seinem Eigentume etwas vermisse; Stilpo entgegnete ihm: „Durchaus nicht, denn der Krieg kann mir nichts rauben." Als Sokrates den Gorgias[3] fragte, ob er den Perserkönig für glücklich halte, erwiederte dieser: „Ich weiß nicht, welches Maß von Tugenden und Kenntnissen er besitzt."

Darin liegt also das einzig wahre Gute und die wahre Glückseligkeit, und nicht in den Glücksgütern. Nimm dir darum diesen Ausspruch zu Herzen und präge ihn deinem Gedächtnisse ein, König Ladislaus, der du einstens so überaus reich an Gütern des Glückes sein wirst. Wenn auch noch so ausgedehnte Besitzungen dir zugehören, du kannst doch niemals dich glücklich nennen, wenn du nicht tugendhaft bist und mehr noch geistige Güter in reicher Fülle besitzest als Glücksgüter. Auf Königreiche und Schätze hat der Besitzer kein Vorrecht vor irgend einem andern und wie im Spiele gehen sie heute auf diesen über, um morgen wieder zu jenem zurückzukehren. Der Besitz der Tugend allein hat Bestand und Dauer im Leben und im Tode, und mit Recht ruft Solon den Reichen zu: „Wir werden niemals die Tugend gegen den Reichtum eintauschen." Wenn du deshalb Reichtum in Fülle besitzest, dann trage auch Sorge, daß Tugenden dir nicht fehlen, ohne welche du nicht den Namen eines Königs, ja nicht einmal den eines Mannes verdienst. Wie man im Sommer Vorbereitungen für den kommenden Winter trifft, so müssen diejenigen, die nach Vollkommenheit streben, einen Sparpfennig der Tugend für das Alter schon in der Knabenzeit hinterlegen. Denn wer kennt nicht die Wechselfälle des menschlichen Lebens! Nichts hat Bestand unter der Sonne. Bald sind die Menschen reich, bald arm; heute herrschen sie, morgen dienen sie; heute erfreuen sie sich der besten Gesundheit, morgen sind sie krank. Keiner weiß am Morgen, was der

[1] König von Makedonien mit dem Beinamen Poliorketes, d. h. Städteeroberer; er lebte 337—286 v. Chr.

[2] Ein griechischer Philosoph aus Megara und Anhänger der daselbst von Euklides gestifteten Schule, blühte um 300 v. Chr.

[3] Ein griechischer Sophist und Redner, Schüler des Empedokles und Lehrer des Isokrates, lebte um 420 v. Chr.

Digitized by Google

Abend bringt. Niemand hat die Götter also zu seinen Günstlingen, daß er sich den kommenden Tag versprechen könnte. Deshalb pflegte Theseus, wie nach Ciceros Aussage Euripides berichtet, zu sagen: „Nach dem Rate eines weisen Mannes pflege ich mir oft im Geiste vorzustellen das Unglück, das die Zukunft bringen kann, einen herben Tod, schmerzliche Flucht und Verbannung oder irgend ein anderes schweres Unheil, damit nicht ängstliche Sorge mein Herz betrübe, wenn ein harter Schicksalsschlag unvorbereitet mich träfe." Nichts ist aber so sehr geeignet, gegen den Andrang des Mißgeschickes uns Trost zu gewähren als Ergebung. Als Dionysius der Jüngere[1] nach seiner Verbannung befragt wurde, was ihm nun wohl Plato und seine Philosophie genützt habe, gab er zur Antwort: „Daß ich unschwer und mit Gleichmut die Wandelbarkeit des Glückes ertragen konnte."

Mag darum das Schicksal uns günstig oder ungünstig sein, so wollen wir zur Philosophie, d. i. zum ernsten Streben nach Tugend unsere Zuflucht nehmen, welche vor allem die Könige lieben und pflegen müssen. Gar vieles ist einem Könige notwendig, der ja nach Aristoteles ein lebendiges Gesetz ist. Drückend ist die Last der Regierung, da der König nicht bloß für sein eigenes Wohl zu sorgen hat, sondern auch für die Wohlfahrt des Volkes, damit er die ihm anvertrauten Unterthanen leite nach Recht und Gerechtigkeit, auf dem Wege des Heils und des Friedens. Denn es steht geschrieben: Ein unweiser König richtet sein Volk zu Grunde, ein weiser Herrscher aber bereitet Wohlstand dem Staate[2]. Und Vegetius[3] hat Worte voll Wahrheit gesprochen, da er gesagt hat: „Niemand hat eine größere und bessere Einsicht von nöten als ein Fürst, aus dessen Weisheit alle Untergebenen Nutzen schöpfen sollen." Deshalb hat Salomon in der richtigen Erkenntnis der schweren Bürde seines Amtes, als ihm Gott die Wahl ließ, nach seinem Willen etwas zu verlangen, geantwortet: „Gieb deinem Diener, o Herr, ein gelehriges Herz, damit er dein Volk zu richten verstehe und zu unterscheiden zwischen Gut und Bös."[4] Philipp von Macedonien dagegen hat seinen Sohn Alexander ermahnt und ihm befohlen, auf Aristoteles zu hören und die Philosophie zu pflegen, und seinen Ermahnungen die Bitte beigefügt, nicht allzusehr mit solchen Dingen sich zu beschäftigen, von denen er gegenwärtig nur mit Schmerz gestehen müsse, daß sie einstens der Gegenstand seiner Sorgfalt gewesen seien.

---

[1] Folgte seinem Vater Dionysius dem Ältern 367 v. Chr. in der Herrschaft über Syrakus, wurde 343 vom Throne gestürzt und vertrieben und lebte später in Korinth als Privatmann in Dürftigkeit.

[2] Sir. 10, 3.

[3] Römischer Militärschriftsteller, schrieb 375 n. Chr.: Epitome institutionum rei militaris in fünf Büchern.

[4] 3. Buch der Könige 3, 9.

Digitized by Google

9. Nutzen des Studiums der Philosophie, besonders für Könige.

Wir glauben dir durch das Bisherige die Überzeugung beigebracht zu haben, daß das Studium der Philosophie für einen angehenden Fürsten durchaus notwendig ist. Allein die Philosophie, diese Mutter aller Künste, welche Plato eine Gabe, Cicero eine Erfindung nennt, kann ohne die übrigen Wissenschaften nicht leicht erfaßt werden. Sie wird deinen Geist belehren über die Verehrung Gottes und über das in der menschlichen Gesellschaft liegende Recht, und von deiner Seele wird sie die geistige Blindheit hinwegnehmen wie eine Binde vom Auge, damit du schauest das Höchste, den Ursprung, den Fortgang und das Ende der Dinge. Wer wollte darum nicht seinen Schweiß an die Wissenschaften setzen, da wir aus ihnen so viele Früchte gewinnen können, indem sie uns aufklären über das Gute und Böse, die Vergangenheit uns vorführen, die Gegenwart beherrschen, die Zukunft uns erschließen. Ohne die Wissenschaften gleicht der Mensch in jeder Lage seines Lebens einem Blinden. Ein ungebildeter, in den Wissenschaften unerfahrener Fürst wird eines Führers nicht entbehren können. Da aber die Königshöfe mit Schmeichlern angefüllt sind, wer wird dann dem Könige die Wahrheit sagen? Ist es also nicht von großem Nutzen für den König, wenn er gebildet ist, damit er selbst aus den Büchern der Philosophen die Wahrheit sich aneignen kann? Demetrius Phalereus[1] gab deshalb dem König Ptolomäus die Mahnung, sich Bücher zu verschaffen und zu lesen über die Art und Weise der Regierung und der Herrschaft. Denn was gerade die Freunde an dem Könige nicht zu rügen sich getrauen, darüber findet er Belehrung in den Büchern.

10. Zeitiger Beginn des Unterrichtes.

Mit allem Fleiße müssen wir also den Wissenschaften obliegen. Es wurde schon oft die Frage erörtert, zu welcher Zeit für die Knaben der Unterricht beginnen soll. Theodosius[2] sagt, nicht vor dem siebenten Altersjahre, da ihm diese Altersstufe am geeignetsten scheint für den Knaben, um sowohl den Unterricht zu verstehen als auch die Arbeit ertragen zu können. Erathostenes[3] huldigt der nämlichen Ansicht. Ari-

---

[1] Aus Phaleron bei Athen, geb. um 345 v. Chr., gewann als Redner in Athen großen Einfluß, wurde von Kassander 317 an die Spitze der Verwaltung gestellt und leitete dieselbe zur größten Zufriedenheit. Von Demetrius Poliorketes 307 vertrieben, ging er nach Alexandrien, wo er Ptolomäus Lagi bei Anlegung der Bibliothek unterstützte, wurde jedoch von dessen Nachfolger entfernt und starb in Oberägypten 283 v. Chr. Er war Peripatetiker und hinterließ zahlreiche Schriften, die aber sämtlich verloren gegangen sind.

[2] Wahrscheinlich Theodosius der Grammatiker aus Alexandrien, lebte um 620 v. Chr.

[3] Erathostenes, geb. 276 v. Chr. zu Cyrene, wurde schon im Altertume als einer der gelehrtesten und in allen Zweigen menschlichen Wissens wohl bewanderter Mann angesehen. Seine Zeitgenossen bezeichneten ihn mit dem zweiten Buch-

Digitized by Google

stophanes dagegen und Chrysippus, denen auch Quintilian beistimmt, verlangen, daß man im Unterrichte keine Mußezeit beobachten soll. Schon von der Wiege an müsse damit begonnen werden und schon die Ammen haben dazu beizutragen; überdies fordert Chrysippus von den letzteren, daß sie verständig seien, damit sie nicht durch schlechtes Beispiel die Kinder anstecken; denn das Böse bleibt hartnäckig sitzen und das Gute wird leicht ins Gegenteil verkehrt. Die Sprache der Mutter muß mit Klugheit gewürzt sein; der korrekte Ausdruck ihrer Gedanken hat schon manchem Sohne zu großem Vorteile gereicht. Von Cornelia, der Mutter der Grachen, sagt man, daß ihre Beredsamkeit auf die Söhne übergegangen sei. Es kommt viel darauf an, ob die ersten Ernährer der Kinder Leute sind, die sich gefällig auszudrücken verstehen, oder aber ungebildete Menschen, ob sie verständig oder thöricht sind und ob die Mutter selbst oder irgend eine andere Person dem Kinde die Nahrung reicht. Doch du bist ja der strengen Zucht der Amme bereits entwachsen; deine allberühmte und mit ungewöhnlicher Beredsamkeit ausgestattete Mutter hast du verloren, ehe du sie nur gekannt hast. — Doch lassen wir das Vergangene, das wir leichter tadeln als besser machen können, und sprechen wir von der Gegenwart.

11. Welches der vorzüglichste Unterrichtsgegenstand für christliche Knaben sei.

Wir glauben, daß du Kenntnis habest von allem, was einem Christen geziemt: Vom Gebete des Herrn, vom Gruße an die seligste Jungfrau, vom Evangelium des hl. Johannes, vom Glaubensbekenntnisse und anderen Gebeten. Man wird dich auch unterrichtet haben über die Todsünden, über die Gaben des Heiligen Geistes, über die Gebote des Herrn und die Werke der Barmherzigkeit, über den Weg zur Rettung deiner Seele und zur Erlangung der ewigen Glückseligkeit. Wir zweifeln keineswegs, daß du die volle Überzeugung in dir lebendig erhältst, daß auf dieses Leben ein anderes folge, das für die Guten voll Freude und Annehmlichkeit, für die Schlechten ein Abgrund von Trauer und Bitterkeit ist. Das sagen uns nämlich nicht bloß die heiligen Bücher, sondern verkündet selbst die heidnische Weisheit. Denn bei Cicero lesen wir, daß nach der Lehre des Sokrates zwei Wege und eine doppelte Bahn den Seelen sich öffnen, die aus dem Körper scheiden. Denn diejenigen, welche mit Lastern und Schandthaten sich befleckt und ganz ihren Lüsten sich hingegeben oder dem Staate durch Hinterlist Nachteil zugefügt haben, wandeln einen Irrweg, der nicht in die Versammlung der Götter führt. Denjenigen

---

staben des Alphabetes und nannten ihn das Beta der gelehrten Welt, der wenigstens den zweiten Rang der Gelehrsamkeit beanspruchen dürfe. Der Glanzpunkt seiner gelehrten Thätigkeit liegt aber in der Erweiterung mathematischer und geographischer Kenntnisse.

Digitized by Google

dagegen, welche die Reinheit und Unschuld bewahrt und in dem menschlichen Körper das Leben der Götter nachgeahmt haben, steht die Rückkehr zu den Göttern, von welchen sie ausgegangen sind, ohne Schwierigkeit offen.

Was sollen wir nun sagen, denen die Wahrheit vom Himmel her verkündet worden und die wir die Geburt unseres göttlichen Erlösers durch so viele Wunder bestätigt sehen, so daß die göttlichen Geheimnisse für uns fast mehr Gegenstand des Wissens als des Glaubens sind! Wenn wir darum weise handeln wollen, so werden wir dieses irdische Leben für nichts ansehen und nichts für gut halten, was nicht für das andere Leben uns irgend welchen Nutzen verschafft. Aus diesem Grunde dürfen wir weder auf die Würde noch das Ansehen der Vorfahren, noch auf körperliche Kraft oder Schönheit oder Größe, noch auch auf zuerkannte Ehre, ja nicht einmal auf die Regierungsgewalt, noch auf sonst irgend etwas Irdisches, und wäre es noch so vorzüglich, stolz sein, sondern unser Streben muß auf Höheres hinzielen und alle unsere Handlungen müssen als Vorbereitungsstufen für das andere Leben aufgefaßt werden.

Worin aber jenes Leben bestehe oder wie es beschaffen sei, das zu zeigen, würde den Rahmen der Arbeit, den wir uns gezogen und stets vor Augen haben, überschreiten. Nur das möge gesagt sein, daß einer, wenn er alle Glückseligkeit der Menschen seit ihrer Erschaffung in seinem Geiste zusammenfaßte und in ein Ganzes zusammenstellte, er inne werden würde, daß die Gesamtheit irdischer Glückseligkeit nur einem kleinen Teile jener himmlischen Güter gleichkomme, und daß der Unterschied zwischen den Gütern jenes andern Lebens und denen des irdischen insgesamt größer sei als der Unterschied zwischen Schatten und Traum und der Wirklichkeit. Den Weg zu jenem Leben weisen uns die heiligen Schriften, indem sie in den Geheimnissen uns unterrichten; da du aber zum vollen Verständnis ihres tiefen Sinnes in diesem Leben nicht gelangen kannst, so mußt du aus anderen Büchern gelehrter Männer dich unterrichten lassen. Auch die Dichter, überhaupt alle Schriftsteller und Männer, von denen uns zur Bildung unseres Geistes irgend welcher Vorteil erwachsen kann, müssen wir uns, wie Basilius sagt, zu nutze machen. Ihre Schriften rufen dir alle laut zu, daß man vor allem Gott ehren müsse. Ihm wirst du in erster Linie dich weihen und empfehlen, er ist dein Schöpfer, dein Vater, dein Herr, ihm verdankst du alles. Und wenn auch alle Menschen gegen Gott zum Danke verpflichtet sind, so verbinden dich ihm insbesondere die Pflicht der Dankbarkeit und williger Dienstbarkeit. Denn seine Huld hat schon bei deiner Geburt dich zum Könige bestimmt, während du doch aus dir selbst vor einem gemeinen Manne aus dem niedrigsten Stande keinen Vorzug hattest. Aber der unerforschliche Ratschluß Gottes hat dich auf einen erhabenen Thron gestellt. Du darfst aber dich nicht überheben, nicht Dünkel noch Stolz zur

Digitized by Google

Schau tragen; was Gott dir gegeben, das hätte er auch einem andern verleihen können. Je höher du stehest vermöge deiner Geburt, um so demütiger mußt du dich benehmen, deinen Nacken beugen vor dem Einen König und seinen heiligen Dienst nicht vernachlässigen. Denn wer den Dienst des Allerhöchsten sich zur Herzenssache gemacht hat, dem dienen willig alle Kreaturen. „Suchet zuerst das Reich Gottes", heißt es in der Heiligen Schrift, „und alles übrige wird euch beigegeben werden."[1]

Die heidnischen Römer räumten der Religion den Ehrenrang ein und alle anderen Angelegenheiten, selbst solche, die sie mit der größten Würde und Ehrfurcht behandelt wissen wollten, setzten sie ihr nach, in der festen Überzeugung, daß jede Gewalt dem Heiligen dienstbar sei. Sie setzten für die Zukunft nur dann Hoffnung auf Bestand und Gedeihen ihrer zeitlichen Herrschaft, wenn sie die Pflichten gegen die Götter nicht vernachlässigten. Was müssen deshalb wir thun, die wir den wahren Gott kennen? Laß niemals den Glauben in deinem Herzen aufkommen, daß die Religion dir unterworfen sei, wenn du auch den Namen eines großen Fürsten führest. Du bist nicht der Herr, sondern ein Sohn der Kirche, und in allem was die Gebote Gottes betrifft, bist du dem Priester unterworfen. Obgleich der Kaiser Theodosius mit großer Macht ausgerüstet und an der Spitze des römischen Reiches stand, unterwarf er sich doch Ambrosius, dem Bischof von Mailand, und demütig unterzog er sich der auferlegten Buße. Auch Constantin hegte große Ehrfurcht vor dem Priestertume. Über die Bischöfe des Concils von Nicäa erlaubte er sich kein Urteil zu fällen und rechtfertigte sein Verhalten mit den Worten: „Götter dürfen nicht von Menschen gerichtet werden." Es darf dieser Ausspruch nicht auffallen, da auch Clemens, der Nachfolger des hl. Petrus im Apostolat, in einem Briefe sagt: „Alle Fürsten der Erde und alle Menschen müssen den Priestern gehorchen und sich unterwerfen. Das Gericht über sie steht allein dem Herrn zu, weil sie seine Diener sind und nicht Diener eines andern. Und wer wollte denn den Diener eines fremden Herrn zu richten sich unterfangen? Und wenn Menschen das nicht dulden, so wird gewiß auch der höchste Gott, der Herr der Heerscharen es nicht dulden"; so, sagt jener heilige Vorsteher der Kirche, habe der Schlüsselhalter des ewigen Lebens, der hl. Petrus gelehrt. — Ehre darum die Priester, welche Diener Gottes sind; gieb nicht zu, daß sie bedrückt oder belästigt werden oder daß ihnen Unrecht irgend welcher Art geschehe. Sprich nicht: „Er ist ein einfältiger, ein unwürdiger Priester"; das Urteil steht nicht dir zu, er wird seinen Richter finden und sein begangenes Unrecht wird nicht ungerächt bleiben. Ehre du aber ihre Würde und ihre Weihe und höre nicht auf diejenigen, welche, um dir zu schmeicheln, andere Ansichten dir beizubringen sich bemühen.

---

[1] Matth. 6, 33.

Digitized by Google

12. Von der Sorgfalt bei Auswahl der Gesellschaft für Knaben.

Ich will an dieser Stelle gleich meine Ansicht aussprechen in betreff der jungen Leute, mit denen du zusammenleben, und der Pagen, mit welchen du verkehren sollst. Denn du wirst aus der Beobachtung dieser Vorschriften großen Nutzen und Einfluß gewinnen.

Die Leute deiner Umgebung sollen sich auszeichnen durch ein sittenreines Leben; sie dürfen keinem Laster fröhnen noch schlechte Reden führen, da wir alle leicht geneigt sind, die Sünde und Bosheit des Menschen nachzuahmen. Das Sprichwort sagt ja: „Wenn du mit einem Lahmen die Wohnung teilest, wirst du selbst bisweilen hinken.“ „Vieles kann man sich im zarten Alter angewöhnen“, sagt Virgil. Darauf aber müssen deine Lehrer ganz besonders acht haben, daß nicht ein junger Mensch als Schmeichler sich dir anschmiegt. Denn diese Menschenklasse ist eine verderbliche Pest unter dem Menschengeschlechte. Alles loben sie, was sie loben hören, und tadeln mit den Tadlern; sie verneinen mit den Verneinenden und bejahen mit den Jasagenden, und wie der Polyp je nach Art der Bodenbeschaffenheit seine Farbe ändert, so ändern auch sie ihre Ansichten und Meinungen nach dem Gefallen ihrer Zuhörer; sie lassen Unrecht für Recht gelten und legen selbst gegen Gott Zeugnis ab, wenn sie glauben, dadurch ihrem Günstlinge sich gefällig erweisen zu können. Treibe weit von deinem Palaste solch gewissenlose Leute! Wähle zu deinen Gesellschaftern solche Pagen, welche die Wahrheit, Sittsamkeit, Keuschheit, Bescheidenheit lieben und einfaches Wesen nicht bloß zur Schau tragen, sondern auch üben und pflegen; solche, die nicht Betrug, noch Eigensinn, noch Trunksucht, noch Schlemmerei, noch Ungerechtigkeit kennen. Einige davon sollen der ungarischen, andere der vaterländischen, andere der böhmischen, alle aber der lateinischen Sprache kundig sein und sie unter einander sprechen. So wirst du mühelos und gleichsam spielend alle diese verschiedenen Sprachidiome vollständig lernen und mit deinen Untergebenen persönlich sprechen können. Nichts verschafft einem Fürsten mehr und leichter die Gunst des Volkes, als seine Vorliebe für ihre Sprache; ja, derjenige scheint gewissermaßen ein unwürdiger Regent, der seine Unterthanen, wenn sie ihm Klagen vorbringen oder Forderungen stellen, nicht einmal versteht. Deinem Großvater von mütterlicher Seite, dem hochherzigen Könige[1], ist die reiche Sprachkenntnis ebensosehr zu statten gekommen als der Abgang derselben deinem Vater[2] zum Nachteile gewesen ist. Wer wollte nicht den Mithridates preisen, den König von Pontus, der mit all seinen 22 ihm untergebenen Volksstämmen ohne Dollmetscher verkehren und sprechen konnte?

Ich wünschte durchaus nicht, daß du etwa den Völkern im Süden mehr zugethan wärest als den Böhmen und Ungarn; das Wohl aller

[1] Elisabeth, die Mutter Ladislaus', war die Tochter Sigismunds.

[2] Albrecht II. von Ungarn.


Digitized by Google

deiner Unterthanen muß dir gleicherweise am Herzen liegen. Nach dem Zeugnisse Plato's begeht derjenige Herrscher eine Ungerechtigkeit, der für einen Teil seines Reiches so besorgt ist, daß er dabei einen andern vernachlässigt. Dieser Umstand (die einseitige Vernachlässigung der Regierungsgeschäfte) ist denn auch schon wiederholt für Fürsten die Ursache großen Unglückes gewesen. Hierin ist auch hauptsächlich der Grund zu suchen, daß die herrliche Provinz Italien vom Reiche sich getrennt hat. Da nämlich die deutschen Könige allzusehr nur auf ihren heimatlichen Boden sich beschränkten und mit Vorliebe am häuslichen Herde weilten, vernachlässigten sie oft ihre Pflichten als Herrscher in Italien. Ein Reich wird in seinem Bestande ebensosehr durch die Liebe als durch das Schwert zusammengehalten. Es ist aber unmöglich, daß demjenigen Liebe entgegengebracht werde, der selbst nicht liebt. Vertrauen und Liebe wird aber geweckt und großgezogen durch gegenseitigen mündlichen Verkehr. Du mußt deshalb in jungen Jahren darnach trachten, daß du deine Unterthanen anhören, sie verstehen und mit ihnen verkehren kannst. Denn gar oft haben sie Anliegen vorzubringen, die sie dir allein mitteilen wollen und einem Dollmetscher nicht anvertrauen mögen. Ein Fürst, der immer nur durch einen Interpreten mit dem Volke sich unterhält, verdient nichts weniger als den Namen eines Königs. Dem Weibe gereicht das Schweigen zur Ehre, sagt Homer, nicht aber dem Manne.

13. Von der sprachlichen Ausbildung der Knaben.

Da wir nun auf die Sprache und Sprachübung zu reden kommen, so erachten wir es für notwendig, auch darüber einiges beizubringen, auf welche Weise bei dem Knaben das Sprachvermögen gebildet werden müsse, damit er, zum Manne herangewachsen, nicht bloß zu reden, sondern auch schön und verständig sich auszudrücken im stande ist.

Niemand wird in Abrede stellen, daß ein König diese beiden Eigenschaften im sprachlichen Ausdrucke nicht vernachlässigen dürfe. Großes Lob wurde von jeher denjenigen zu teil, welche in der Kunst der Rede andere übertroffen haben. Dieser Umstand allein hat dem sonst kriegsunerfahrenen Ulysses den Vorrang verschafft über den kampfestüchtigen Ajax. Denn nach dem Tode des Achilles hat nicht ein starker Arm, sondern eine schöne Rede seine Waffen erobert. Es haben darum einige den Ausspruch Cicero's: „Die Waffen müssen der Toga weichen; der Lorbeer gebührt der Beredsamkeit" [1], falsch ausgelegt; denn, da ja, wie ebenfalls Cicero bemerkt, die Menschen durch die Sprache von den Tieren sich unterscheiden, welches Lob gebührt nicht demjenigen, der gerade in dem unterscheidenden Merkmale von Mensch und Tier, vor allen anderen sich auszeichnet?

[1] Cic. poet. off. 1, 22. 77.

Digitized by Google

Wenn uns aber auch eine gefeilte Sprache besser gefällt an einem Fürsten als stumme Schweigsamkeit, so wünschen wir doch nicht, daß er als Knabe unüberlegt spreche. Denn was unbedacht und voreilig gesprochen oder gethan wird, kann niemals den gewünschten Erfolg haben. Unbedachtsame Reden, nicht bloß der Knaben, sondern auch der Männer, tragen gewöhnlich den Stempel des Leichtsinnes und der Sorglosigkeit an sich. Reifliche Überlegung bewahrt dagegen vor Abschweifung in der Rede. Doch was will ich von Knaben reden, da selbst berühmte Redner, wie Perikles und Demosthenes, zum Volke zu sprechen sich weigerten, weil sie, wie sie sagten, nicht vorbereitet wären. Wer immer aus dem Stegreife zu reden sich unterfängt, setzt sich der Gefahr größter Schwatzhaftigkeit aus. Deshalb wünsche ich auch nicht, daß dir als Knabe zu große Freiheit im Reden eingeräumt werde. Stillschweigen zur rechten Zeit ist ein Zeichen von großer Weisheit. Die Zahl derer, welche über ein Wort Reue empfunden, ist größer als die derjenigen, welche je das Schweigen bereut haben. Was man verschwiegen hat, kann man leicht nachholen, was aber einmal ausgesprochen ist, kann nicht mehr zurückgenommen werden. Denn wenn das Wort einmal den Lippen entflohen, sagt Flaccus (Horaz), kehrt es nimmer zurück[1].

Was sollen wir dir darum für Regeln geben, da Schweigen und Reden gleicherweise notwendig und nützlich ist? Unsere Ansicht und unser Wunsch geht dahin, daß du die Mittelstraße wandelst, nicht allezeit redest, aber auch nicht immer schweigest. Wir verlangen von dir kein fünfjähriges pythagoräisches Schweigen, wünschen aber auch nicht, daß du die Geschwätzigkeit des Thersites dir zum Vorbilde nehmest. Die Alten pflegten zu sagen, die Sprache dürfe nicht ungebunden und zügellos sein, sondern an passenden Ketten müssen die Worte aus der Brust oder besser aus dem Herzen geführt und geleitet werden. Von leichtsinnigen, leichtfertigen und lästigen Schwätzern sagt man, daß ihre Worte im Munde den Anfang nehmen statt im Herzen. Von Ulysses dagegen schreibt Homer, daß er mit großer Beredsamkeit begabt gewesen sei und seine Worte aus dem Herzen und nicht bloß aus dem Munde habe erschallen lassen. Offenbar, um unbedachtsame Worte zu verhüten, ist ein Wall von Zähnen hingesetzt, damit voreilige Worte nicht bloß im Herzen bewacht und eingeschränkt, sondern auch gleichsam noch durch einen Wachtposten im Munde eingehegt werden. Wir müssen wohl acht haben, daß nicht das Wort des Epicharmus[2] auf uns Anwendung finde, der von einem geschwätzigen Manne sagte: „Weil er nichts zu reden weiß, kann er nicht schweigen", oder der Ausspruch von Sallust: „Er ist geschwätziger als beredt."

[1] Hor. ep. I, 18, 71.

[2] Epicharmus, geb. um 536 v. Chr. auf Kos, lebte in Syrakus am Hofe des Königs Hiero; starb um 450. Er ist der eigentliche Schöpfer der alten dorisch-sicilischen Komödie. Von seinen Werken sind nur noch Fragmente übrig.


Digitized by Google

Die Beredsamkeit muß tiefe Wurzeln schlagen und erst dann mag man frei und ungehindert sprechen, wenn die Zeitumstände es verlangen. Ununterbrochenes Schweigen entzieht dem Manne die Fähigkeit im Reden. Wie die Gefangenen, welche lange Zeit hindurch in Fesseln gelegen sind, nicht mehr laufen können, wenn sie von ihren Ketten später einmal losgelöst werden, weil sie sich nun an die Fesseln gewöhnt haben, so verstummen dann diejenigen, welche allzulange dem freien Worte Zügel angelegt haben, wenn sie unvorbereitet reden sollen.

Um die Gedanken in der Redeform schön und verständlich auszudrücken, muß ich hier noch die Beobachtung einer Regel den Knaben dringend ans Herz legen. Die Stimme muß nämlich so gebildet werden, daß sie nicht einer weiblichen Diskantstimme ähnlich ist, noch auch durch Zittern oder überlautes Schreien verunstaltet wird. Die einzelnen Wörter müssen gut artikuliert und alle Buchstaben deutlich gesprochen werden; die letzten Silben dürfen nicht wegfallen. Man darf auch das Wort nicht in der Kehle ersticken; eine leichte Zunge, abgerundete und deutliche Sprache tragen wesentlich bei zur Schönheit einer vollendeten Rede. Deine Lehrer müssen dir einige Namen und ganze Verse von ausgesuchter Schwierigkeit in der Aussprache darbieten, die aus mehreren unter sich nur sehr schwer zusammenhängenden Silben gebildet und holperig sind und dich dazu veranlassen, dieselben recht schnell zu lesen und auszusprechen. Demosthenes pflegte ja, weil er eine schwere Zunge hatte, kleine Steine in den Mund zu nehmen und sich für sich allein im Reden zu üben, so daß er nachher mit Leichtigkeit selbst im Senate die schönsten Reden hielt.

14. Vom Schmucke der Rede. Schlechte Reden verderben gewöhnlich gute Sitten.

Unter Beobachtung der bis anher angeführten Vorschriften mußt du dich auch bestreben, deine Zeitgenossen an Schönheit in der Sprache und an Erhabenheit im Ausdrucke zu übertreffen, so daß du in der Redekunst wie überhaupt in jedem lobenswerten Streben als Sieger dastehst. Die Niederlage muß dir Schmerz, der Sieg Freude bereiten. Wenn auch der Ehrgeiz sündhaft ist, so ist er andererseits doch auch schon die Veranlassung zu großen Tugenden gewesen. Der Knabe, welcher durch das Lob angestachelt und durch den Ruhm angeeifert wird, bei Tadel aber Thränen vergießt, verdient unsere volle Anerkennung.

Bei jedem Gespräche vermeide man unehrbare Reden, denn die Rede ist, wie Demokritus[1] bemerkt, nur der Schatten der Handlungen. Schlechte Reden verderben, nach dem Zeugnisse des Apostels, gute

[1] Berühmter griechischer Philosoph, geb. 460 v. Chr. zu Abdera. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur wenige Bruchstücke erhalten. Demokritus soll über 100 Jahre alt geworden sein.

Digitized by Google

Sitten[1]. Der Grund besteht darin, weil fade, witzige Reden gemeiniglich versteckte Schlechtigkeiten in sich bergen, damit das Gift, mit Honig vermischt, süßer zu kosten sei und leichter getrunken werde. Wenn unehrbare Reden geführt werden, muß man in seinem Verhalten den Ulysses nachahmen, der seine Ohren mit Wachs verstopfte, um nicht den Sirenengesang zu hören. Bei gegenseitiger Unterredung soll Gefälligkeit und Leichtigkeit, bei der Belehrung Lieblichkeit und Milde, in den Antworten Güte und Freundlichkeit herrschen. Großsprecherisches Benehmen bei Unterredungen zieht verdientermaßen Abneigung und Haß zu.

Bei Streitfragen vermeide man hartnäckiges Verharren bei seiner persönlichen Ansicht, lasse Klugheit walten und Gegengründe zur Geltung kommen. Nicht bloß der Sieg ist ehrenvoll, sondern auch eine siegreiche Niederlage erntet Beifall. Man muß den Ausspruch des Euripides wohl beherzigen, welcher, als er zwei mit einander im Streite liegen sah, von denen der eine wütete und tobte, sagte, daß der andere, welcher seine Worte wohl abzuwägen und im Zaume zu halten wußte, bei weitem der verständigere sei. Bei all deinen Reden vermeide die Lüge; denn sie ist ein gemeines Laster, das alle Menschen nicht genug hassen können. Je höher im öffentlichen Leben die Stellung des Lügners, um so mehr haftet an der Lüge das Brandmal der Verwerflichkeit und Gemeinheit. Denn jedes Vergehen muß, wie Juvenal sagt, bemessen und beurteilt werden nach der höhern oder geringern Stellung, die der Fehlende in der Gesellschaft einnimmt. Deine Sprache darf aber auch nicht niedrig-gemein noch knechtisch sein, muß aber ebensosehr von Schwulst und Anmaßung sich ferne halten. Eine schwülstige Rede versteht man nicht und eine alltäglich-gemeine verfehlt ihre Wirkung; es genügt ja auch nicht, daß der Körper bloß frei von Gebrechen sei; erst eine schöne Gestalt verleiht ihm vollends seine ganze Schönheit. So ziemt es sich denn auch, daß die Rede nicht bloß nicht matt, sondern jugendfrisch und natürlich sei.

Doch das kannst du jetzt noch nicht fassen, seiner Zeit wird es dir dann klar werden. Der Stoff der Rede wird in der Regel durch die Natur des zu behandelnden Gegenstandes geboten, die Grammatik grenzt ihn ab, die Dialektik erklärt, die Rhetorik ziert, die Philosophie würzt und vollendet ihn — doch darüber an anderer Stelle.

15. Von der Übung des Gedächtnisses.

Da die Gewandtheit im Reden, wenn wirklich den Anforderungen einer schönen Rede nach Form und Inhalt Genüge geleistet werden soll, nicht erreicht werden kann ohne Hilfe eines guten Gedächtnisses, so ergiebt sich daraus für den Knaben die Notwendigkeit, sein Gedächtnis zu üben. Der Knabe besitzt dieses geistige Vermögen und es schließt eine

[1] 1 Kor. 15, 33.

Digitized by Google

dreifache Fähigkeit in sich: Mühelose Auffassungs-, treue Wiedergabe- und zwanglose Nachahmungskraft. Alle Tage muß man entweder Verse oder bemerkenswerte Aussprüche berühmter Schriftsteller dem Gedächtnisse anvertrauen; denn es wird ja die Vorratskammer der Wissenschaft genannt und in der Sage die Mutter der Musen, weil es Leben spendet und nährt. Nach beiden Seiten hin mußt du es pflegen, ob du von der Natur ein gutes oder schlechtes Gedächtnis erhalten habest. Denn entweder wirst du dann im ersten Falle die reiche Gabe noch mehren und kräftigen oder dann bei der andern Voraussetzung den Mangel ergänzen und das Wort Hesiods in Erfüllung bringen, der sagt: „Wenn du Kleines zu Kleinem legst und immer und immer wieder Neues hinzufügst, so entsteht endlich ein großer Haufe."

16. Das Studium der Grammatik.

Da das Studium der Grammatik als die Thüre zu jeder Wissenschaft angesehen wird und mehr Nutzen bringt, als es anfangs zu versprechen scheint; da ferner dieses Studium gewöhnlich als erfolglos betrachtet werden kann, wenn man es nicht im Knaben- oder Jünglingsalter betrieben hat, so wollen wir nicht unterlassen, dich zu ermahnen, die Übung der Grammatik ja nicht etwa außer acht zu lassen, in der Meinung, daß sie eines Königs auf dem Throne unwürdig sei. Aus der Kenntnis der Grammatik kann dir kein Schaden erwachsen, — nur was überflüssig ist, schadet. Die größten Männer haben Grammatik studiert. Es beweist dies der Redner Marcus Tullius Cicero in den Briefen an seinen Sohn; auch der Konsul und Retter des Vaterlandes, der große Feldherr Cäsar, betrieb so eifrig die Sprachwissenschaft, daß er ganz fehlerfreie Bücher über die Analogie schrieb. Ebenso verrät Octavianus Augustus in seinen Schreiben an Cäsar, wie sehr er in die Kenntnis der Grammatik eingeweiht war, da er nach dem Zeugnis Quintilians mit Recht calidus statt caldus schrieb; nicht als ob letzteres inkorrekt wäre, aber doch ist es weniger schön als ersteres. Du brauchst dich also nicht zu schämen, das zu erlernen, was die Beherrscher des großen Römerreiches mit allem Eifer sich anzueignen trachteten.

Wir haben oben gesagt, daß wissenschaftliche Bildung für den König durchaus notwendig sei; wenn du etwa meinen Worten nicht glauben solltest, mag der königliche Prophet David dir die Wahrheit verkünden: „Seid weise, o Könige," ruft er ihnen zu, „laßt euch belehren, die ihr Richter seid auf Erden!"[1] Wie kannst du aber im Unterrichte und in der Wissenschaft Fortschritte machen, wenn dir der Anfang und das Fundament des Unterrichtes, die Kenntnis der Grammatik, fehlt? Aber wenn du auch bis anhin viel Mühe verwendet hast auf diesen Zweig der Wissenschaft und mit Eifer den Mahnungen deines Lehrers nach-

[1] Ps. 2.

Digitized by Google

gekommen bist, wirst du doch die Sprache und ihre Eigentümlichkeiten noch nicht vollkommen beherrschen. Deshalb haben wir uns vorgenommen, dir einiges über die Sprachwissenschaft zu schreiben. Wir haben uns zwar nicht etwa vorgesetzt, eine Abhandlung darüber zu verfassen; wir beabsichtigen bloß, dir kurz die Quellen anzudeuten, welche dir, wenn du daraus schöpfest, eine vollständige Kenntnis der Sprache vermitteln werden; wir wünschen um so mehr, daß deine Lehrer dich zu den Quellen selbst führen, als dir dieses nach unserer Überzeugung von großem Nutzen sein wird.

17. Die drei Hauptteile der Grammatik.

Grammatik heißt Sprachunterricht oder Sprachkunst; sie umfaßt drei Teile: Die Kenntnis von der richtigen Ausdrucksweise, die Erklärung der Dichter und anderer Schriftsteller und die Schreibweise. Wir wollen daraus einiges herausheben, was für dich anzuhören nützlich und mir zu sagen angenehm ist.

Der erste Teil also betrifft die korrekte Ausdrucksweise, weshalb wir gleich an dieser Stelle darüber abhandeln; sie besteht nämlich darin, daß die passenden Wörter in richtige Verbindung mit einander gesetzt werden, mag sie dann auch im übrigen unpassend und fehlerhaft sein.

Wenn wir grammatikalisch richtig uns ausdrücken wollen, so müssen wir den Gebrauch oder die Anwendung der Wörter kennen. Nun giebt es einheimische und fremde, einfache und zusammengesetzte Wörter; dann solche, die in der eigentlichen und solche, die in übertragener Bedeutung gebraucht werden; endlich solche, die sehr gebräuchlich sind, und solche, die bloß geduldet werden; und bei alledem besteht die Kunst der richtigen Ausdrucksweise darin, die Wörter in passender und geordneter Form zu gebrauchen. Einheimische Wörter nennen wir alle diejenigen, welche ihren Ursprung Italien verdanken, wie amor, lectio, scriptio. Fremdwörter haben wir fast von allen Nachbarvölkern angenommen, wie z. B. von den Galliern reda (Reisewagen), von den Spaniern gurdi, gleichbedeutend mit stolidi (dumme), von den Deutschen marchio; zahllose aber besonders von den Griechen, von woher die meisten lateinischen Ausdrücke entlehnt sind. Beim Gebrauch von griechischen Wörtern muß man aber die lateinische Deklination anwenden, also Plato, Palemo, nicht Platon, Palemon sprechen, weil die lateinische Sprache keine Wörter mit dem Auslaute on kennt. Bisweilen findet man aber auch die griechische Deklination im Gebrauche, besonders in Gedichten, so z. B. bei Virgil:

> Audiat hoc tantum vel qui venit ecce Palemon [1].
> Et nobis idem Alchimedon duo pocula fecit [2].

[1] Virg. Ecl. 3, 50. [2] Virg. Ecl. 3, 44.

Die Alten duldeten nicht, daß griechische Personennamen mit der Endung as in die lateinische Sprache übertragen wurden; deshalb findet man fast überall: Aenea, Pelea, Anchisa, Hermogara.

Einfache Wörter sind: amo, lego, probus, territus und ähnliche; zusammengesetzte dagegen: adamo, perlego, improbus, perterritus. Die Zusammensetzung besteht oft aus zwei (wie bei perterritus aus per und territus), bisweilen auch aus drei Wörtern, z. B. imperterritus aus in, per und territus. Entweder werden zusammengesetzte Wörter gebildet aus zwei vollständigen lateinischen Wörtern, wie superfui und subterfui, oder aus einem vollständigen und einem verstümmelten, z. B. malevolus, oder umgekehrt aus einem verstümmelten und einem vollständigen, wie noctivagus, oder aus zwei verstümmelten, z. B. pedissequus; ferner kann die Zusammensetzung bestehen aus einem einheimischen und fremden Worte, z. B. biduum, oder umgekehrt wie bei Antichato, oder aus zwei Fremdwörtern, z. B. epiredia und Antichristus; ἐπί ist nämlich eine griechische Präposition und reda ist die Bezeichnung für einen gallischen Reisewagen. Aber weder der Grieche noch der Gallier kennt das Wort epiredium; die Römer haben es aus den beiden angedeuteten Fremdwörtern zu dem ihrigen gemacht.

Man sagt von Wörtern, daß sie in der eigentlichen (Grund-) Bedeutung gebraucht werden, wenn sie ihre Bestimmung, die sie von Anfang an zur Bezeichnung einer Sache hatten, beibehalten, z. B. flumen = Fluß, von fluo = fließen, weil der Fluß stets fließt; torrens = Wildbach (von torreo, trocknen, dörren), weil ein solches Gewässer bei Regengüssen stark anschwillt und bei Trockenheit versiegt. Beim Gebrauche der Wörter muß man des richtigen Verständnisses wegen große Sorgfalt anwenden; aedes bezeichnet im Singular einen Tempel oder das Haus eines vornehmen Mannes, einen Palast; im Plural bloß ein gewöhnliches Haus, und diese Bedeutung muß man festhalten; labor und dolor darf man nicht miteinander verwechseln.

Wörter mit übertragener Bedeutung nennt man solche, welche einen verschiedenen Sinn haben, je nachdem sie in ihrer natürlichen Bedeutung oder dem Sinne nach gebraucht werden, wie z. B. gemma, das seiner natürlichen Bedeutung nach einen kostbaren Stein (Edelstein) bezeichnet, in übertragener Bedeutung dagegen einen Tropfen, den der Weinstock auspreßt, oder die zur Zeit des Frühlings keimende Knospe. Es kann nun aber ein Wort aus seiner ursprünglichen Bedeutung in eine andere übertragen werden, wenn entweder ein eigenes Wort zur Bezeichnung einer Sache fehlt, oder ein übertragenes besser erscheint als das in der Grundbedeutung. Im erstern Falle ist die Übertragung durchaus geboten und notwendig, im letztern Falle bezweckt sie nur eine schönere Ausdrucksweise. Bei dem oben erwähnten Worte gemma ist die übertragene Bedeutung notwendig, denn der Landmann kennt kein anderes Wort, um die Knospe, wenn sie sich zeigt, oder die daraus entströmende

Digitized by Google

Flüssigkeit zu benennen. Notwendigerweise sagen wir auch homo durus aut asper (= ein harter, roher Mensch), weil wir kein eigenes Wort haben, um diese Eigenschaften eines Menschen zu bezeichnen. Ist die übertragene Bedeutung nicht durchaus notwendig, so ist doch bisweilen aus zwei Rücksichten die Anwendung derselben geboten, nämlich: entweder um einen Gedanken bestimmter und bezeichnender, oder um ihn schöner auszudrücken. Bezeichnender drücken wir einen Gedanken aus, wenn wir z. B. sagen: ein von Zorn entbraunter, von Leidenschaft entzündeter, im Irrtume befangener Mensch, statt einfachhin: ein erzürnter, leidenschaftlicher, irrender Mensch. Um der Schönheit der Rede willen pflegt man oft die übertragene Bedeutung anzuwenden und sagt z. B.: der Glanz des Geschlechtes, der Sturm der Volksversammlung, der zündende Strahl seiner Beredsamkeit ꝛc. Nur ein mäßiger und passender Gebrauch von Übertragungen trägt zur Schönheit der Rede bei, allzuhäufige Verwendung derselben thut der Deutlichkeit Eintrag und erregt Ekel. Ein fortgesetzter Gebrauch der übertragenen Bedeutung der Wörter wird zur Allegorie und zum Rätsel. Es gehört oft nicht wenig Urteilskraft dazu, um die fortlaufende widerliche Übertragung zu verstehen. Sehr entsprechend und schön finde ich die bildliche Ausdrucksweise des hl. Augustin in der Abhandlung: „Über die Unschuldigen Kinder" [1], wenn er schreibt: „Diejenigen werden die Blüten der Märtyrer genannt, welche, inmitten erstarrter, glaubensloser Zeit zum Leben geboren, der Reif der Verfolgung als die ersten Sprößlinge der emporkeimenden Kirche ertötete." Cicero tadelt den Ausdruck: der Staat sei durch den Tod des Africanus „entmannt" worden. Was würde er wohl sagen von der Ausdrucksweise: der Papagei beschäftigt sich damit, „Worte zu prägen", weil er die menschliche Stimme nachzuahmen sucht?

Gebräuchliche Wörter nennt man jene, welche durch den oft wiederholten täglichen Gebrauch gemein oder geläufig geworden sind. Wir dürfen derselben mit Zuverlässigkeit uns bedienen, denn Cicero sagt, daß vieles Harte durch den öftern Gebrauch weich und gebräuchlich geworden sei. Zu seiner Zeit hat man es noch nicht gewagt, urbanum zu sagen, noch zu Lebzeiten des Quintilian, practicam; jetzt aber sind diese Wörter allgemein im Gebrauche. Wer hätte ehedem scandalum oder gehenna gesagt? Diese Ausdrücke haben wir aus dem Evangelium erhalten. Daher bewährt sich hier der Ausspruch Horazens:

> „Wieder erstehen wird manches verschwundene Wort und entschwinden,
> Manches in Anseh'n noch dastehende, wenn's der Gebrauch heischt,
> Der in der Rede die Macht handhabt und das Recht und die Richtschnur." [2]

Erdichtete Wörter werden diejenigen genannt, die man selbst bildet, wie z. B. Horaz schreibt: inimicat urbes; inimicat schließt den Sinn

[1] Sermo X. de sanctis. [2] Hor. de arte poet. 70 sqq.



von inimicas facit (urbes) in sich. Auch anderswo scheint es, daß er solch neue Bezeichnungen und Ausdrücke erfunden habe, wenn er z. B. sagt: Volucrisque fati tardavit alas = distulit. Es kommt aber nicht allen zu, neue Wörter zu bilden, denn das Wort des Flaccus:

> . . . . „Stets war's, stets wird es erlaubt sein,
> Aufzubringen ein Wort, mit dem jetzigen Stempel gepräget.
> Wie mit dem fliehenden Jahr neu grünet das Laub in den Wäldern,
> Nieder das vorige fällt: so sterben veraltete Wörter
> Und es erstarken und blüh'n gleich Jünglingen eben entstand'ne" [1],

dies Wort gilt nur für diejenigen, welche durch Wort und Schrift sich bereits einen ehrenwerten Namen erworben haben, wie z. B. Terenz, welcher zuerst obsequium gebraucht hat, der glückliche Erfinder Messala [2] und der bewunderungswürdige Denker Augustinus. Leute von mittelmäßiger Beanlagung müssen nicht darauf ausgehen, neue Bezeichnungen zu erfinden, sondern an die allbereits im Wortschatze vorhandenen sich halten.

Alle Wörter aber, seien es neue oder alte, eigene oder fremde, in der eigentlichen oder übertragenen Bedeutung gebrauchte, kann man nur dann vorteilhaft und schön anwenden, wenn sie den Gegenstand bezeichnend wiedergeben. Wenn man für die Bezeichnung einer Sache zwei verschiedene Wörter hat, so muß man dasjenige gebrauchen, welches schöner klingt, wie man leicht einsieht; so wird man beispielsweise besser beatitudo als felicitas anwenden.

18. Von der verschiedenartigen Ausdrucksweise und von der Deklination und Konjugation.

Nachdem wir die Natur und Beschaffenheit der Wörter betrachtet haben, müssen wir nun auch die Verkleinerungen, Abänderungen und Ableitungen kennen lernen.

Hier hat man wohl zu beachten: scabellum ist von scamnum, villum von vinum [3], pusillus von parvus abgeleitet. Bipennis (von bispenna) bedeutet eine zweischneidige Art, bovem stammt von bos; lotum und illotum von lavare. Ein Wort kann sich nämlich oft stark verändern in den verschiedenen Fällen, Zeiten, Zahlen und Zeitformen, wie dies in den Sprachlehren weitläufig auseinandergesetzt ist. Ein mit einem Zeitwort verbundenes Vorwort verändert oft den Ton, z. B. cadat, excidit, calcat, exculcat. Einige haben pepigi von paciscor ableiten wollen, was aber nicht richtig ist, denn paciscor bildet das Perfekt mit pactus sum und nicht mit pepigi. Quintilian begründet es damit, weil es von paco (Stamm pac) abgeleitet werde. Man hat nämlich auf

---

[1] De arte poet. 58 sqq.

[2] Corvinus Messala, ein berühmter römischer Redner, Gelehrter und Mäcen, lebte 59—11 v. Chr.

[3] Ullus von unus nach der Lyoner Ausgabe (ullus statt unulus; villum statt vinulum).

Digitized by Google

den zwölf Tafeln pacunt gefunden, das dem cadunt ähnlich ist; cadunt wird aber von cado hergeleitet, also muß man auch pacunt auf paco zurückführen; cado hat im Perfekt cecidi und paco pepigi. . . . Dazu kommt nun noch die Unterscheidung des Geschlechtes, damit man nicht einem Worte, das weiblichen oder sächlichen Geschlechtes ist, das männliche Geschlecht zuteilt. Dann ist auch die Verbindung der Wörter unter einander wichtig. Die Pronomina und Partizipien müssen richtig angewendet, auch die Adverbien, Präpositionen und Interjektionen dürfen nicht vernachlässigt werden. Vor allem aber muß man bei der Aussprache der Wörter die häßlichen Barbarismen vermeiden.

19. Die Barbarismen.

Ein Barbarismus kann aus mannigfacher Quelle entspringen. Er kann herstammen vom Volkscharakter, wenn man z. B. einer lateinischen Rede afrikanische, spanische oder deutsche Wörter beimischt, welche in der lateinischen Sprache nicht gebräuchlich sind, oder von natürlicher Anlage: wenn einer übertrieben, kühn oder hart spricht, so wird man sagen, er spricht barbarisch; ferner von Verwechselungen und Umstellungen im Ausdrucke: wenn man Silben oder Buchstaben wegläßt, hinzufügt oder umstellt, wie Tinga von Placentia, welcher percula statt gula sagte und welchem von Hortensius dieser doppelte Barbarismus ist zum Fehler angerechnet worden. Für Dichter hat man Nachsicht gegen solche Verstöße oder rechnet sie ihnen gar zum Lobe an, wie z. B. bei Virgil: Nec spes libertatis erat, nec cura peculi statt peculii[1]; und: Cingite fronde comas et pocula porgite dextris[2]; porgite steht für porrigite. Juvenal fügt eine Silbe hinzu an der Stelle, wo er von Kaiser Nero also spricht:

> Quales sunt epulas ipsum glutisse putamus
> Induperatorem —

statt imperatorem verlangt das Versmaß Induperatorem[3]. Es giebt auch einzelne Wörter, welche, wenn sie für sich allein stehen, fehlerhaft sind, dagegen in Verbindung ganz gut zur Verwendung kommen können; z. B. dua, tre, ponto sind Barbarismen, dagegen kann man nach dem Zeugnis Quintilians ganz richtig duaponto und treponto (neutr. indecl.) gebrauchen. — Ein Barbarismus entsteht auch, wenn man eine lange Silbe kurz spricht oder eine verkürzte verlängert, was wohl den Dichtern bisweilen erlaubt ist, z. B.: Italiam fato profugus, Laviniaque venit[4]. Virgil gebraucht nämlich die erste Silbe von Italia, welche kurz ist, immer lang.

---

[1] Ecl. 1, 33. [2] Aen. 8, 274.
[3] Induperator ist altlateinisch und wurde schon von Lucretius gebraucht.
[4] Virg. Aen. 1, 2.


Digitized by Google

20. Die Solöcismen.

Den Fehler des Solöcismus kann man auf vielfache Art begehen; so, wenn man einer Sache nicht das richtige grammatische Geschlecht beilegt, indem man z. B. sagen würde hic arbor, statt haec arbor. Dagegen darf man schreiben cortex amarus oder cortex amara, weil cortex männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein kann nach Virgil. Wenn man mit einem Verb, einem Particip oder einer Präposition nicht den richtigen Kasus verbindet, begeht man einen Solöcismus. Wenn du z. B. einen zu dir rufst und sagst: venite, oder wenn du mehrere von dir entlässest mit dem Worte: abi. Dagegen machte man sich des Solöcismus nicht schuldig, wenn man sagen würde: ich besitze ein großes Gütchen oder ein riesiges Pferdchen, obgleich man unpassend und eigentlich widersprechend sich ausdrückte. An und aut sind Konjunktionen; wenn du aber frägst: hic aut ille fuerit, begehst du einen Solöcismus. Ebenso drückst du dich unrichtig aus, wenn du statt illud ne feceris sagen würdest, illud non feceris. Denn obgleich beide, ne und non, Adverbien sind, drückt das eine eine Verneinung schlechthin aus, während das andere einen Befehl, eine Drohung in sich schließt. In der Heiligen Schrift findet man allerdings den Ausdruck: Non furtum feceris[1] an der Stelle, wo der Diebstahl untersagt ist; allein dort findet man, wie bei den Dichtern, gar manches frei und grammatisch unrichtig ausgedrückt.

Einige Wörter sind nur in der Einzahl gebräuchlich, andere nur in der Mehrzahl, wieder andere nur in einzelnen Kasus; wenn man nun solche miteinander vertauscht oder vermischt, entsteht ein Solöcismus. Man darf nicht sagen: nex mihi instat, noch auch mortes imminent; letzteres kann gestattet sein, wenn mors von einer Großzahl ausgesagt ist; denn eine Person allein kann doch nur einmal dem Tode erliegen: Paterno mani sacra factio wäre ebenfalls fehlerhaft, da man paternis manibus gebrauchen muß. Bei einzelnen Ausdrücken findet man oft bloß den Schein eines Solöcismus, ohne daß in Wirklichkeit ein Fehler vorhanden ist, z. B. bei Thyestes: Ludi floralia und Megalensia stemata. Häufig findet man solches bei Dichtern, mitunter auch bei den Rednern, indem sie das Geschlecht der Wörter unrichtig gebrauchen, so: Sylla, Katilina, Jugurtha, Messala, Galba, Dolabella, Agrippa, Glyzerium, Dortium, Philortium, Eustochium, aber sie halten solche Licenzen nicht für Fehler. Wenn man Fehler vermeiden will, so hat man zu achten auf den Gebrauch, das Alter, die Auktorität und die Gewohnheit. Zuerst nun von dem Gebrauche der Wörter.

21. Analogie und Etymologie.

Den richtigen Gebrauch der Wörter, den die Grammatik verlangt, lehrt die Analogie und Etymologie. Man muß aber dabei besonders

[1] 2 Mos. 20, 15.

Digitized by Google

auf das Beispiel Rücksicht nehmen und nach der Gewohnheit sich richten. Diejenigen sind einfältige Leute, welche hartnäckig an Ableitungen und Ähnlichkeiten hängen statt der Gewohnheit nachzugeben, wie z. B. diejenigen, welche immer audaciter sagen wollen statt audacter, oder conire statt coire und frugalis statt frugi, wenn auch alle Schriftsteller die andere Form gebrauchen. „Analogie" stammt aus dem Griechischen und heißt im Lateinischen proportio; es bedeutet die Gleichmäßigkeit ähnlicher Fälle in der Wortbildung. Das Wesen der Analogie besteht darin, daß wir etwas Unbestimmtes auf etwas Ähnliches beziehen, das bekannt ist, um das Unbestimmte durch das Bestimmte zu erklären. Wenn wir z. B. fragen, ob finis männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei und erhalten zur Antwort, es sei (analog) ähnlich wie panis; oder wenn wir im Zweifel sind, ob wir hoc oder hac domo sagen sollen, so haben wir eine Analogie dazu an anus und manus. Wenn du wissen willst, ob bei ferveo, es, die mittlere Silbe lang oder kurz sei, so hast du ein Analogon dazu an prandeo, spondeo, pendeo, welche den Infinitiv mit prandēre, spondēre, pendēre, also mit gedehnter Mittelsilbe bilden. Aber man kann sich hierin oft auch täuschen. Bei Lucillus findet man fervit aqua, und auch Virgil schreibt: fervĕre littora [1]. Gewöhnlich sagen wir auch: in domo fuimus und nicht: in domu. Lupus und lepus sind ebenso gleichförmig wie panis und funis; doch wird lepus für beide Geschlechter gebraucht; lupus ist männlichen Geschlechtes, obgleich Varro lupus foeminea schreibt, weil er den Ennius und den Maler Fabius sich zum Vorbilde genommen hat.

Die **Etymologie**, welche den Ursprung der Wörter aufsucht, ist sehr lehrreich. Einige haben sie notatio, andere veriloquium und die, welche mehr ihr Wesen berücksichtigten, originatio genannt. Einige allzu übereifrige Förderer der Etymologie haben versucht, Wörter durch Veränderung, Verlängerung oder Verkürzung, Wegnahme und Umstellung von Buchstaben und Silben auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen, so daß solche Wörter von mittelmäßigen Köpfen oft bis ins Ekelhafte und Lächerliche verzerrt und gedeutet worden sind. So giebt es denn solche, welche glauben, daß „der Mensch" mit dem Ausdrucke „homo" bezeichnet werde, weil er von humus (Erde) gebildet sei, als ob die ersten Sterblichen zuerst der Erde einen Namen gegeben hätten und dann erst sich selbst. Wenn auch nach dem Zeugnisse der Genesis [2] Gott dem Trockenen einen Namen gegeben hat, so hat er es nicht humus genannt; dieses Wort ist vielmehr erst später entstanden. Einige leiten stella von luminis stilla, coelibes von coelites ab und glauben thörichterweise, daß Vienna aus bienna entstanden sei, weil es zwei Jahre lang die Belagerung des Julius Cäsar ausgehalten habe, während bei Lebzeiten Cäsars Wien noch nicht gegründet war und zuerst nicht Vienna, sondern Flavianum genannt

---

[1] Virg. Aen. 4, 409. [2] Gen. 1, 10.

Digitized by Google

wurde. — Doch wem sollte man solche Unrichtigkeiten nicht nachsehen, da nach dem Zeugnisse Quintilians selbst Varro sich täuschen ließ? Dieser glaubt nämlich, das Wort ager (Acker) komme daher, weil darin etwas agiert (gearbeitet) werde, und graculus leitet er von gradatim volare ab. Quintilian dagegen behauptet, daß das eine (ager) aus dem Griechischen stamme und das andere, bezw. die graculi ihre Bezeichnung von ihrer Stimme erhalten haben. Es fehlt auch nicht an solchen, welche glauben, merula (Amsel) schreibe sich daher, weil dieser Vogel allein (mera volans) rein fliege.

Man darf übrigens nur an solche Wortableitungen sich halten, welche von berühmten Schriftstellern anerkannt sind, oder bei denen die Ableitung unschwer sich ergiebt, wie z. B. consul von consulere oder adjudicare; denn die Alten haben dieses gleichbedeutend gehalten mit consulere. Man darf auch nicht vergessen, daß die Etymologie, wie schon gesagt, sich nach der Gewohnheit richtet. Deshalb sagen wir Triquetra Sicilia, nicht Triquedria, ebenso meridies und nicht medidies.

Eine gewisse heilige Scheu, wenn man so sagen darf, pflanzt in uns eine Vorliebe für alte Wörter. Veraltete Ausdrücke, welche wieder in Gebrauch kommen, sind nicht nur sehr beliebt, sondern geben der Rede überdies ein gewisses Ansehen und einen gewissen Reiz, da sie eben durch ihr ehrwürdiges Alter sich empfehlen; und da sie eine geraume Zeit außer Gebrauch waren, erhalten sie den Reiz der Neuheit und Gefälligkeit. Man muß aber allgemein gebrauchter Wörter sich bedienen, da nichts so verabscheuungswürdig ist als das Haschen nach Außergewöhnlichem. Aus uralter, längst vergessener Zeit dürfen keine Ausdrücke Aufnahme finden. Der Philosoph Favorinus[1] sagte (bei Aul. Gellius de noctibus) zu einem Jünglinge, der unablässig nach solchen Wörtern haschte und immer alte und unverständliche Phrasen selbst der gewöhnlichen Umgangssprache beizumischen suchte: Unsere Alten, Ennius und Fabricius, und andere noch ältere Schriftsteller haben klar und deutlich gesprochen mit ihren Zeitgenossen. Wir finden auch nirgends, daß die Arunzer und Sikaner, welche zuerst in Italien eingewandert sein sollen, als Fremdlinge in fremder Sprache gesprochen haben, sondern sie haben in der Sprache ihrer Zeit sich ausgedrückt. Du aber sprichst ja gleichsam die Sprache der Mutter Evanders, die längst veraltet ist, weil du von niemanden willst verstanden werden. Würdest du nicht, läppischer Mensch, um dich verständlich zu machen, besser schweigen? Du sagst zwar, daß die alte Zeit dir gefalle, weil sie die Signatur der Enthaltsamkeit, Ehrenhaftigkeit, Nüchternheit an sich trage. — Lebe also nach den Sitten der alten Zeit, aber sprich die Sprache der neuen Zeit. Präge tief deinem Gedächtnis und deinem Herzen ein, was Cäsar, ein Mann von Geist und Einsicht,

---

[1] Lebte zur Zeit des Kaisers Hadrian und eröffnete zu Rom eine philosophische Schule. Von seinen Schriften sind nur Fragmente erhalten.


Digitized by Google

in seinem ersten Buche über die Analogie geschrieben hat: Fliehe wie eine Klippe fremde und ungewöhnliche Wörter.

Man muß also wohl Maß zu halten verstehen und weder viele, noch unverständliche, noch ungebräuchliche, noch veraltete Wörter gebrauchen. Wer würde z. B. jetzt noch nox für nocte oder im anstatt eum gebrauchen? Und doch finden wir diese beiden Ausdrücke auf den zwölf Tafeln, denn dort stand geschrieben: Si nox factum furtum fuit: si im sive occiderit, jure caesus esto.

22. Welche Autoren sind als Vorbilder zu benützen?

Als Muster der Rede- und Schreibweise dienen uns gewöhnlich Redner und Geschichtschreiber; auch die Dichter, wenn nicht ihre Mustergültigkeit unter dem Versmaße leidet, wie z. B. imo de stirpe recisum, oder aërae, quo congessere palumbes, oder silice in nuda, woraus wir sehen, daß hier stirps männlichen, palumbes und silex weiblichen Geschlechtes sind, während auch bei Anwendung des andern (gebräuchlicheren) Geschlechtes das Metrum keine Änderung erlitten hätte. — Männer, die durch der Rede Kraft sich ausgezeichnet haben, müssen wir uns zum Vorbilde nehmen; denn ein Irrtum auf der Fährte großer Männer ist keine Schande. Aber allzu fernstehende oder unverständliche Musterbilder dürfen wir nicht nachahmen. Denn wenn es auch den Anschein hat, daß derjenige nicht irre gehen könne, der solche Wörter gebraucht, welche berühmte Autoren überliefert haben, so muß man doch wohl beachten, daß es nicht bloß darauf ankommt, was sie gesagt und geschrieben, sondern auch, was sie erreicht haben. Eine Rede, deren vortrefflichste Eigenschaft die Klarheit ist, soll niemals einer Erklärung oder eines Dollmetschers bedürfen. Wer würde wohl sagen: nocte concubia oder hac noctu filio pendebit Hetruria tota, obgleich beide Ausdrücke von Ennius abstammen; oder wer würde lucrum abundum wie Cato, wer gladiola schreiben wie Messala!

23. Von den Ableitungen.

Die Gewohnheit gilt also als die zuverlässigste Lehrmeisterin in der Sprache; alles muß sich ihr anbequemen, selbst Alter und Ansehen muß ihr zum Opfer fallen. Man muß die Sprache gebrauchen wie eine Münze, welche eine allgemein bekannte Form hat; es wäre doch fürwahr lächerlich, eine Sprache, wie sie ehedem gesprochen worden, der heutigen Redeweise vorzuziehen. Einst verlangte der Sprachgebrauch, daß man invidere te wie videre te konstruierte. So Attius[1] in Menalphus: Quis non florem librum invidet meum? Cicero dagegen behauptet, daß die Ge-

---

[1] Lucius Attius, ein römischer Dichter, lebte um 138 v. Chr. und schrieb mehrere Tragödien, von denen aber nur wenige Fragmente erhalten sind.

Digitized by Google

wohnheit diesen Gebrauch nicht mehr dulde. Von iduare ist idus gebildet. Die alten Etrusker sagen, iduare sei gleichbedeutend mit dividere (teilen); daraus sei vidua (Witwe) entstanden, welches aus valde idua, d. h. divisa (sehr oder ganz geteilt, getrennt) gebildet sei und soviel bedeute als: Vom Manne getrennt. Heutzutage wagt niemand mehr diequinti oder diequinte zu schreiben, obgleich dieser Ausdruck seine Rechtfertigung fände in der Schreibweise des Pompeianus[1] (in Atteliana, betitelt: „Matthia“): Dies hic sextus cum nil egi diequarte. Ebenso findet man bei mehreren nicht unbedeutenden alten Schriftstellern: Moriar fame diepristine, was soviel bedeutet als: die pristino, die priore oder pridie, welch letzteres durch die Gewohnheit den Vorzug vor jenem erhielt. Aber auch hierin ist Vorsicht notwendig, um nicht blindlings das Volk nachzuahmen.

Vorerst müssen wir vor allem bestimmen, was wir unter Gewohnheit verstehen; denn wenn die übereinstimmende Handlungsweise mehrerer die Gewohnheit ausmacht, so kann sie gefährlich werden, wie Quintilian sagt, nicht bloß für die Sprache, sondern, was noch mehr, auch für das Leben. Nicht bei der Großzahl, sondern nur bei einem kleinen Bruchteil der Menschen findet man die Weisheit. Auch die Beredsamkeit ist nicht Sache des ganzen Volkes, sondern kommt nur wenigen zu. Groß ist die Zahl derjenigen, welche in Bädern schwelgen, dem Genusse fröhnen, unerlaubtem Gewinne nachjagen und ihren Leidenschaften dienen; nur wenige findet man, die von solchen Dingen sich enthalten — doch ferne sei es von uns, daß wir solche Menschen nachahmen; fliehen wollen wir sie vielmehr! — Wie viele giebt es, welche lateinische Wörter verderben! Statt amare sagt das Volk bovisare, Reiseauslagen nennen sie ceralia[2]; wenn sie ausdrücken wollen, daß jemand kommen werde, sagen sie nicht veniet, sondern: erit cito venire. Sollen wir nun diese nachahmen, weil sie zahlreich sind, und sollen wir unsere Redeweise der Großzahl des Volkes entnehmen? Ein solcher Irrtum wäre gefährlich. Denn nicht das Fehlerhafte, und wenn auch noch so viele es üben, muß man im Sprachgebrauch als Regel annehmen, weil ja auch nicht die Fehler und Laster der Menschen, sondern gute Sitten eine Gewohnheit begründen. Wie nun also im Leben die übereinstimmende Lebensweise guter Menschen eine nachahmenswerte Gewohnheit erzeugt, so in der Sprache die übereinstimmende Ausdrucksweise der Gelehrten.

Ich habe dich nun möglichst kurz auf die Quellen hingewiesen, aus denen deine Lehrer die Regeln des ersten Teiles der Grammatik für dich schöpfen können und sollen, indem sie dem Priszian und anderen bewährten Autoren folgen. — Gehen wir nun zum zweiten Teile über.

---

[1] Ein alter Dichter; wann er gelebt hat, ist unbekannt.
[2] Nach der Lyoner Ausgabe von 1505: celaria.

Digitized by Google

24. Sprachkenntnis erlangt man durch fleißiges Studium der Dichter, Geschichtschreiber und Redner.

Die Unterrichtsgegenstände hängen unter sich zusammen, und niemand kann eine sichere Kenntnis in einem Fache erlangen, wenn er sich nicht auch Einsicht in die anderen verschafft. Denn wer kann Sprachkenntnis besitzen, wenn er nicht die Dichter studiert, die Geschichtschreiber und Redner gelesen hat? Woher anders als von diesen könnte die Grammatik den Gebrauch, die Autorität und die Gewohnheit hernehmen? Der zweite Teil der Grammatik oder die Sprachkenntnis verlangt deshalb, daß nicht bloß die genannten Autoren gelesen und geistig erfaßt, sondern daß jede Art von bewährten Schriftstellern besprochen werde, und zwar nicht bloß wegen des Inhaltes, sondern auch wegen der Wörter, welche häufig von Autoren entlehnt sind. Deshalb ist es nützlich und notwendig, daß deine Lehrer bei der Auswahl der Schriftsteller sorgfältig vorgehen, besonders die älteren berücksichtigen und mit Homer und Virgil den Anfang machen. Zwar wird zum vollen Verständnis ihrer Vorzüge ein reiferes Urteil vorausgesetzt, aber dafür erübrigt immer noch Zeit; denn sie werden ja nicht nur einmal gelesen. Inzwischen wird der Knabe an der Erhabenheit der epischen Gedichte sich aufschwingen und an den Großthaten der Helden sich begeistern und erwärmen. Auch der hl. Augustin billigt dies im ersten Buche seines Werkes: „Von der Stadt Gottes". Ich weiß nun allerdings nicht, wie man dir die griechische Sprache beibringen könnte, da hierfür kein Lehrer vorhanden ist; und doch möchte ich dich ermahnen, auch dieser Sprache deine Aufmerksamkeit zu schenken, wenn dir die Möglichkeit geboten wäre, sie zu lernen. Denn zur guten Verwaltung Ungarns (in welchem Reiche dir ja auch viele Griechen unterstehen) würde die Kenntnis der griechischen Sprache nicht wenig beitragen; auch wäre sie dir für das Verständnis der lateinischen Sprache von großem Nutzen. Nicht wenige der berühmtesten römischen Feldherren haben ebenfalls die griechische Sprache gelernt. Cato, welcher noch im Greisenalter mit dem Griechischen sich beschäftigte, steht bei mir in größerm Ansehen als Cajus Marius, der das Studium jener Wissenschaften, deren Lehrer Sklaven seien, als eine Schande betrachtete. Uns fehlt nicht der Wille, wohl aber die Möglichkeit, mit dem Griechischen uns zu beschäftigen. Bleiben wir daher einstweilen bei den Lateinern, deren Zahl groß genug ist, um nach ihrem Muster und Vorbilde eine nach Form und Inhalt den Anforderungen der Rhetorik entsprechende Rede zu stande zu bringen.

25. Von der Verachtung, welche die Deutschen den Dichtern entgegenbringen, und von ihrer Vorliebe für die Theologie.

Wenn ich nun im folgenden von den Dichtern zu reden und ihre Lektüre anzuempfehlen mich anschicke, wird wohl die ganze Schaar derjenigen über mich herfallen, die mehr dem Scheine als der Wirklichkeit

Digitized by Google

nach Theologen sein wollen. Was schleppst du uns aus Italien die Dichter ins Land, werden sie sagen, um die geheiligten Sitten der Germanen durch ihre verweichlichte Zügellosigkeit im Sturmschritte zu verderben?! Ist es nicht von deinen Römern selbst dem Marcus Nobilior[1] zur Schande angerechnet worden, daß er als Konsul den Dichter Ennius in Ätolien eingeführt hat? Sagt nicht gerade Cicero, dem du ja folgst und nachahmst, in den tuskulanischen Abhandlungen, daß Plato mit Recht die Dichter aus seinem Idealstaate verbannt habe, da er auf tadellose, sittliche und gesunde staatliche Verhältnisse ein Hauptgewicht legte? Hat überdies nicht Boetius die Theater Buhldirnen genannt? Und der hl. Hieronymus berichtet, daß er von einem Engel geschlagen worden sei, weil er mit weltlichen Wissenschaften sich abgegeben habe. Darum gehe weit weg von uns samt deinen Dichtern! Auch einige Rechtsgelehrte stimmen ein in diesen Ruf, vor allem solche, deren Weisheit mehr an Glossen als am Texte hängt, und die glauben machen wollen, daß im bürgerlichen Rechte nichts Vorzüglicheres zu finden sei als die Bücher der Authentiken[2].

Wir antworten ihnen kurz: Wenn alle Deutschen so denken würden, wäre unsere Wahl bald getroffen; wir würden gehen und nicht länger mit solcher Ignoranz und geistiger Blindheit uns herumschlagen. Aber es giebt auch in Deutschland gebildete Männer, welche Dichter und Redner zu schätzen wissen und durch die Scheinbeweise ihrer Gegner sich nicht einschüchtern lassen. Wenn auch Nobilior die Verleumdungen ertragen, so hat er doch niemals der ganzen schmähsüchtigen Menge das Feld geräumt, und Africanus der ältere hat ihn hierin nachgeahmt, da er, mit seiner persönlichen Hochachtung gegen den Dichter nicht zufrieden, über dem Grabmale des genannten Ennius und seiner Vorfahren eine Statue errichten ließ, so daß ich bei einem Streite über die Bedeutung des Dichters auf die Autorität des Africanus und Nobilior mich stützen kann, die ich höher stelle als das Urteil der Volksmenge.

Plato wird leicht durch Cicero widerlegt. Hier sind seine Worte: „Was zürnen wir den Dichtern, diesen Lehrmeistern der Tugend? Hat es doch Philosophen gegeben, welche den Schmerz für das größte Übel erklärten.“ Dann bringt er viele Beispiele von Philosophen, die grundverderbliche Lehren eingeführt haben. Der nämliche Grund, welcher den Plato bewog, die Dichter aus seinem Idealstaate auszuschließen, hätte ihn auch bestimmen müssen, die Philosophen auszutreiben. Und was soll ich von den Theologen sagen? Welcher Irrtum in Glaubenssachen hat nicht von den Theologen seinen Ausgang genommen? Wer hat den

---

[1] Wurde um 195 v. Chr. curulischer Ädil, besiegte als Konsul 190 die Ätoler und wurde 180 Censor.

[2] Authentiken sind spätere Zusätze in einem ältern Gesetzbuche, wie die Kaiser Friedrichs I. im justinianäischen Codex.

Digitized by Google

wahnsinnigen Arianismus eingeführt? Wer die Griechen von der wahren Kirche getrennt? Wer die Böhmen verführt, wenn nicht die Theologen?

Die Römer haben einst alle Ärzte aus der Stadt vertrieben, weil einige sich großer Vergehen schuldig gemacht hatten; nachher haben sie dann aber, nachdem sie die schuldigen gezüchtigt hatten, die unschuldigen wieder in die Stadt aufgenommen. Und was die Redner betrifft sagt Cicero, daß viele Staaten infolge der Beredsamkeit schlechter Menschen gänzlich zu Grunde gerichtet worden seien. Wie man also nicht alle Redner, noch Ärzte, noch Theologen, noch Philosophen verurteilen darf, weil einige von ihnen sich verfehlt haben, ebensowenig ist der Widerwille gerechtfertigt gegen alle Dichter insgesamt wegen der Vergehen einiger aus ihnen. Sonst müßte man auch Plato aus seinem Idealstaate herauswerfen, da er selbst mit Tragödien sich beschäftigt hat und Gedichte von ihm bei Makrobius erhalten sind, woraus hervorgeht, daß er selbst auch Dichter gewesen ist. Nicht einmal Cicero hätte in jenem Staate Platz gefunden, da er nicht bloß ein großer Verehrer der Dichter war, sondern auch drei Bücher über seine Zeit nach Dichterart in Versen geschrieben hat.

Was man aus Boetius uns entgegenzuhalten scheint, verdient keine Antwort, sondern vielmehr Lachen. Oder wer wollte denn das Lachen unterdrücken können, wenn er hört, daß ein Dichter von einem Dichter verurteilt wird? Oder ist denn Boetius nicht selbst ein Dichter gewesen? Die Philosophie, welche mit ihm redet [1], tritt meistens in Versen und Dichtungen auf. Wie viele Fabeln, wie viele verschiedene Versmaße kommen dort vor? Boetius kommt mir vor wie jener Mensch, der schwur, daß man nicht schwören dürfe. — Doch wir wollen nicht dem großen Philosophen und Dichter Boetius die Ansichten anderer unterschieben; wir halten vielmehr dafür, daß er eine ganz andere Ansicht gehabt habe, worüber ich mich aber hier nicht weiter verbreiten will.

Ich komme nun auf Hieronymus, und kann hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch alle in seine Fußstapfen eintreten möchten; denn dann würden wir alle nicht minder durch Beredsamkeit als durch Heiligkeit des Lebens uns auszeichnen. Was hat es aber für einen Zweck, ihn uns als Gegner entgegenzustellen, da er ja selbst sagt, daß er erst, nachdem er die ganze heidnische Wissenschaft durchmustert hatte, von einem Engel gezüchtigt worden sei? [2] Nach meiner Ansicht handelte er hierin so, wie es in einem Sprichworte der Florentiner in betreff des Hausstandes heißt: Wenn du dein Haus nach allen Seiten vollgestopft hast, dann denke darauf, recht zu leben. Hieronymus sprudelt ja sozusagen von Aussprüchen der Dichter, und nirgends findet man einen Vers von

---

[1] In seinem bekannten Werke: De consolatione philosophiae — Vom Troste der Philosophie.

[2] Der Heilige selbst erzählt sein hierauf bezügliches Traumgesicht, das er für eine Schickung Gottes ansah, mit drastischer Lebendigkeit in seinem Briefe an Eustochium, Kap. 30.

Digitized by Google

ihm, der nicht an tullianische (d. h. ciceronianische) Beredsamkeit erinnerte, obgleich er den Cicero und alle anderen weltlichen Schriften zurückgewiesen hat. Das Nämliche möchte ich von den übrigen Kirchenlehrern sagen, welche den Glanz ihrer Beredsamkeit bei den Dichtern geborgt haben.

Und sollen wir uns darüber verwundern, wenn selbst der große christliche Völkerlehrer und unübertroffene Redner, der Apostel Paulus, die Werke der Dichter gelesen hat und Verse von ihnen in seinen Briefen anführt? Denn nach dem Zeugnis des hl. Hieronymus ist die Stelle in seinem Briefe an Titus[1] über die Kretenser, daß sie Lügner, wilde Tiere und faule Bäuche seien, ein Vers von dem Dichter Epimenides[2]. Anderswo hat er ebenfalls einen Senar (sechsgliedriger jambischer Vers) von Menander[3] hingesetzt: „Schlechte Reden verderben gute Sitten.“[4] Es darf nicht auffallen, daß die Übertragung im Lateinischen das Versmaß nicht bis auf das einzelne Wort beibehält, da ja auch ein homerischer Vers in der nämlichen Sprache in Prosa kaum als ein zusammenhängendes Ganze erscheint. Es wäre hier ein weites Feld und reichlicher Stoff zu Erörterungen. Beinahe unzählige Namen berühmter Männer könnten angeführt werden, welche das Studium der weltlichen Wissenschaften und insbesondere die Lektüre der Dichter empfehlen. Hat doch der Märtyrer Cyprian, ein Mann von großer Beredsamkeit, nach der Behauptung Firmians[5], bitter bereut, daß er in seinem Schreiben gegen Demetrian[6] auf die Aussprüche der Propheten und Apostel, von denen

---

[1] Tit. 1, 12.

[2] Priester und Sänger aus Phästos auf Kreta, soll um 600 v. Chr. gelebt und ein Alter von 150—299 Jahren erreicht haben und galt deshalb als besonderer Liebling der Götter und Wahrsager. Es wurden ihm verschiedene Schriften in Prosa und Poesie zugeschrieben.

[3] Menander, geb. 342 v. Chr. zu Athen oder Kephisia, war der namhafteste Dichter der neuen Attischen Komödie und verfaßte angeblich über 100 Komödien, von denen aber nur Fragmente erhalten sind. Er starb im Jahre 290 zu Athen.

[4] „Φθείρουσιν ἤθη χρήσθ᾽ ὁμιλίαι κακαί.“ 1 Kor. 15, 33.

[5] Lactantius Firmianus (248—330) Institut. lib. 5. cap. 4.

[6] Als um die Mitte des 3. Jahrhunderts über das ganze römische Reich, besonders auch über Nordafrika schwere Bedrängnisse hereingebrochen waren, legten die Heiden die Schuld dieser außerordentlichen Drangsale den Christen, als Verächter der Götter, bei. Solchen Anschuldigungen gegenüber zeigt Cyprian in seiner um 252 an Demetrian gerichteten Schrift, daß diese Unglücksfälle vielmehr eine Strafe des Einen und wahren Gottes für den verstockten Unglauben und die alles Maß überschreitende Lasterhaftigkeit der Heiden sei. Über die Person Demetrians läßt sich nichts Sicheres mehr ermitteln. Wahrscheinlich war er ein heidnischer Sophist, der durch seine Deklamationen und Verdächtigungen die Heiden gegen die Christen aufwiegelte, weshalb ihn Cyprian als Haupt und Leiter der ganzen Verfolgung darstellt und behandelt. Auffällig erscheint es, wie schon Laktantius und Hieronymus bemerken, daß sich Cyprian in einer an die Heiden gerichteten Schrift zur Beweisführung so häufig der Heiligen Schrift bedient. Indessen war es wohl die Absicht des Bischofs, mit dieser Schrift nicht bloß die Heiden zu bekämpfen, sondern auch die Christen zu beruhigen und im Glauben zu stärken. Vgl. hierüber Cyprians

Digitized by Google

jener sagte, daß sie erdichtet und erlogen seien, sich berufen hat und nicht vielmehr auf die Zeugnisse der Philosophen und Dichter, deren Ansehen er auch als Heide nicht hätte entgegentreten können. Aber wozu neben dem hl. Apostel Paulus noch andere Zeugen anführen? Wem wird derjenige noch Glauben beimessen, der dem hl. Paulus nicht glaubt? Mag ein anderer seine irrtümlichen Ansichten sich zum Wegleiter nehmen, wir werden mit dem hl. Paulus und den übrigen gelehrten heiligen Männern vom Lesen der Dichter nicht bloß nicht lassen, sondern auch nach Möglichkeit bei anderen dahin wirken, daß sie sich mit ihnen beschäftigen [1].

26. Bei der Lektüre muß man mit Vorsicht zu Werke gehen.

Wir behaupten nicht, daß alle beliebigen Dichter gelesen werden und die Knaben mit ganzer Seele sich in dieselben vertiefen sollen; denn da von den Dichtern gar oft die sinnliche Liebe und das Laster verherrlicht wird, so darf man sich nicht mit allen ihren Erzeugnissen ohne Unterschied beschäftigen. Man soll ja auch nicht auf alle Philosophen und Theologen hören; aber wenn von den Reden und Thaten ausgezeichneter Männer die Rede ist, dann muß der Leser an ihnen sein Herz begeistern und erwärmen und seine ganze Kraft daran setzen, ihnen ähnlich zu werden. Wenn dagegen schlechter Menschen Erwähnung geschieht, soll er sich wohl hüten, ihrem Beispiel nachzufolgen. Der heilige, an Erfahrung außerordentlich reiche Basilius sagt: „Wir loben die Dichter, welche nicht über Händel und Streitigkeiten schreiben, noch Possenreißer, Liebhaber, Trunkenbolde und Schwätzer zur Nachahmung vorstellen und die Grenzen des Glücks nicht bloß einschränken auf reichbesetzten Tisch und ausgelassenen Gesang. Keineswegs aber billigen wir es, daß sie über Götter etwas sagen, und am allerwenigsten, daß sie den Polytheismus preisen und vom Streit und Zank der Götter reden.“ [2] „Dasselbe gilt auch“, sagt er, „von anderen Schriftstellern, besonders dann, wenn sie bloß zum Vergnügen gelesen werden.“ Und anderswo: „Dann werden wir vorzüglich die Redner liebgewinnen, wenn sie die Tugend verherrlichen und gegen das Laster sich wenden.“

Bei der Lektüre der Dichter und anderer Schriftsteller muß man daher die Biene sich zum Vorbilde nehmen. Wie nämlich alle übrigen Wesen an der Blume nichts wahrnehmen außer Geruch und Farbe, während die Biene auch süßen Honig daraus zu gewinnen versteht, so können die-

---

ausgewählte Schriften, übersetzt von A. Uhl. Kempten 1869, Bd. I. S. 205 ff. in der Einleitung zu der Schrift an Demetrian.

[1] Noch einläßlicher handelt unser Autor über den Wert und Nutzen des Studiums der Dichter in einigen seiner Briefe; vgl. besonders Epp. 104. 105. 111 e. 416 der Edit. Lugdun. von 1505.

[2] Siehe Basilius' Rede an die Jünglinge über die Lektüre heidnischer Schriftsteller Kap. 2.

Digitized by Google

jenigen, welche bloß auf den äußern Glanz der Worte schauen, aus den Werken der Schriftsteller kaum einige Frucht ziehen. Die Bienen gehen auch nicht unterschiedslos an alle Blumen heran, und nehmen auch von denjenigen, die sie aussuchen, nicht alles mit; sondern nachdem sie genommen, was für ihren Bau und ihre Zellen geeignet ist, lassen sie alles übrige unberührt [1]. Wir können nicht umhin, nochmals auf das Zeugnis des hl. Hieronymus uns zu berufen, um den früher besprochenen Einwand noch mehr zu entkräften. In einem Briefe an einen Redner weist er nach, daß dem hl. Paulus die heidnischen Wissenschaften nicht unbekannt gewesen seien, und fügt bei, im Deuteronomium [2] stehe ein Befehl des Herrn, daß man einer Gefangenen das Haupt, die Augenbrauen und alle Haare abscheren und ihr die Nägel beschneiden müsse, und so sie dann zur Ehe nehmen dürfe. Und hierauf macht er die Anwendung auf sich selbst, indem er sagt: „Was Wunder also, wenn auch ich die weltliche Weisheit wegen der Schönheit des Ausdruckes und der Wohlgestalt ihrer Glieder aus einer Magd und Gefangenen zu einer freien Israelitin zu machen wünsche und das Tote an ihr, nämlich das Abgöttische, Wollüstige, Irrtümliche und Sinnlich-Lüsterne, wegschneide und abschere.“ [3]

Du weißt nun, wie du bei der Lektüre von Dichtern und anderen Autoren verfahren mußt. Wenn du nämlich aus denselben das herausgehoben, was der Wahrheit entspricht, kannst du alles andere übergehen, um, wie beim Pflücken der Rosen, die Dornen zu vermeiden. Das Nützliche, das sie enthalten, magst du dir aneignen, dem Schädlichen dagegen aus dem Wege gehen. Jede Wissenschaft müssen wir für unser Endziel nutzbringend machen. Da wir nun in diesem Leben vermittelst der Tugend zur Vollkommenheit vorwärts schreiten, die Tugend aber gar oft von Dichtern, von Geschichtschreibern und Philosophen verherrlicht wird, müssen wir gewiß auch ihre Worte uns zu Nutzen machen. Denn wenn dem jugendlichen Geiste und Herzen des Knaben eine gewisse Angewöhnung und Vertraulichkeit mit der Tugend beigebracht wird, ist dieses von großem Vorteile, da in der Regel die Eindrücke beinahe unauslöschlich in der Seele haften bleiben, welche im zarten Alter in das Kinderherz gelegt worden sind; darum sagt Horaz [4]: „Lange bewahrt der Topf den Geruch, der als neu ihn durchbalsamt.“ So gewinnst du doppelten Nutzen aus der Lektüre alter und neuer guter Schriftsteller: durch das Studium schöner Thaten und Tugenden wirst du einerseits selbst tugendhafter werden, und andererseits wirst du dir Gewandtheit im Ausdrucke und einen Vorrat der schönsten Wörter und Aussprüche erwerben.

---

[1] Vgl. Basilius a. a. O. Kap. 3. [2] Deut. XXI. 12.
[3] S. Hieronymus' Brief an den Redner Magnus Kap. 2.
[4] Hor. ep. I. 2, 70.

Digitized by Google

27. Welche Dichter den Knaben zur Lektüre empfohlen werden dürfen.

Vernimm nun, welche Schriftsteller du als Knabe lesen sollst. Es giebt Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner; denn die Theologen behalten wir für eine spätere Zeit vor. Indes dürfen, wie ich nachher zeigen werde, auch viele von diesen — die man jedoch selber auch unter dem Namen der Philosophen zusammenfaßt — dem Knaben ohne Gefahr in die Hand gegeben werden.

Über die Dichter, welche dir zum Studium anvertraut werden sollen, muß der Lehrer entscheiden. Unter den epischen soll Virgil allen vorangehen, dessen Beredsamkeit und Ruhm so groß sind, daß sie weder durch Lobeserhebungen vermehrt noch durch Tadel abgeschwächt werden können. Ein aufmerksamer Leser wird die hervorstechenden Eigenschaften seiner Schreibart, deren gewöhnlich vier genannt werden: Kürze, Gedankenfülle, Einfachheit und Formvollendung, leicht herausfinden. Der berühmte Geschichtschreiber Lukanus[1] und der überaus gefeilte Statius[2] dürfen nicht übergangen werden. Ovid ist bald ernst, bald süßlich, meist aber allzu ausgelassen; sein berühmtes Werk jedoch, die Metamorphosen, dürfen durchaus nicht ungelesen bleiben. Die übrigen, welche sich noch mit epischen Gedichten abgegeben haben, stehen den genannten weit nach und verdienen eher den Namen Verseschmiede als Dichter.

Satiriker haben wir bis heute bloß drei: Horaz, Juvenal, Persius; auch Martial kann als Satiriker angesehen werden, aber seine Gedichte beachten eigentlich nicht die Gesetze der Satire. Horaz ist ein Dichter von großer Formgewandtheit und reichem Wissen, der dem Virgil nur wenig nachsteht; Nutzen wird man immer aus ihm schöpfen, ob man nun seine Oden, seine Dichtkunst, seine Gespräche oder seine Briefe lese. Doch kommen auch bei ihm Stellen vor, von denen ich, in deinem eigenen Interesse, nicht wünschte, daß du mit denselben dich abgebest. Der scharfsinnige Juvenal beachtet nicht immer die Grenzen der Wohlanständigkeit; in einigen Satiren aber schreibt er so gottesfürchtig, daß er den Lehrern unseres heiligen Glaubens ebenbürtig dasteht[3]. Persius ist schwerverständlich. Martial ist ein gefährlicher Dichter; obgleich er blühend und gewählt schreibt, sind doch seine Werke so voll Dornen, daß

[1] Markus Änäus Lukanus, römischer Dichter (38—65 n. Chr.), schrieb die Pharsalia, ein Epos in zehn Büchern, welches die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus und die denselben entscheidende Schlacht von Pharsalus (48 v. Chr.) besingt. Seine Darstellung gleicht mehr der eines Historikers als der eines Dichters.

[2] Publius Papinius Statius (50—96 n. Chr.), römischer Dichter, schrieb, oft in sehr schwülstigem Stile, Thebais, ein historisch-episches Gedicht in zwölf Gesängen; Achilleis (unvollendet) und Silvae oder Gelegenheitsgedichte.

[3] Das heißt doch den Mund zu voll nehmen! Wenn auch einige Satiren Juvenals einen anerkennenswerten sittlichen Ernst bekunden, so verdient er darum noch nicht einem Kirchenlehrer an die Seite gestellt zu werden.

Digitized by Google

man daraus, ohne sich zu verletzen, keine Rosen brechen kann. Die Elegien müssen dem Knaben alle vorenthalten werden, denn sie sind zu weichlich. Tibullus, Propertius, Catullus und Sappho handeln fast nur von Liebesangelegenheiten und Liebesklagen. Deshalb müssen sie ganz ferne gehalten oder doch wenigstens für das spätere reifere Alter aufbewahrt werden.

Auch die Lustspiele können zur Sprachfertigkeit beitragen; Lustspieldichter zählen wir aber bloß zwei: Plautus und Terenz. Trauerspiele sind ebenfalls von nicht zu unterschätzender Bedeutung; aber neben Seneka (dem Neffen des großen bekannten Seneka) haben wir bis heute keinen lateinischen Tragödiendichter außer Gregorius Corrarus[1] von Venedig, welcher die Fabel des Memnetkereus (bei Ovid) in ein Trauerspiel umwandelte. Da man in einer Rede würdevollen Ernst mit schöner Form verbinden muß, finden wir ersteres in der Tragödie, letzteres in der Komödie. Der Lehrer muß sich aber wohl hüten, wenn er Trauer- oder Lustspiele liest, daß es nicht etwa den Anschein gewinnt, als wollte er das Laster empfehlen. Er leite die Knaben an, besonders auf den Charakter, die Denk- und Gesinnungsweise, die Leidenschaften und Bestrebungen der verschiedenen Personen zu achten.

28. Von den Rednern muß Cicero ganz besonders berücksichtigt werden.

Wir haben eine große Anzahl von Rednern, die gelesen werden können; aber weitaus der glänzendste von allen ist Cicero, der für Anfänger angenehm und hinlänglich verständlich ist. Seine Abhandlungen „De officiis“ halte ich für dich nicht bloß für nützlich, sondern sogar für notwendig. Auch der hl. Ambrosius hat ein ähnliches, sehr brauchbares Buch, „De officiis“, geschrieben, das man wohl am besten in Verbindung mit demjenigen von Cicero liest, um an jenem zu ergänzen, was diesem, besonders in Bezug auf das, was den heiligen Glauben betrifft, abgeht.

Die Werke des Laktantius sind sehr gefeilt, die Schriften des heiligen Hieronymus sind sorgfältig gearbeitet, und vom hl. Augustin besitzen wir tadellose Bücher; auch Gregor kann man vorteilhaft benützen. In unserer Zeit sind erschienen: die Werke des Leonardus von Arezzo[2],

---

[1] War ein Schüler des berühmten Vittorino von Feltre, trat in den geistlichen Stand und starb als apostolischer Protonotar 1464. Außer verschiedenen anderen Schriften schrieb er eine lateinische Tragödie, Progne, welche 1558 zu Venedig zum erstenmale gedruckt und von Domenichi auch ins Italienische übersetzt wurde.

[2] Leonardo Bruni d'Arezzo oder Aretino, geb. 1369, studierte in Florenz Philosophie und alte Litteratur, wurde 1405 Sekretär unter Innocenz VII. und dessen nächsten Nachfolgern, 1427 Staatssekretär der Republik Florenz und starb daselbst 1444. Er übersetzte Aristoteles, Plutarch, Demosthenes u. a. und schrieb mehrere historische Werke, die meisten in lateinischer Sprache. Sein Latein wird gerühmt.

Digitized by Google

des Guarinus[1] von Verona, Poggio[2] von Florenz, des Kamaldulensermönches Ambrosius[3], welche alle sehr lesenswert sind. Auch Geschichtschreiber müssen den Knaben zur Lektüre geboten werden. Livius und Sallust, welche zwar schon zum vollen Verständnis von seiten des Lesers Verstandesreife voraussetzen; Justinus, Quintus Curcius und Arrianus, um daraus mit den Thaten Alexanders sich bekannt zu machen. Diesen mag noch Valerius, der als Geschichtschreiber und Philosoph sich bethätigt hat, angereiht werden. Die Schriften des Suetonius darf man einem Knaben nicht in die Hände geben. Auch aus der Genesis, den Büchern der Könige und der Makkabäer, aus Judith, Esdra, Esther, aus den Evangelien und der Apostelgeschichte kann man gewiß nicht ohne großen Vorteil Geschichte studieren. Die Geschichte ist ja, wie Cicero sagt, ein Zeuge der Vergangenheit, ein Licht der Wahrheit, die Lehrmeisterin des Lebens; deshalb kann man Kenntnis der Geschichte im weitesten Umfange nicht entbehren, um daraus zu lernen, nach dem Beispiele anderer das Nutzbringende zu pflegen, das Schädliche zu vermeiden. Wir wünschen jedoch durchaus nicht, daß du maßlos und unnötigerweise dich mit Geschichtsstudien beschäftigest; es genügt, die überkommenen und eben genannten,

---

[1] Guarino der ältere, geb. zu Verona 1370, reiste 1388 zu Chrysolaras nach Konstantinopel, um die griechische Sprache zu erlernen. Zurückgekehrt in die Heimat, lehrte er in Verona, Padua, Bologna, erzog in Ferrara den Prinzen Lionello, übersetzte den Strabo u. a., kommentierte Cicero, Persius, Juvenal, Martial, Aristoteles ꝛc. und schrieb eine lateinische Grammatik. Er zeichnete sich durch ungeheuchelte Religiosität aus und war sehr besorgt, daß seine Schüler nicht durch das stete Lesen der Alten, besonders schlüpfriger Stellen, profan gesinnt, ja sittlich vergiftet würden. Er starb 1460, 90 Jahre alt. Er galt für einen der ausgezeichnetsten Jugendlehrer seiner Zeit.

[2] Poggio Bracciolini, geb. 1378, seit 1402 Geheimschreiber bei acht Päpsten, machte Reisen nach vielen Klosterbibliotheken, wo er manche alte Autoren entdeckte, und starb 1459 als Kanzler der Republik in Toscana. Er schrieb eine florentinische Geschichte, dann mehreres Antiquarische, Reden ꝛc. Poggio ist ein Vertreter der heidnischen Richtung des Humanismus und, wie Pastor mit Recht bemerkt, „als Mensch eine der widerwärtigsten Gestalten der ganzen Zeit. Fast alle Laster der falschen Renaissance sind in ihm vereinigt: tiefe Unsittlichkeit und gemeine Schmähsucht halten sich bei ihm die Wage". Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Freiburg, Herder, 1886, Bd. I., S. 26 und öfters.

[3] Ambrogio Traversari; geb. 1378 zu Portico in der Romagna, trat er jung in den damals in Toscana vielverbreiteten Kamaldulenserorden, dessen General er 1431 wurde. Er war in der lateinischen und griechischen Sprache gründlich erfahren, dabei von tadellosem Wandel, als Gelehrter einer der nützlichsten Arbeiter, als Gesandter einer der thätigsten, klügsten und mutigsten Staatsmänner seiner Zeit. Er war auf dem Konzil zu Basel und auf denen von Ferrara und Florenz, wo er das Unionsdekret zwischen den Griechen und Lateinern verfaßte, und starb 1439. Er schrieb: Hodoeporicon, gedruckt zu Florenz 1678; Epistolae, welche Mehus mit der Lebensbeschreibung Traversaris 1759 zu Florenz in zwei Bänden herausgab; außerdem Reden, Übersetzungen aus dem Griechischen u. a. m.

Digitized by Google

von berühmten Verfassern herstammenden Geschichtswerke zu kennen. Niemals aber würde ich — wenn es überhaupt in meiner Gewalt läge — zugeben, daß die Geschichte Böhmens oder Ungarns oder anderer ähnlicher Länder den Knaben zur Lektüre überlassen werden; denn die Geschichte dieser Länder ist von ungebildeten Männern geschrieben, enthält Geschmacklosigkeiten und Lügen, entbehrt der Sentenzen und ist in sehr mangelhafter Form abgefaßt. Der Ausspruch des Plinius, daß kein Buch so schlecht sei, daß man daraus nicht irgend einen Gewinn schöpfen könne, und der also keine Schrift von der Lektüre ausschließen will, findet seine Anwendung nur auf gebildete, erfahrene Männer und nicht auf Knaben. Denn wenn Knaben nicht von Anfang an Gutes in sich aufnehmen, werden ihre Geisteskräfte verderbt und es wird ihnen unmöglich, sich ein richtiges Urteil zu bilden.

Damit glaube ich über diesen zweiten Teil der Grammatik genug gesagt zu haben. Vor allem aber erachte ich es für notwendig, noch darauf aufmerksam zu machen, daß dem Knaben diese Autoren nicht aufgedrungen werden dürfen, sowie auch, daß du dich nicht etwa der irrigen Meinung hingebest, als ob du notwendig alle diese hören müßtest; denn eine Überbürdung mit Arbeit würde dir die Wissenschaften nur verhaßt machen.

29. Von der Notwendigkeit des Schreibunterrichtes für Könige und Fürsten.

Es ist oben gesagt worden, daß der dritte Teil der Grammatik mit der Orthographie oder Rechtschreibung sich befasse. Es wird vielleicht manchem kleinlich erscheinen, wenn ich auch hierüber dir Vorschriften gebe; als ob es lächerlich wäre, wenn ein König auch mit Schreiben sich beschäftigt —, da ja Schön- und Rechtschreibung von vornehmen Leuten gewöhnlich außer acht gelassen werden. Gleichwohl ziemt es sich, auch über diesen Teil (der Grammatik) den königlichen Knaben zu unterrichten, da dies zum Verständnis und zur Würdigung der Autoren nicht wenig beiträgt.

Von den alten Kaisern wird berichtet, daß mehrere von ihnen im Schreiben sehr geübt gewesen seien, und der oberste Hohepriester, der gegenwärtig die heilige Kirche regiert, Papst Nikolaus V., schreibt sehr geschmackvoll und zierlich, und sein Vorgänger Eugen IV. zeichnete sich in gleicher Eigenschaft vorteilhaft aus. Auch deines ruhmwürdigen Vetters, des Kaisers Friedrich, Schrift ist tadellos. Wenn auch für einen Fürsten nur selten der Fall eintritt, daß er schreiben muß, so soll er doch sich wohl hüten, daß es nicht etwa den Anschein gewinnt, als ob er beim Schreiben Flecken von Fliegen, sondern vielmehr Perlen hinmale. Dieser Umstand hat den Ruhm Alfons' des Großen, eines sonst ausgezeichneten Königs, sehr beeinträchtigt, weil man von den Buchstaben, die er als Namensunterschrift seinen am Hofe ausgefertigten Schriftstücken beisetzte,

Digitized by Google

nicht wußte, ob er Schlangen oder überhaupt Buchstaben habe hinsetzen wollen. Deshalb beachte wohl, um diesen Fehler zu vermeiden, was wir über die Orthographie dir warnend mitteilen. Virgil sagt trefflich: „Mit unscheinbaren Dingen hat man oft viel Arbeit und wenig Ehre.“

30. Von der Schön- und Rechtschreibung.

Die Orthographie wird in zwei Teile geteilt: in die Schönschreibung und Rechtschreibung. In betreff der Schönschreibung muß man wohl acht haben, daß alle Buchstaben in der ihnen eigenen Form (Charakter) geschrieben werden, daß sie weder allzu dünn noch allzu dick sind und je nach Erfordernis ihre runde oder eckige, längliche oder gewundene Gestalt erhalten. Man unterscheidet auch eine alte und eine neue Schreibweise. Die ältere Form der Buchstaben ist leserlicher, sauberer und feiner, und nähert sich mehr der Form der griechischen, von denen sie herstammt. Mag der Knabe diese oder jene sich wählen, in beiden Fällen muß ihm ein schönes und vollkommenes Muster als Vorlage dienen; denn immer nur das Beste und Schönste soll zur Nachahmung empfohlen werden. Erreichen wir dann auch das Vorbild nicht, so werden wir doch sicherlich nicht zu den letzten gezählt werden. Zu großem Vorteile gereicht es auch, und es ist durchaus notwendig, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die als Schreibvorlage benutzten Verse nicht bloß unnütze Sinnsprüche enthalten oder fremde Namen, sondern daß sie zu etwas Gutem und Ehrenwertem ermuntern und aus bewährten Dichtern oder berühmten Schriftstellern hergenommen sind, damit der Knabe gleichsam spielend denken und schreiben lerne.

Bezüglich der Rechtschreibung sind ebenfalls mehrere Regeln zu beachten. Man muß die Vokale, Konsonanten (muta und liquida) und Diphthonge kennen und darauf acht haben, mit welchen Buchstaben die einfachen Wörter geschrieben werden, um daraus die Regeln abzuleiten für die zusammengesetzten. Freilich giebt es hierbei viele Ausnahmen und Veränderungen bei den Deklinationen und Zusammensetzungen, nicht bloß von Buchstaben, sondern auch von Silben. Die Rechtschreibung einfacher Wörter lernen wir besser durch Übung und Gebrauch als durch Regeln. Die Lektüre der Dichter wird uns hierbei sehr zu statten kommen. Sie belehren uns über kurze und lange Silben, über Verdoppelung oder Dehnung der Buchstaben. So lernen wir von ihnen z. B., daß oppida mit pp geschrieben werden muß, weil sie die erste Silbe als lang brauchen, wie z. B. Virgil: Tot congesta manu, praeruptis oppida saxis[1]. Die vorhergehende Silbe wäre nämlich kurz, wenn das Wort nur ein p hätte, wie z. B. oportet. Opportunus verdoppelt dagegen das p, wie der Gebrauch dieses Wortes bei den Gelehrten es uns zeigt, obgleich es von oportet abgeleitet ist. Die Regeln, welche man über die Verände-

[1] Georg. 2, 156.


Digitized by Google

rungen der Buchstaben gewöhnlich aufstellt, betreffen meist nur Zusammensetzungen mit Vorwörtern. So ist es durchaus notwendig, zu wissen, wie die Präposition ad in Verbindung mit anderen Wörtern den Endkonsonanten d bisweilen in den nämlichen Buchstaben umwandelt, mit welchen das damit verbundene Wort beginnt, z. B.: curro, accurro; fero, affero; gero, aggero; ludo, alludo; nuncio, annuncio; porto, apporto; rideo, arrideo; surgo, assurgo; tollo, attollo. Bei anderen Zusammensetzungen mit der Präposition ad geht d oft verloren, wie bei: aperio (statt adperio), agnitus, aspectus, ascendo, asto, ascribo, astruo; dieses findet immer dann statt, wenn ad einem Worte beigegeben wird, das mit den Konsonanten gn, sp, st anlautet. Bisweilen bleibt ad unverändert, z. B.: adhaereo, adhibeo, advoco, adquiro (und nicht acquiro [1], wie oft geschrieben wird). Heutzutage hat jedoch die Gewohnheit vielfach Regeln und Gründe über den Haufen geworfen. Wenn ad und sum miteinander in Verbindung gebracht werden, schreiben einige adsum, andere assum, und beide Schreibarten haben für ihre Berechtigung gelehrte Männer auf ihrer Seite, so daß nach beiden Seiten hin sich eine rechtsgültige Gewohnheit gebildet zu haben scheint. Man kann auch, wie Quintilian lehrt, absum oder apsum, optimus oder obtimus schreiben, weil b und p einen verwandten Ton haben. Die Perfektform von absum findet man sowohl mit affui als abfui geschrieben; doch ist letzteres richtiger. Die Präposition ab verliert gewöhnlich den Endkonsonanten nicht, wenn sie mit irgend einem andern Worte in Verbindung gesetzt wird, z. B.: abdo, abitio, abero, abripio. Wird b mit dem Konsonanten des folgenden Wortes assimiliert, so scheint die Verbindung eher aus ad, denn aus ab entstanden zu sein. Gewöhnlich schreibt man amitto, nicht abmitto; bei absporto (asporto) ist s hineingeschoben, da das Wort aus ab und porto gebildet ist.

31. Von der Verdoppelung der Konsonanten und der Veränderung der Buchstaben.

Ein Schriftsteller muß wissen, daß bei Zusammensetzungen die Konsonanten nicht verdoppelt werden können, wenn ein gleichlautender nachfolgt oder vorausgeht, ausgenommen der vorausgehende oder nachfolgende Konsonant sei l oder r, wie: affluo, affringo, suffragor; dagegen schreibt man nicht transsumo, obgleich dieses Wort aus trans und sumo zusammengesetzt ist. Es können auch drei Konsonanten zusammentreffen, wenn keiner verdoppelt wird, wie bei obscenus, strutio, sextus (x schließt nämlich zwei Konsonanten: cs oder gs, in sich).

Wird die Präposition ex mit Wörtern verbunden, die mit s anlauten, so fällt s weg, z. B.: exurgo, exanguis, extinctus; wird ex

[1] Diese Form ist die gebräuchlichere.

Digitized by Google

mit einem Worte in Verbindung gesetzt, das mit f beginnt, so findet die Assimilation statt, wie bei: effugio, effero, effringo; bei anderen bleibt die Präposition unverändert: excurro, exquiro, expello, extento, exlex. Vielfach gebraucht man bloß e statt ex, z. B. wenn das folgende Wort mit d anhebt: educo, oder v: evoco, eveho, evacuo, oder l: eluo, oder n: enitor, oder m: emineo, oder r: eruo. Die anlautenden Konsonanten werden dabei nie verdoppelt. Wenn ejicio mit ji geschrieben wird, so kommt dieses daher, weil das eine i ein vokalisches, das andere ein konsonantisches ist; deshalb bleibt das i die ganze Konjugation hindurch, ausgenommen, wenn der Buchstabe e darauf folgt, z. B. ejeci. In der Prosa werden alle von jacio abgeleiteten Zeitwörter mit ii geschrieben: ejicio, objicio, rejicio, abjicio; in der Poesie hat man darauf zu achten, ob die vorausgehende Silbe lang oder kurz sei; ist sie lang, so wird ii gesetzt; ist sie kurz, steht bloß i; z. B. Ovid schreibt: Quid mihi livor edax ignavos objicis annos; Statius: Pectoraque inversis obicit fumantia muris, und anderswo: Abicit tectorem culmine summo.

Wenn con und in mit Wörtern, welche mit l oder m anlauten, verbunden werden, so verwandeln sie den Schlußkonsonanten n in den dem Anfangsbuchstaben gleichlautenden Konsonanten und verdoppeln diesen, z. B.: ludo, colludo, muto, immuto, commuto, immitto, corruo. Con ist eine Präposition, die nur in Zusammensetzungen vorkommt; wenn sie mit einem Worte in Verbindung tritt, das mit einem Vokale oder Aspiranten (h) beginnt, fällt n weg, wie z. B. bei cohaereo, cohortor; eine Ausnahme bildet comedo, das aus con und edo gebildet ist und n des Wohllautes wegen nicht auswirft, sondern in m verwandelt.

32. Wortbildung und Wortableitungen.

Wenn die Präpositionen sub und ob mit Wörtern verbunden werden, welche mit r, p, c, g, f, m anlauten, verwandeln sie gewöhnlich den Endkonsonant b in denjenigen Konsonanten, mit dem das folgende Wort anhebt, und lassen die Verdoppelung eintreten, so: succurro, occurro, succido, occido, succumbo, occumbo, sufficio, officio, suggero, summitto, suppono, oppono, surripio. Ausgenommen von dieser Regel sind: aufero, aufugio, welche b in u verwandeln; ebenso abrogo, abrado, abrudo, welche b behalten. Wenn sub dem Worte quatio vorangestellt wird, verwandelt sich b in c: sucquatio. Ebenso schreibt man omitto, nicht ommitto noch obmitto. Operio und das Passiv operior begnügen sich mit einfachem p. Das Deponens opperior dagegen verlangt pp. Opinor, opinio, opitulor und opulentus fordern nur p. Des Wohllautes wegen bleibt ob vor r oft unverändert: obruo, obripio, obrepo. Obscurus, aus ob und cura gebildet, schiebt s zwischen Präposition und Substantiv; ebenso obscenus, welches aus ob und ceno

Digitized by Google

zusammengesetzt ist. In anderen Verbindungen bleiben ob und sub unverändert, z. B. subdo, obdo.

Dis und di kommen als unzertrennliche Präpositionen nur bei Zusammensetzungen vor, und zwar kann dis verbunden werden mit Wörtern, die mit c, p, s, t, j anlauten, wie: discerno, dispono, distraho, disjungo, dissuo; diffindo ist durch Assimilation aus dis und findo entstanden, ähnlich: differo, diffido. Diminuo ist gleichfalls aus dis und minuo gebildet und sollte eigentlich dimminuo geschrieben werden. In anderen Verbindungen benützt man häufiger di als dis, so bei: diduco, diluo, dinumero, digradior, diripio.

Die Präposition trans verliert bei Zusammensetzungen vor den Buchstaben d, n oder i die Schlußkonsonanten ns, deshalb: traduco, tranato, trajicio; oft bleibt trans jedoch unverändert, wie bei: transmigro und transduco.

Die Präposition circum behält in Verbindung mit einem Worte, das mit einem Vokal anhebt, das Schluß-m; deshalb schreibt man circumeo, spricht aber circueo.

Nach Quintilian muß man die Präposition cum und das Adverb der Zeit quum durch die hier angedeutete Schreibweise wohl voneinander unterscheiden. Früher hat man auch condam statt quondam geschrieben; ebenso Cajus und Cneus, während man bei der Aussprache von jeher Gajus und Gneus sagte. Es giebt auch jetzt noch gelehrte Männer, welche diese Schreibweise beibehalten. Die Aussprache entspricht also nicht immer der Schreibweise; so schreiben wir zwar amantium und amentium, sprechen aber amancium und amencium. Bei litium und vitium, als Genetive des Plurals der Substantiven lis (litis) und vitis (is) aufgefaßt, muß die Aussprache mit der Schreibweise übereinstimmen, um Verwechslungen vorzubeugen mit den beiden anderen Substantiven: vicium, Fehler, Laster (vitium) und licium, Faden (litium). Nach Quintilian wäre auch zwischen Cajus und Gajus ein Unterschied festzuhalten, indem ersteres einen Mann, letzteres ein Weib bezeichne. Ebenso befürwortet Quintilian die Schreibweise quicquid, während Viktorinus quidquid schreibt und auch den Kasparinus von Pergamos für seine Ansicht auf seiner Seite hat. Dagegen schreibt man quicquam und nicht quidquam, und folglich auch nequicquam. Oft tritt auch der Fall ein, daß c in g verwandelt wird, wie beispielsweise bei den Zahlwörtern, wenn n vorausgeht, daher quadringenti; dagegen trecenti. Oft werden Buchstaben des Wohllautes wegen eingeschoben, so c bei sicubi (aus si und ubi gebildet), t bei identidem, entstanden aus idem und idem; p bei emptum, welches von emo, emi herkommt; s bei obscurus, von ob und cura; l bei obliquus, gebildet aus ob und aequus; r bei dirimo, von di und emo; v bei bovis, Genetiv von bos.

Den Buchstaben k kennt die lateinische Sprache nach dem Zeugnisse Quintilians nicht, da statt dessen c gesetzt wird. Vielfach schreibt man

Digitized by Google

jedoch Karolus und Kalendae, und da die Orthographie nach der gewöhnlichen und allgemein üblichen Schreibweise sich zu richten hat, darf man auch von der angedeuteten Schreibart nicht abgehen, da man nicht bloß in der Schreib-, sondern auch in der Redens- und Lebensart die Gewohnheit gelehrter und braver Männer sich zur Lehrmeisterin nehmen muß. In der griechischen Sprache müssen die Wörter, welche mit R anlauten, aspiriert werden, d. h. den H-Laut erhalten, z. B. rhetor, Rhodus; auch Rhenus und Rhodanus erhalten die Aspiration; denn in den ältesten Zeiten war bei den Germanen sowohl als bei den Galliern das Griechische im Gebrauche, und von den Griechen haben diese Flüsse ihren Namen erhalten.

33. Von der Aspiration.

Da wir gerade die Aspiration erwähnt haben, wollen wir hier auf dieselbe noch näher eintreten.

Alle von ὑπό und ὑπέρ abgeleiteten Wörter erhalten am Anfange die Aspiration und müssen mit y und p geschrieben werden, so: hyperbole, hyperboreus, hypotheca, hypocrita. Ebenso aspirieren diejenigen Wörter, welche von ἵππος hergeleitet werden, erhalten aber nicht y, sondern i und pp, z. B.: hippocentaurus, hippomanes, hippolites. Steht aber hippus am Ende des zusammengesetzten Wortes, dann fällt die Aspiration weg, z. B. Philippus von φίλος = amator und ἵππος = equus, also amator equorum (Pferdeliebhaber); ὑπό dagegen ist eine griechische Präposition, welche der lateinischen Präposition sub entspricht.

Bei den Lateinern wird kein Konsonant aspiriert; nur pulcher macht nach Servius eine Ausnahme; die Alten gaben auch dem Substantiv sepulchrum die Aspiration; inchoo und inchao leitet Papias aus der griechischen Sprache her, Servius dagegen behauptet, daß es lateinische Wörter seien. Niemand schreibt michi oder nichil, sondern mihi und nihil, weil c nirgends die Aspiration erhält, außer bei pulcher und nach einigen bei sepulchrum und inchoo.

Es sind aber noch vier Konsonanten, welche gewöhnlich von griechischen Namen her die Aspiration erhalten: c, p, r, t, z. B.: Chremes, philosophus, rhetor, Thraso. Die von archos abgeleiteten Wörter werden alle aspiriert: archidiaconus, archipresbyter, architriclinus, patriarcha, monarcha; ebenso die mit chiros gebildeten, wie: chiromancia, chiromantichus, chirotheca, chirologia. Wörter, welche aus der griechischen Sprache in die lateinische übergegangen sind, und in denen der Laut f vorkommt, müssen mit ph geschrieben werden, z. B.: phaebus, phaëton, pharus, Orpheus; eine Ausnahme machen filius und fama, welche, obwohl sie aus der griechischen Sprache stammen, dennoch mit f geschrieben werden. Filius kommt nämlich von φίλος = amator oder amor; fama (Gerücht) stammt von φημί = dico (sagen), weil aus den

Digitized by Google

Aussagen (dictis) und dem Gerede der Menge das Gerücht (fama) sich bildet. Alle mit aether und aethera und aethereus gebildeten oder von ἦθος (wie ethica und ethicus), oder von ὀρθός (z. B. orthographia, orthographus), oder von theca, wie bibliotheca, oder von θεός, wie theologus, theologia, oder von θέσις, wie z. B. synthesis, hypothesis, herstammenden Wörter müssen mit t geschrieben und aspiriert werden. Dagegen erhalten alle mit πρῶτος, ἀντί, κατά und μετά verbundenen Wörter, wie: protomartyr, protonotarius, catalogus, antithesis, metamorphoseos, metaplasmus etc. keine Aspiration. Zwischen m und n darf niemals ein p hineingeschoben werden, deshalb ist die Schreibweise columpna, contempno, authumpnus etc. falsch und columna, autumnus die einzig richtige Schreibart; ebenso somnium, somnus, amnis, omnis, summus etc. Dagegen behalten p: Contempsi, contemptum, prompsi, promptum, dempsi, demptum, carpsi, carptum, emi, emptum, compsi, comptum. Pessimus wird mit ss, nicht mit x geschrieben, da nur maximus und proximus im Superlativ die Endung ximus erhalten. Neben patrisso, matrisso, fratrisso findet man auch patrizo, matrizo, fratrizo. Das Zeitwort nitor bildet das Perfekt mit nixus oder nisus, je nachdem es mehr von einem körperlichen (nixus) oder geistigen (nisus) Unternehmen gebraucht wird.

Damit schließe ich die allgemeinen Regeln über die Orthographie. Das Fehlende magst du aus der fleißigen Lektüre der Autoren selbst entnehmen.

34. Notwendigkeit des Unterrichtes in der Rhetorik und Dialektik.

Gewöhnlich sind in der Grammatik auch die Vorschriften über Rhetorik oder die Redekunst Gegenstand der Erörterung. Denn bei der Lektüre der Redner und Dichter wird ja gerade die Macht der Rhetorik uns offenbar. Man findet da schöne Diktion, glänzende Darstellung, erhabene Gedanken; man ergeht sich in Tadel oder Lobsprüchen; man trifft auch auf Urteile und Räte. Kein Teil der Rhetorik wird bei den Dichtern oder Geschichtschreibern außer acht gelassen. Die Regeln darüber findet man bei den großen Rednern, besonders bei Cicero und Quintilian; auch die Rhetorik des Aristoteles, welche in unserem Jahrhundert in die lateinische Sprache übertragen worden ist, ist sehr brauchbar. In diesen mußt du dich üben und die anderen, welche mehr verführen und täuschen als belehren wollen, fliehen. Neulich ist in Wien eine neue Rhetorik herausgegeben worden, welche viel Wahres und Schönes aus Cicero aufgenommen hat, aber in verstümmelten Beispielen, so daß das Buch keinen Wert hat und auf wahrheitsgetreue Wiedergabe keinen Anspruch machen kann. Daß man nicht aus solch trüben Bächen, sondern an der Quelle schöpfen muß, leuchtet wohl jedem von selbst ein. Man muß die Vorschriften über die Rhetorik bewährten und berühmten Autoren

Digitized by Google

entnehmen und sie dir zum Studium übergeben, um daraus die Aufgabe des Redners kennen zu lernen in betreff der Redeteile, der Auffindung und Anordnung des Stoffes, des Vortrages, des Memorierens und der Aussprache. Da wir aber zunächst nicht wünschen, daß du ein guter Redner seiest, sondern daß du vor allem als ein in jeder Beziehung tadelloser König dich bewährest, so verlangen wir von dir auch nicht die Beredsamkeit eines Cicero oder Demosthenes, können aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß du von ihnen lernen mögest zu deinem eigenen Ruhme und Nutzen. Da aber ein König notwendigerweise vieles lernen muß, so genügt es, damit nicht durch das eine das andere beeinträchtigt werde, wenn er seine Gedanken in geläufiger Rede auszudrücken versteht.

Da Rhetorik und Dialektik gewöhnlich nicht voneinander zu trennen sind, wird es dem Gegenstande unserer Abhandlung nicht ferne liegen, wenn wir einen königlichen Knaben auch mit den hauptsächlichsten Vorschriften der Dialektik bekannt machen, um in der Unterredung Begriffsbestimmungen und Einteilungen geben und Schlüsse ziehen zu können. Man darf nicht außer acht lassen, daß man auf drei verschiedene Arten Schlüsse ziehen kann, je nachdem man im Verlaufe der Unterredung auf wahrheitsgetreue und mit Notwendigkeit sich ergebende, oder bloß auf wahrscheinliche oder gar auf offenbar falsche Beweisgründe sich stützt. Hierin möchte ich nicht gerade einige Lehrer in Wien als nachahmenswerte Beispiele vorführen, da sie allzuviel Zeit verwenden auf sophistische und ironische Argumente, so daß das Studium der Logik bei ihnen keinen Vorteil, sondern Schaden bringt. Deshalb tadelt Cicero den Herennius Sulpitius und Sextus Pompejus, weil sie allzuviel Arbeit auf die Geometrie verwendeten, wie auch diejenigen, welche ausschließlich der Dialektik oder dem bürgerlichen Recht sich widmen. Denn wenn auch solche Beschäftigungen das Suchen und Forschen nach der Wahrheit zum Zwecke haben, so wird man dadurch doch von der Erfüllung seiner Pflichten abgezogen. Deshalb muß man jede unnütze Nachahmung einer Kunst vermeiden, wenn sie auch nichts Schlechtes an sich hat, aber von uns doch unnötige Arbeit fordert und von den notwendigen und nützlichen Beschäftigungen abzieht. Als Alexander einst, wie Quintilian berichtet, einen Menschen sah, welcher fortwährend ohne Unterbruch in seinen Acker in wohlberechnetem Abstand Kichererbsenkörner pflanzte, beschenkte er ihn mit einem Scheffel solcher Hülsenfrüchte — gewiß ein zeitgemäßes und würdiges Geschenk.

35. Von der Musik.

Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob für einen König auch Unterricht in der Musik notwendig sei, da diese zur Verwaltung des Reiches wenig oder nichts beizutragen scheint.

Nero und Augustus wurde es zum Vorwurfe angerechnet, daß sie allzusehr mit der Musik sich beschäftigt haben, infolgedessen Augustus

Digitized by Google

fürder diese Kunst nicht mehr pflegte; Nero dagegen widmete sich ihr nur um so eifriger. Der griechische Feldherr Themistokles wurde für ungebildet gehalten, weil er beim Gastmahle die Leier verschmähte. Der berühmte Philosoph Sokrates scheute sich nicht, noch in seinem Alter im Lautenspiele sich unterrichten zu lassen. Ein in der Harmonie der Töne wohlgeübtes Heer der Lacedämonier hat den Sieg davongetragen. War nicht selbst David ein großer Meister in dieser Kunst! Hat er nicht oft beim Klange der Harfe dem König Saul in seinen Leiden Trost verschafft? Auch Lykurgus, der doch den Lacedämoniern sehr harte und strenge Gesetze gegeben, hat die Pflege der Musik anempfohlen. Bei unseren Vorfahren war es Sitte, bei Gastmählern das Lob der Helden und der Götter zur Zither zu besingen. Joppas, der Schüler Virgils, besingt die Irrfahrten des Mondes und die Arbeiten der Sonne. Cicero, der über jedes Lob erhaben, sagt, daß die Musik mit der Kenntnis himmlischer Dinge zusammenhänge.

Was sollen wir nun bei so verschiedenen Ansichten über die Pflege der Musik sagen, da die einen sie empfehlen, andere davon abraten? Aber man verachtet eigentlich nicht die Kunst und tadelt nicht den Unterricht in der Musik, sondern nur die einseitige Pflege derselben. Einige Kenntnis in dieser Kunst wäre durchaus zu empfehlen, wenn nicht die Lehrer gewöhnlich lasterhafte Menschen wären. Denn die Musik belebt den Geist und erheitert das Gemüt zur Ertragung der Arbeit, wenn sie mit Maß geübt wird und nicht in lasciven Weisen sich ergeht. Deshalb pflegten die Pythagoräer jede Traurigkeit beim Schlafengehen oder Aufstehen durch der Leier Töne zu verscheuchen. Als Erfinder dieser Kunst nennen einige den Pythagoras, andere Moses, andere Tubal [1]. Ich wundere mich nur, daß die Heiden einmal dem Pythagoras die Erfindung zuschreiben konnten, da doch alle Dichter ausnahmslos von Orpheus berichten, daß er der Musik kundig gewesen sei, der dem Pythagoras nicht bloß Jahre, sondern Jahrhunderte vorangegangen ist.

36. Geometrie und Arithmetik.

Auch die Kenntnis der Geometrie muß dem zarten Alter beigebracht werden, denn sie schärft den Verstand und befähigt den Geist zum schnellen Auffassen. Die Geometrie zieht auch die Arithmetik nach sich, da sie in Zahlen und Formen geteilt ist. Und daß die Kenntnis der Zahlen auch den Königen notwendig sei, wird niemand in Abrede stellen; deshalb muß ein königlicher Knabe zugleich Geometrie und Arithmetik studieren. Wenn einer glauben sollte, daß die Geometrie keinen Nutzen bringe, werden die Syrakusaner ihn des Gegenteiles überführen, welche, als Marcellus seine Belagerungsmaschinen gegen die Stadt hin vorrückte, durch die Berech-

[1] Gen. IV, 21.



Digitized by Google

nungen des Archimedes allein und seine geometrischen Kenntnisse die Belagerung der Stadt in die Länge zu ziehen im stande waren. Sie gewährt überdies für die allgemeine Bildung großen Vorteil und bei dialektischen Erörterungen zuverlässige Sicherheit, da sie manchmal das, was die Dialektik zuzugeben scheint, als unrichtig nachweist. Denn wer sollte nicht glauben, daß der Satz richtig sei: „Linien, welche den gleichen Umfang haben, müssen auch einen gleichen Raum einschließen." Und doch ist er unrichtig. Denn vor allem kommt es darauf an, welche Form die Linie hat. Darum stimmten, wie Quintilian berichtet, die Lehrer der Geometrie denjenigen nicht bei, welche aus der Dauer der Umfahrt um eine Insel deren Größe hinlänglich bestimmen zu können wähnten. Denn je vollkommener die Form, um so mehr schließt sie in sich. Wenn deshalb die Linie einen Kreis bildet, schließt sie einen größern Flächenraum ein, als wenn sie ein Quadrat mit gleichen Seiten bildet. Ferner wird ein Quadrat mehr Raum enthalten als ein Dreieck, und ein Dreieck mit gleichen Seiten mehr, als ein solches mit ungleichen Seiten[1]. . . . Wenn nun aber auch dieses Studium Nutzen und Vergnügen gewährt, wenn man nur vorübergehend dabei sich aufhält, möchte ich doch nicht raten, allzuviel Zeit auf diese Künste zu verwenden, da sie bei längerer Beschäftigung mit ihnen nachteilig werden können.

37. Über den Unterricht in der Astronomie.

Die notwendigsten Kenntnisse in der Astronomie, welche mit dem Himmel uns bekannt machen und die Geheimnisse der Götter uns erschließen, dürfen dem königlichen Knaben nicht vorenthalten werden. Wiederholt hat die Kenntnis dieser Wissenschaft berühmten Feldherren zu großem Vorteile und zur Zierde gereicht. Als die Soldaten des Perikles von Athen, durch eine Sonnenfinsternis erschreckt, die Flucht zu ergreifen gedachten, erklärte er ihnen die Ursache dieser Erscheinung, beschwichtigte dadurch die aufgeregten Gemüter und schlug den Feind in die Flucht. Ebenso beruhigte Cajus Sulpitius[2], als im Heere des Lucius Paulus[3]

---

[1] Der lateinische Text ist hier wieder rätselhaft und muß deshalb unübersetzt bleiben; er lautet: In collibus autem et vallibus etiam imperito patet plus esse soli, quam soli coeli jugeri mensuram ducentos et quadraginta longitudinis pedes esse dimidio, quod in latitudinem patere notissimum est, et quis sit circuitus et quantum campi claudet, expeditum colligere. Sed tenteni et octoceni in quamque partem pedes idem spatium terminant, sed multo amplius claudunt.

[2] C. S. Galba diente als Kriegstribun unter dem Konsul Ämilius Paulus im macedonischen Kriege, wo er vor der Schlacht bei Pydna auf Bitten des Konsuls eine Mondsfinsternis zur Ermutigung der Soldaten voraussagte (168 v. Chr.). Er war der erste Römer, der astronomische Kenntnisse besaß.

[3] Lucius Ämilius Paulus Macedonicus besiegte als Konsul 182 v. Chr. die Ligurer; 168, wieder Konsul, den König Perseus von Macedonien.

Digitized by Google

die Soldaten wegen einer Mondsfinsternis in Schrecken gerieten und sie als ein wunderbares Zeichen der Götter am Himmel auslegten, das Heer, indem er zeigte, daß diese Erscheinung auf natürliche Weise zu erklären sei. Dion von Syrakus, der ausgezogen war, um die Gewaltherrschaft des Dionysius zu brechen, ließ sich durch ein solches Ereignis nicht abschrecken, da er ein Schüler des Plato und der Astronomie kundig war. — Deshalb muß der Knabe auch in dieser Wissenschaft unterrichtet werden, da ein volles Verständnis der Dichter nicht selten astronomische Kenntnisse erfordert.

Immerfort müssen wir uns jedoch hüten, daß wir nicht einen Zweig der Kunst oder Wissenschaft allzusehr pflegen und darob einen andern vernachlässigen; daß wir nicht bloß mit den Naturwissenschaften uns beschäftigen und darüber unsere religiös-sittliche Ausbildung vergessen und unsere Pflichten vernachlässigen [1]. — Es möchte nun vielleicht einer fragen, wie man denn dieses alles lernen könne und ob alle Disciplinen zugleich dem Knaben beigebracht und von diesem erfaßt werden können.

Einige huldigen der Ansicht, daß durch diese gleichzeitige Behandlung so verschiedenartiger Lehrfächer der Geist des Knaben verwirrt und ermüdet werde. Diese verkennen aber ganz die Kraft, welche der menschliche Geist besitzt, da er von Natur regsam und lebendig ist, so daß er sozusagen alle Teile miteinander beherrscht, und nicht bloß nach einer, sondern nach mehreren Seiten hin thätig sein und seine Kraft entfalten kann, und zwar nicht etwa bloß am nämlichen Tage, sondern selbst in einem Augenblicke, und diese Mannigfaltigkeit selbst erquickt und erfrischt immer wieder aufs neue. Sollte im Gegenteile nicht derjenige vielmehr ermüden, welcher den ganzen Tag hindurch vom nämlichen Lehrer in der nämlichen Kunst sich unterrichten läßt? Durch Abwechslung wird der Geist immer wieder neu belebt, wie auch eine innert den Schranken der Mäßigkeit sich haltende Abwechslung in den Speisen den Magen kräftigt und ihm neues Leben giebt [2]. Der Landmann besorgt ja auch zu gleicher Zeit Saatfelder und Weinberge, Öl- und Baumpflanzungen, verwendet seine Sorgfalt gleicherweise auf die Wiesen, die Herden, das Geflügel und andere Haustiere. Warum sollten Knaben nicht zu gleicher Zeit, um nicht zu sagen im gleichen Augenblicke mit verschiedenen Lehrfächern sich beschäftigen können, da ihr Geist noch viel gelehriger ist als der des Mannes?! — Diejenigen, deren Obsorge du anvertraut bist, mögen deshalb dafür sorgen, daß du täglich bei verschiedenen Lehrern Unterricht

---

[1] Mit welcher Schärfe und Bestimmtheit ist hier der Grundsatz, daß die Ausbildung der Geisteskräfte eine allseitige und harmonische sein soll, ausgesprochen, während die moderne Pädagogik sich einbildet, denselben zuerst aufgestellt zu haben! Nicht weniger „modern" ist, was Äneas gleich nachher über die gleichzeitige Beschäftigung mit verschiedenen Unterrichtsgegenständen sagt.

[2] Vgl. hierüber M. Vegius' Erziehungslehre II. 20.



erhaltest, daß du bald der Grammatik, bald der Dialektik, bald einer andern Disciplin deine Aufmerksamkeit widmest, und bei alledem zur rechten Zeit und am rechten Orte die gymnastischen Übungen nicht vernachlässigest.

38. Von der Philosophie.

Wenn nun auch all die verschiedenen Wissenschaften zur geistigen Entwicklung des Menschen beitragen, so zeigen sie uns doch nicht den Weg zu einem tugendhaften Leben. Nur verschleiert, nicht unverhüllt, finden wir bei den Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern Zeichen und Andeutungen über die Tugenden. Deshalb mußt du dich über diese emporschwingen und zur Philosophie selbst, von der ich am Anfange[1] gesprochen habe, deine Zuflucht nehmen. Aber da entgegnet vielleicht einer von deinen Genossen: Was treibst du, Äneas? Während der Knabe mit den Künsten, deren du oben sieben erwähnt hast, sich abmüht, wie sollen wir da nochmals auf dieses Thema zurückkommen? Ein solcher weiß nicht, was der Name „Philosoph" bedeutet, dessen Erfinder bekanntlich Pythagoras gewesen ist. Während nämlich ehedem tugendhafte und gelehrte Männer den Namen „Weise" erhielten, verabscheute dieser es, sich diesen anmaßenden Namen beizulegen, und nannte sich bloß Philosoph, d. h. Liebhaber der Weisheit, und nicht einen Weisen. Deshalb heißt Philosophie soviel als „Liebe zur Weisheit". Die Weisheit umfaßt aber nicht bloß die oben erwähnten sieben Künste, sondern umschließt die Kenntnis aller göttlichen und menschlichen Dinge und Ursachen, in denen diese drei enthalten sind. Deshalb verdient der noch nicht den Namen eines Philosophen, welcher die sieben freien Künste pflegt; jedoch einen Teil der Philosophie hat er sich angeeignet. Ursprünglich richteten die Philosophen ihre Aufmerksamkeit bloß auf die Naturphilosophie und nahmen den Thales von Milet sich zum Vorbilde. Sodann folgte Sokrates, der die Moralphilosophie ins Leben rief; von da an unterschied man die Philosophie in die angedeuteten zwei Teile. Plato fügte ein drittes Glied, die Vernunftphilosophie, hinzu.

Aber bis anhin haben wir von den guten Sitten, die wir der Philosophie entnehmen sollen, noch wenig gesprochen. Deshalb verweisen wir den Knaben am Schlusse des Buches — nicht aber erst am Ende des Studiums — auf die Moralphilosophie. Sie wird dich in zuverlässiger Weise belehren über die Verehrung der göttlichen Majestät, über die Pflichten gegen die Eltern, gegen Vorgesetzte, Fremdlinge, Behörden, Soldaten, Freunde, Gatten, Bürger und Untergebene. Sie wird dein Herz erfüllen mit Verachtung gegen die Habsucht und Geldgier, welchen Leidenschaften, nach dem Zeugnisse Sallust's, kein weiser Mensch je gefröhnt hat. Die Philosophie wird dich lehren Sittsamkeit gegen die Frauen, Liebe

[1] Vgl. oben die Vorrede.

Digitized by Google

zu den Kindern und Verwandten, Sanftmut, Ehrfurcht vor dem Greisenalter, Gehorsam gegen die Gesetze, Beherrschung des Zornes, Bezähmung der Sinnlichkeit, Barmherzigkeit und Mitleid gegen Hilflose und Bedrängte, Gerechtigkeit gegen Gute und Schlechte und Mäßigung der Freude, wenn das Glück deinen Unternehmungen günstig ist. Sie wird dir Trost gewähren im Unglück und dir den Weg zeigen zu einem guten Leben und zur gerechten Regierung deiner Unterthanen. Solche Lehren dürfen dem Knaben nicht vorenthalten werden; aber man muß bei der Auswahl der Bücher sorgfältig zu Werke gehen und ihm nur solche, die in anziehender, deutlicher, gefälliger und gefeilter Sprache geschrieben sind, in die Hand geben, wie wir deren oben schon mehrere angeführt haben. Den dort genannten können noch beigefügt werden: Cicero's Tuskulanische Untersuchungen, seine Abhandlungen über das Greisenalter, über die Freundschaft u. a. Auch die Grosszahl von Senekas Briefen und Boethius Trost der Philosophie wird man nicht ohne Nutzen studieren. Ich weiß übrigens recht wohl, daß es außer den Schriften der genannten Autoren noch zahllose Werke berühmter und gelehrter Männer giebt, welche man getrost den Knaben überlassen darf — doch unter Oberaufsicht des Lehrers, der die schönen gefeilten und zu allgemeinem Ansehen gelangten Bücher kennen soll.

Da dieser ethische Teil der Philosophie alle Lebensalter und Lebensstände berührt und Männern und Greisen Vorschriften erteilt, glauben wir nun für diesen Teil hinlänglich gezeigt zu haben, worüber man dich als Knaben unterrichten, und aus welchen Quellen man dabei schöpfen müsse. Wenn der Schöpfer der Welt und der Urheber unseres Lebens unsere Tage verlängert, werden wir in den übrigen Büchern kurz behandeln, was deinem jeweiligen Lebensalter entspricht, falls wir es nicht vielleicht für ratsam finden, nachdem wir dir so ausgezeichnete Autoren zur Lektüre empfohlen haben, vielmehr zu schweigen, als noch etwas weiteres hinzuzufügen. Inzwischen übe dich fleißig in dem, was wir für dich als Knaben in dieser Schrift Nützliches niedergelegt haben: lerne und arbeite so, daß du dadurch das Verlangen nach Fortsetzung dieses kleinen Werkes kundgebest.

Lebe wohl!

Neustadt, im Februar 1450.

Digitized by Google

Personenregister.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Volksschule.

Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben

von **J. Alleker,**

weil. Seminardirektor zu Brühl.

Dritte, mehrfach umgearbeitete Auflage.

gr. 8°. (XII u. 830 S.) *M.* 8; geb. in Halbfranz *M.* 9.60.

Inhalt: Pädagogische Zeit- und Lebensbilder aus der Geschichte des deutschen Schul- und Erziehungswesens. I. Die Volksschule, der Schüler und der Lehrer derselben. 1. Die äußeren Verhältnisse der Volksschule. 2. Die socialen Verhältnisse der Volksschule. 3. Der Schüler. 4. Über die Seelenvermögen und deren Ausbildung. 5. Über Schulerziehung im allgemeinen. 6. Der christliche Volksschullehrer. — II. Die Unterrichtslehre. 1. Der Elementarunterricht im allgemeinen. 2. Der Religionsunterricht. 3. Der Unterricht im Deutschen. 4. Der Rechenunterricht. 5. Der Gesangunterricht. 6. Der Unterricht in den Realien.

Dr. Fr. J. Knecht in der Literar. Rundschau. 1882. Nr. 13:

„. . . Das ganze Werk steht auf der Höhe der Zeit und zeigt uns die Methodik des Volksschul-Unterrichtes in jener Vollkommenheit, welche dieselbe infolge einer langen Entwicklung heutzutage erreicht hat. Es ist eine Zierde der katholischen pädagogischen Litteratur und ein zuverlässiger Ratgeber, um Schulkandidaten, Lehrer und Schulaufseher in den heutigen Stand der Volksschulbildung einzuführen. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig."

Kurze Geschichte der Erziehung

und des Unterrichtes

mit vorwaltender Rücksicht auf das Volksschulwesen.

Von **Dr. L. Kellner,** Schulrat a. D. und Geh. Regierungsrat.

Ein Hilfsmittel für den Unterricht und zur Vorbereitung auf die durch die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 vorgeschriebenen Prüfungen.

Neunte Auflage.

8°. (XII u. 298 S.) *M.* 2; geb. in Halbleder mit Goldtitel *M.* 2.40.

Kathol. Seminar-Blätter. 1889. Nr. 1:

„Diese ausgezeichnete Geschichte der Pädagogik kann den Lehrern und Erziehern nicht genug empfohlen werden. Sie enthält des Anregenden und Belehrenden so viel, daß sie nicht nur ein treffliches Schulbuch, sondern ebenso sehr ein höchst nützliches Fortbildungsbuch ist. Die Geschichte der Pädagogik sollte von jedem Lehrer nach dem Austritte aus dem Seminar öfters zur Hand genommen werden. Im Lichte der Praxis und der reifern Erkenntnis wird ihm dieselbe erst recht lehrreich."

Allgem. Schulblatt. Wiesbaden 1889. Nr. 7.

„Zeichnet sich durch anmutigen Stil, gründliches Studium der zuverlässigsten Quellen, durch gewissenhaftes Streben nach Wahrheit und Objektivität aus; konfessionell nimmt auch Kellner hier einen mehr vermittelnden, versöhnenden Standpunkt ein, so daß jeder die lehrreiche Schrift mit Befriedigung lesen wird."

Digitized by Google

Erziehungslehre,

besonders für Lehrer und die es werden wollen.

Von **Heinrich Baumgartner,**
Direktor des freien katholischen Lehrerseminars in Zug.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

8°. (XVI u. 208 S.) *M.* 1.60.

Pädagog. Jahresbericht. Leipzig. 38. Bd.:

„Überall zeigt sich eine tüchtige pädagogische Durchbildung, erziehlicher Geist und solide Arbeit; und froh müßte man in unserer Zeit sein, wenn in allen katholischen Lehrerseminaren, ja in allen konfessionellen Seminaren überhaupt die Pädagogik so gut gelehrt würde, wie in dem Buche von Baumgartner."

Leitfaden
der
Seelenlehre oder Psychologie,

besonders für Lehrer und Erzieher.

Von **Heinrich Baumgartner,**
Direktor des freien katholischen Lehrerseminars in Zug.

Zweite, verbesserte Auflage.

8°. (VIII u. 96 S.) *M.* 1.

Gymnasium. Paderborn. 1887. Nr. 6:

„... Baumgartner weiß einerseits alles minder Wichtige und rein Wissenschaftliche, akademische Fragen und Untersuchungen der Neugierde, geschickt auszuscheiden, und andererseits alles zum richtigen Verständnisse wahrhaft Notwendige aus dem Gebiete der Psychologie in gebührender Weise hervortreten zu lassen. Wie die Auswahl, so ist auch die Anordnung, sowie die Art der Behandlung des Stoffes der Aufgabe des Verf. durchgehends entsprechend. Die Sprache ist für jeden Gebildeten verständlich und anziehend durch Lebendigkeit und Frische. Die Definitionen und Beweise sind mit geringen Ausnahmen gründlich, solid und bündig, was bei einem solchen Werke die Hauptsache ist..."

Der Anfänger.

Theoretisch-praktische Anleitung zum Unterricht im ersten Schuljahr für Lehrer und Schulamtskandidaten.

Von **Joh. Schneiderhan,** Oberlehrer am kgl. Schullehrer-Seminar in Gmünd.

Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

8°. (XII u. 358 S.) *M.* 2.40; geb. in Halbleder mit Goldtitel *M.* 2.85.

Allgem. deutsche Lehrerzeitung. Leipzig 1888. Beil. Nr. 8:

„Der Verfasser giebt in jedem der vier Teile seines Buches zuerst eine geschichtliche Entwicklung der Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer des ersten Schuljahres und sodann eine methodisch-praktische Anleitung zum Unterrichten in diesen Fächern. Wir wissen nicht, was wir mehr rühmen sollen: die gediegene, erschöpfende Einführung in die Methodik, oder die praktische, anschauliche und naturgemäße Behandlung der einzelnen Objekte des Unterrichts in der Elementarklasse. Es wird wohl selten eine so wertvolle, fleißige Arbeit dem jungen Lehrer geboten werden, wie die vorliegende; sie sei darum bestens empfohlen!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

DEC 21 1972 ILL

4126633

Digitized by Google

